Burschen heraus!

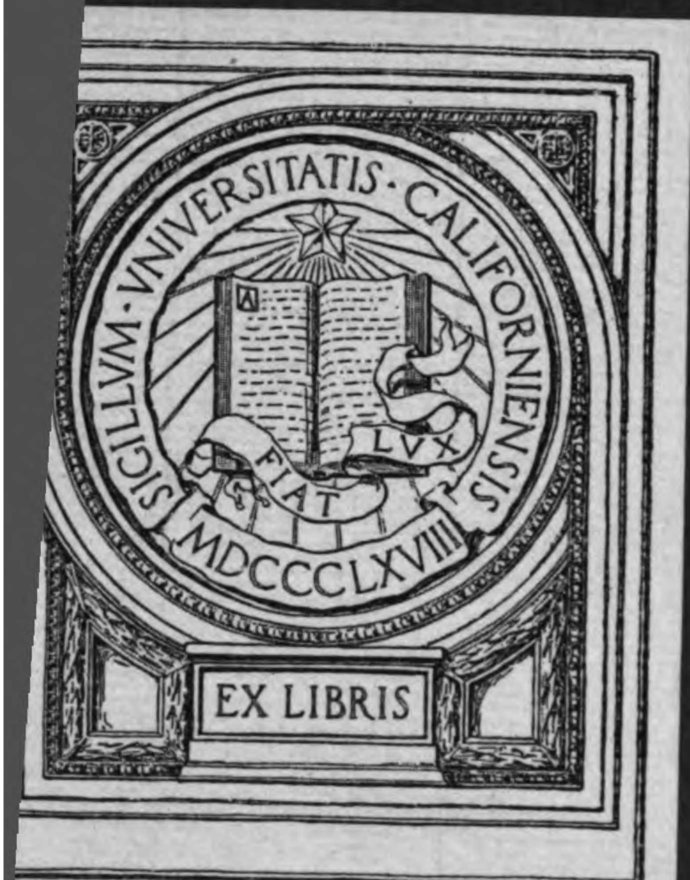
Roman aus der Zeit unserer tiefsten Erniedrigung

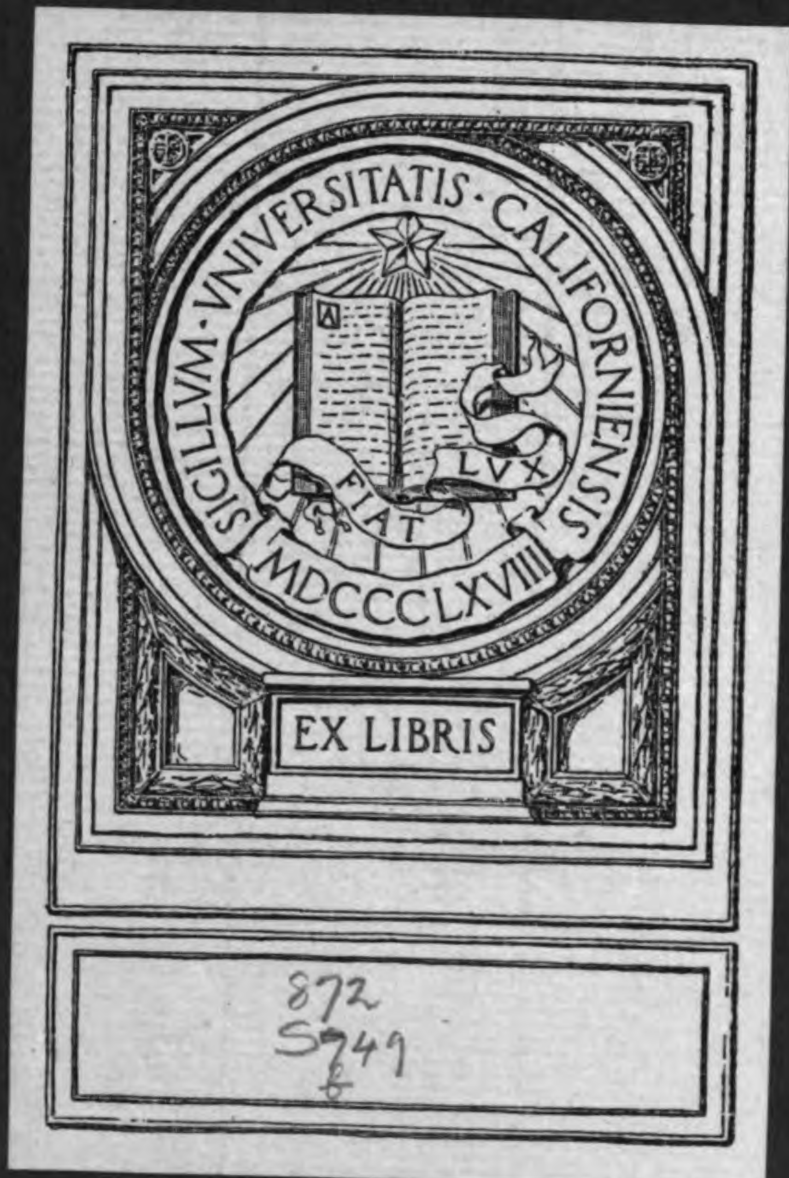
von

August Sperl



München
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS
872
S749
e

Burschen heraus!

Roman

aus der Zeit unserer tiefsten Erniedrigung

Von

August Sperl

Ich halte die menschliche Natur für hoch und finde sie doch immer höher als ich dachte; während die sie für niedrig halten, sie immer niedriger finden als sie erwarteten. Denn sie ist unendlich, unendlichen Steigens und unendlichen Fallens fähig. Aber ihr Wesen — und an dem Glauben sollst du mir festhalten — ihr Wesen ist Adel und nicht Verderben.

John Ruskin

Burschen heraus!

Roman
aus der Zeit unserer tiefsten Erniedrigung

Von

August Sperl

Erste und zweite Auflage
Erstes bis fünftes Tausend

C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck München 1914

C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck

Meiner lieben Burschenschaft Bubenruthia

in dankbarer Gesinnung zugeeignet

16. Juli 1913

Inhalt

Seite

Erstes Buch: Bravo messieurs les Français!

1. Dorther kam's! 3
2. Höher hinan! 29
3. Aus allen Fugen 51
4. Les citoyens 76
5. Die Söhne der Freiheit 91
6. Zertreten 114
7. Totenstille 133
8. Die Bauern 141
9. Pflicht 181

Zweites Buch: Ein deutscher Bub

1. Dämmerlicht 199
2. Evangelium Matthäi 5, 23 und 24 208
3. Sonntag Palmarum 229
4. Pro patria 243

Drittes Buch: Aus tiefer Not

1. Vortrunk 273
2. Alma mater 306
3. Weihnachten 1811 346
4. Der Brandfuchs 377
5. Bunte Lampen 391
6. Schlagt ihn tot —! 418
7. Auf Ehre 445
8. Schäumende Becher 482
9. Der schale Rest 513
10. Aber er lebt —! 545

Erstes Buch

Bravo messieurs les Français!

Die benachbarten Völker werden wie mit verhängtem Zügel sich über uns ergießen, in unseren Ebenen wird um die Herrschaft, ja um das Leben gestritten werden; wir werden den Streitenden ein Polster sein, eine Beute der Sieger, das Grab, an dem alle Nachbarn schaufeln.

Leibniz 1[illegible].

1. Dorther kam's!

Dorther kam's, wo Abend um Abend die Sonne niedergeht, und war bald hell und klar zu hören, bald wieder dumpf und leis. Ward auch zuweilen verschlungen von klirrenden Waffen, von krachenden Schüssen, von klagenden Glocken, rang sich aber doch immer wieder empor und fuhr über das Abendland als ein schmeichelnder, lockender, sieghafter Ton. Er summte mit den Bienen um die Wette in blühenden Bäumen, und lauschend hob der Ferge im Kahn die Ruder, daß die silbernen Tropfen herniederrannen in die grüne Flut. Er klang über wogenden Feldern im Glaste der Sonne und traf wie ein kühles Fächeln die Stirne des Schnitters. Er strich mit dem Herbstwind über die Stoppeln und koste die Feder auf dem Hute des Jägers, der am Waldrand saß, indes auf der Wiese durch webenden Nebel das Wild friedlich vorbeizog. Und er kam wieder und sang unter einem niedern Himmel über verschneiten Wäldern. Tag um Tag, Woche um Woche, Jahr um Jahr kam er aus Westen, der lockende Ton, ging über Wald und Feld, über Bach und Strom und brach sich an ragenden Schlössern und wirbelte über volkreiche Märkte.

Hände falteten sich und Fäuste ballten sich, Lippen bebten und Augen zogen sich schmal zusammen, als würde es blendend helle. Tore wurden verrammelt und Fenster taten sich weit auf.

Tag um Tag, Jahr um Jahr erklang der fremde Ton und war den einen süß und lind zu hören wie eines fernen Hornes froher Klang, den andern aber hart und drohend wie die Posaune des Jüngsten Gerichts.

•

Auf dem Marktplatze des fränkischen Städtchens stand der Brunnen aus alter Zeit, der Brunnen mit dem steinernen

Grafen. Rund um den Brunnen waren die Mägde verſammelt, und immer zwei von ihnen füllten ihre Holzbutten. Aber es währte lange, bis eine Holzbutte voll war; denn die Waſſerſtrahlen liefen ſpärlich aus der Säule — hüben der eine, drüben der andere.

Der Himmel war blau, die Morgenſonne ſtand über den Waldbergen, das hocherhobene Schwert des Grafen glänzte goldig, und die Waſſerſtrahlen fuhren ſilbern in die Butten der Mägde.

Der „Fette Ochſe" am Marktplatze war die beſte Einkehr des Städtchens. Ein ſchöner Erker ſprang aus dem Erdgeſchoſſe der breiten Giebelwand, und es war gut ſitzen und trinken in dieſem Erker. Zur Rechten und Linken der Toreinfahrt waren Steinbänke angebracht, und über dem Spitzbogen ruhte auf ſeinem Sockel der ſteinerne Ochſe und ſchaute mit glotzenden Augen herab — wie er ſchon auf Karl, den fünften Kaiſer dieſes Namens, heruntergeglotzt hatte.

Hoch und breit war die Einfahrt, weit offen ſtanden ihre Flügel, und mit dumpfem Gepolter kam ein ſchwerer Viererzug aus der Tiefe des Hauſes.

Die Pferde beſchrieben hinaus auf den Marktplatz einen Kreis, und quer vor das Tor rollte die dickbauchige Kutſche.

Die am Brunnen hatten die Köpfe zum Fetten Ochſen gewendet, und eine von den Mägden ſagte mit wichtiger Miene halblaut: „Jetzt geht's den Großen an Kragen."

„Wird nit ſo arg werden," meinte eine andere und hob ihre Butte vom Brett.

„Gewiß und wahr," ſagte die erſte. „Jetzt kommen die Franzoſen. Aber den Kleinen tun ſie nix; die Großen, die müſſen dran glauben."

•

Am Fenſter, im erſten Stock des Gaſthofes, ſtand eine bleiche Frau und ſpähte mit angſtvollen Augen herab auf

den Marktplatz. Ein Herr trat neben sie und sprach auf sie ein. Sie aber schüttelte den Kopf. Da griff er nach ihrer Hand, beugte sich herab und zog sie an seine Lippen.

Drunten vor dem Hause versammelte sich das Volk: Handwerker in Hemdärmeln, wie sie aus der Werkstatt kamen, Kinder, barfuß, Mägde mit der Butte auf dem Rücken.

Mit unbewegten Gesichtern saßen die beiden Kutscher in den Sätteln. Hintenauf aber, hoch über dem Kutschenkasten, saß das zierliche Kammermensch im grauen Reiseanzug. Der Kammerdiener stand noch am Tore.

„Jetzt pressiert's aber!" rief ein langer, hagerer Mann zu den Kutschern hinauf. Die saßen stumm und regungslos.

„Tun als hörten sie's nicht," lachte der Bürger. „Hören's ganz gut."

„Wess' Brot ich ess', dess' Lied ich sing'," sagte einer aus dem Haufen.

„Wer sind denn die Herrschaften, die nobeln?"

„Aus dem Bischöflichen sind sie."

„Weiß keiner, wie s' heißen?"

Keiner konnte Antwort geben, und die auf den Pferden und das Kammermensch hintenauf saßen stumm und rührten sich nicht.

Aus dem Torbogen kam der fremde Herr mit der bleichen Dame am Arme. Nun standen die Leute ganz still, und der eine und andere von den Männern griff an die Mütze.

„Jawohl, das fallet mir auch ein, daß ich die da grüßen tät," murrte der Lange. „Die Zeiten sind vorüber, wo sich unsereiner vor jeder Kutschen in Dreck gelegt hat. Und die Zeiten kommen auch nie mehr. Ja, wer weiß, ob ich unsere eigene Herrschaft noch grüßen mag, wenn sie heut durch die Stadt fährt?"

„Das wirst du dir vielleicht noch überlegen," lachte einer neben ihm.

„Wer weiß!" sagte der Lange zum zweitenmal, zuckte die schmalen Schultern und schnitt ein grimmiges Gesicht.

Am Wagenschlage stand der Wirt und hielt den silbernen Griff: „Wünsch' Euer Exzellenz glückliche Reise."

Der Lange war hinter den Wagen gegangen und prüfte das schwere Gepäck. „Und wo geht also die Reis' hin, Jungfer?"

Angstvoll wandte das hübsche Kammermensch den Kopf, sah wieder gerade aus und piepste: „Nach Nürnberg, Monsieur."

„Also nach Nürnberg," rief der Lange. „Glückliche Reis'!"

Der Vornehme zog die Fenster empor, und der Lange trat neben den Schlag. Er hatte die Hände in die Hosentaschen gesteckt, die Mütze saß ihm schief auf dem Schädel, er stand mit gespreizten Beinen und guckte mit frechen Augen in den Wagen hinein.

Plötzlich aber griff er an die Mütze, hob sie hoch empor, trat zurück und rief mit lauter Stimme: „Freiheit — Gleichheit — Brüderlichkeit!"

Die Dame war totenbleich geworden und sank in die seidenen Kissen. Von allerwärts kamen die Neugierigen heran und umringten den Wagen.

„Ja wohl, jetzt pfeift halt der Wind aus ei'm andern Loch," schrie der Lange. „Jetzt geht euch das Wasser an Kragen, ihr Edelleut!"

Der Vornehme ließ ein Fenster herab und schrie dem Kammerdiener zu: „Worauf wartet ihr noch? Vorwärts!"

Der kletterte eilig auf seinen Sitz neben das Mensch, die Pferde griffen aus, und die Karosse rollte über die Katzenköpfe des Pflasters.

„Sag ihm noch was, Koram!" rief einer aus dem Haufen.

Da schwenkte der Lange die Mütze und schrie: „Hoch sollen sie leben — und verrecken am Galgen!"

„Hoch — hoch —!“ brüllten ihrer etliche, und die Jugend rannte hinter dem Wagen drein.

Das Kammermensch auf seinem hohen Sitz wandte das angstverzerrte Gesicht. Da flog ihr ein Stein auf den Rücken, daß sie aufkreischte.

„Ihr Racker, ihr verfluchten!“ schrie der Kammerdiener und zog die Hetzpeitsche unter dem Leder hervor. Aber die Jungfer umklammerte seinen Arm und sprach auf ihn ein.

•

Am Marktplatze stand ein breites, dreistöckiges Haus, ein altes Haus mit hohem Giebel. Ein Stockwerk war immer über das andere herausgebaut, die Fenster waren niedrig, aber breit, immer zwei stießen nahe aneinander. Eine doppelte Freitreppe mit schönem Geländer führte empor zur braungebeizten Haustüre, an der das Messingschloß funkelte. Über die Türe war ein altes steinernes Wappen mit reicher Helmdecke eingelassen — der Pelikan, der sich die Brust aufreißt und die Jungen mit seinem Herzblute speist.

In dem Erkerlein über dem Wappen stand ein Mädchen und blickte zwischen den Blättern eines Wachsblumenstockes durchs geschlossene Fenster hinab auf den Marktplatz.

„Was haben sie denn wieder, die Leute?“ fragte die Frau, die am runden Tische mitten in der Stube saß. „Es wird immer wilder im Städtchen.“

„Der Reisewagen mit den Fremden fährt ab, und die Leute bringen ihnen ein Vivat. Aber sie lachen und sie stoßen sich.“

Das Mädchen kam vom Antritt herunter in die Stube. „Was ich nun schon alles erlebt habe in den acht Wochen bei Ihnen, Frau Doktor — so viel hab' ich in den einundzwanzig Jahren bei uns draußen nicht gesehen.“

„Ach Klara, wenn du mir nur treu bleibst.“

„Aber warum denn nicht, Frau Doktor?“ Sie machte große Augen.

„Die Arbeit wird dir zu viel werden."

„Mir?" Das Mädchen reckte sich und kreuzte die Arme unter der Brust.

Die zarte Doktorsfrau blickte mit schmerzlichem Lächeln hinüber auf die hohe Gestalt und schüttelte den Kopf. „Nein, Klara, so war's nicht gemeint. Daß du kräftig bist, das sehe ich alle Tage — hätte ich Anlage zum Neid, da könnte ich neidig werden."

„Nun also, Frau Doktor?" Sie hatte die Arme sinken lassen und strich über ihre schwarze Schürze, ihre Augen füllten sich mit Tränen. „Sehen Sie, wie kräftig ich bin?" Sie hob den Zipfel ihrer Schürze und fuhr über ihre Augen. „Nun hatte ich mir's doch ganz fest vorgenommen, wenigstens am Tage nicht mehr zu weinen, aber da sehen Sie selbst —"

Die Doktorsfrau war aufgestanden und neben das Mädchen getreten — „du Arme!"

„Ist ja schon vorbei," lächelte das Mädchen.

„Wird immer wieder kommen, Klara. Eltern kann man nur einmal verlieren, und wenn dieses Einmal erst vor einem halben Jahr gewesen ist —"

„Dann hat man trotzdem die Pflicht, sein Leid hinunterzuschlucken und nicht bei jeder Gelegenheit überzufließen wie eine volle Wasserbutte. Aber ich werd' auch das noch bezwingen. Und nun sagen Sie selbst, warum sollte ich's nicht bei Ihnen aushalten? Wo will ich denn hin?"

„Du kannst es anderswo besser haben als bei uns."

„Besser haben? Und sind Sie denn nicht so gut, so herzensgut mit mir?" Sie faltete die Hände, und wieder tropften die Tränen aus ihren Augen.

„Arbeit von früh bis nacht und dabei viel grobe Arbeit —"

Das Mädchen lachte und hob die roten Hände. „Sehen die da vielleicht so aus, als ob sie's nicht gewohnt wären?"

„Kinder warten und Handreichung tun im Doktorszimmer —"

„Soll ich vielleicht in Ohnmacht fallen, wenn einem Bauern der Zahn gezogen wird?"

„Ach Gott, Klara, das ist's ja eben. Jetzt bist du acht Wochen bei uns, und ich könnte mir unser Haus gar nimmer ohne dich denken. Und daß ich seitdem nimmer assistieren muß" — sie bedeckte die Augen mit den Händen — „ach Gott, es ist mir eine wahre Erlösung."

„Wäre auch nichts für Ihre zarte Gesundheit, Frau Doktor," entschied das Mädchen und streifte mit einem mitleidigen Blick über die Herrin. „Ich aber kann's — also! Und Kinder warten? Ja, Frau Doktor, gibt's denn überhaupt etwas Schöneres auf Erden? Ist mir nur leid, daß Sie mir's gar wenig lassen."

„Ich wollte gerne eine Magd zur groben Arbeit dingen, aber du weißt — die Zeiten sind schlecht."

„Und der Herr Doktor tut's ohnedies der Hälfte von seinen Patienten umsonst", fiel das Mädchen ein. „Ich hab's ja schon lange gemerkt. Also wozu noch eine Magd zu dem Knecht? Ja, bin ich denn vielleicht zum Faullenzen in Ihrem Haus? Bin ich denn nicht Magd genug? Und lassen Sie nicht alle Samstag noch die Putzfrau kommen?"

„Magd genug?" Die Frau sah von der Seite her zweifelnd auf das schöne Antlitz, das unter den schwarzen, gescheitelten Haaren so frei und stolz in die Welt hinausblickte. „Das meine ich eben, Klara, du bist nicht, was man unter einer Magd versteht."

„Will aber doch gar nichts anderes sein, Frau Doktor. Könnt's freilich bei Ihnen völlig vergessen, daß ich die Magd bin. Darf ich nicht jeden Abend in der Wohnstube sitzen und zuhören, wenn der Herr Doktor vorliest? Gerade wie mein seliger Vater uns vorgelesen hat in der Winterzeit. Und ist denn die Arbeit was Schimpfliches?"

„O, gewiß nicht, Klara." Die Herrin wandte sich ab. „Mag sein, ich bin halt unter Vorurteilen aufgewachsen."

„Und dafür sind Sie," das Mädchen stockte und wurde rot, „eine geborene Baronin. — Nun —", sie lächelte schelmisch und zupfte an ihrer Schürze — „und ich bin eine Pächterstochter, das ist der Unterschied — oder der Schiedunter, wie mein seliger Vater gesagt hat. Und glauben Sie denn wirklich, Frau Doktor, daß die großen Geister nur für die Leute mit feinen Händen gedacht haben? Ich glaub's nicht. Werde mein Lebtag dienen müssen und dank's dem seligen Vater doch und dem guten alten Pfarrer, daß ich manches kenne, was sonst nie an unsereinen kommt. — Aber ich will jetzt an meine Arbeit gehen."

„Klara!"

„Frau Doktor?"

„Mir ist so angst, unsagbar angst."

„Sie arme Frau Doktor!"

„Es kommt etwas, es kommt etwas Furchtbares. Ich ahne es, wie ich schon als Kind jedes Gewitter im voraus gefühlt habe."

„O, Sie arme Frau Doktor. Warum warten Sie aber nicht lieber, bis es da ist? Dann ist noch immer Zeit zum Sorgen."

„Ich fühle es genau so schwer, wie wenn es schon da wäre."

Das Mädchen schüttelte heftig den Kopf und sah ernsthaft vor sich hin. „Verzeihen Sie — ich glaube, das ist ein Unrecht."

„Ich kann nicht leichtsinnig in die Zukunft gehen."

„Sollen Sie auch nicht. Aber stark sollen Sie bleiben. Und wie können Sie stark bleiben, wenn Sie sich schon vorher in Gedanken schwächen?"

„Ich sehe alles, genau wie's kommen wird."

„Und wenn es da ist, hat's doch ein ganz anderes Gesicht. Da fällt mir ein, was mein seliger Vater oft gesagt hat:

Du meinst, aus einem von drei Löchern wird das Unglück kommen, und dann kriecht's unversehens aus einem vierten heraus."

„Jedenfalls wird's ein furchtbares Gesicht haben," murmelte die Frau.

„Wir wollen's abwarten."

„O Klara, du hast doch auch schon so viel Schweres erlebt. Den Brand, bei dem ihr alles verloren habt, die böse Krankheit, die dir Vater und Mutter in wenigen Tagen genommen hat. So was hätte mich wahrhaftig ganz zerdrückt. Aber es muß doch auch dir immer noch nachgehen wie ein Schatten?"

„O freilich, Frau Doktor, wie ein Schatten, ein großer, schwarzer Schatten. Aber ich wehr' mich halt gegen den Schatten und scheuch' ihn zurück, mach' mir lichte Gedanken und vertrau' meinem Herrgott."

„Ach ja!" Die zarte Frau bedeckte die Augen mit den Händen. „Glücklich, wer das kann. Du bist stark, ich bin schwach, das ist alles."

„Keiner hat die Kraft von sich selber."

„Manchem aber ist sie ganz versagt."

„Und wer sich nichts zutraut, dem verdorrt auch der Wille zur Kraft."

*

Vor einer Woche waren sie einmarschiert, vorgestern waren sie abgezogen — über Nacht gekommen, im Morgengrauen gegangen, die Soldaten des Kaisers.

Niemand hatte sie herbeigerufen, und niemand weinte ihnen nach. Mit feindseligen Blicken hatte man sie empfangen, mit Hohnworten hatte man sie begleitet — die Soldaten des Kaisers, als sie mit zusammengebissenen Zähnen, dröhnenden Schrittes, ohne Sang und Klang aus dem Bachtor marschierten, auf der Flucht vor den Franzosen, die Soldaten des Kaisers.

Keiner klagte ihnen nach? Nur einer, in seiner Art. Nicht mit Tränen. Aber viele hatten ihn gesehen, wie er zornrot, an den Gliedern zitternd, auf dem Marktplatze stand und auf einen Haufen Bürger hineinwetterte: „Seid ihr verrückt? Hinter euern Freunden pfeift ihr drein und euren Feinden jauchzt ihr entgegen!" Jawohl, dieser Handelsmann, der wollte immer alles besser wissen als der gemeine Mann.

Also, sie waren fort, und die Straße war frei. Kaiserliche Truppen! Was bedurfte man der Kaiserlichen noch? Das Kaiserreich war morsch und alt, fast tausend Jahre alt, und krachte in allen seinen Fugen. Mochte sich des Kaisers zerschlissene Herrlichkeit ostwärts bewegen mit den Fahnen seiner Regimenter. Nach Westen wendet die Köpfe! Von Westen kommt's. Hört ihr den Ton?

Das war ein Scheuern und Fegen gewesen, gestern den ganzen Tag. Die Stuben sind heute noch naß, weit offen stehen die Fenster, und die weißen Vorhänge wehen lustig hinaus auf die Straße. Laßt die Fenster offen stehen, laßt den kaiserlichen Geruch hinaus in den goldigen Sommermorgen und lauscht dem glockenhellen Ton aus Westen.

Die Straße ist frei, und die Franzosen können heran. Die Franzosen, hört ihr? Das werden andere Kerle sein als die plumpen Soldaten des Kaisers. Franzosen sind's; aus Paris kommen sie. Und das Wunderhorn haben sie bei sich. Hört ihr den Ton? Immer heller, immer klarer. Und ein Zittern geht über alles Volk, das erwartungsvolle Zittern der Freude.

Und dort — jawohl, da ist's ja schon zu lesen. Dort am schwarzen Brette hinter dem Drahtgitter neben der Rathaustreppe über der Steinbank. Hat's der Nachtwind hergetragen, das bedruckte Papier — oder aber der Reiter vorhin auf dem schweißtriefenden Pferde?

Und schon steht ein Menschenhaufe davor.

Aber halt, da kommt auch der Handelsmann. Alle weichen ihm aus; denn er ist ein angesehener Bürger — wenn er auch mit seinen groben Reden schon so manchem Nachbarn in sein Blumenbeet getreten ist. Nun hat er's gelesen, wendet sich und geht zurück und — ja, ohne Zweifel, er spuckt nun kräftig aufs Pflaster.

Hat er etwas gesagt?

Wie, was hat er gesagt? Er geht quer über den Platz, in seinen Laden zurück. —

Aber da — ei da soll doch, was hat denn der Schneider Koram für ein blutrotes Ding auf dem Kopf? Wahrhaftig, da muß man auch hinüber gehen. —

Ein Haufe Männer und Weiber stand vor dem Anschlag am schwarzen Brette, und ganz vorn in die erste Reihe hatte sich der lange Schneider gedrängt mit der roten Jakobinermütze auf dem spitzigen Schädel.

„Nachbar," ließ sich einer vernehmen, „du kannst uns wohl den Gefallen tun."

Der Schneider wandte sich und suchte von oben herunter den Sprecher im Haufen. „Ich verstehe," sagte er mit näselnder Stimme und verzog das faltige Gesicht, „du hast deine Brille vergessen." Da ging ein Lachen durch den Haufen. Ernsthaft aber begann der Schneider: „Es ist eine große Botschaft vom Bürgergeneral Schurdang."

„Ist ja nicht wahr," unterbrach ihn einer, „Jourdan, J—o—u—r—d—a—n— schreibt er sich."

„Schafskopf," belehrte ihn der Schneider und rückte an seiner Mütze. „Das ist eben das Merkwürdige an ihrer Sprache, daß sie anders geschrieben und anders gesprochen wird."

Eine tiefe Stimme rief von der äußersten Reihe her: „Ganz richtig, Meister Koram." Der Schneider fuhr herum und sah den Handelsmann, der zurückgekehrt war.

„Ihr müßt's ja wissen, Bürger Ehrhard," rief der Jakobiner. „Ihr habt's ja wohl von Grund aus studiert in Paris."

„Hab' ich, Meister Koram," antwortete der Handelsmann. „Und ich sag' euch, Leute, die französische Sprache ist so merkwürdig, kaum zu glauben, wie merkwürdig sie ist. Ihr werdet's ja nun bald an euern eigenen Leibern erfahren. Da schreibt sich einer zum Exempel auf französisch ‚Schaf' und auf deutsch ist er ein Fuchs oder ein Wolf." Damit wandte er sich seinem Laden zu.

Die Leute sahen sich an, und etliche lachten; denn sie ahnten, daß der Handelsmann einen Witz gemacht hatte. Andre verzogen das Gesicht nicht. Der Schneider aber sagte halblaut hinter ihm her: „Das soll er in etlichen Tagen auch noch probieren, der Siebengescheite, der Überstudierte. Den Schurdang hat er gemeint. Na wart nur, wenn der Schurdang kommt, der wird ihn zwischen den Fingern zerdrücken."

„Lies Nachbar, mach' weiter!" mahnte einer aus dem Haufen.

Da räusperte sich der Schneider und begann: „Gegeben in meinem Hauptquartier den elften Messidor im vierten Jahre der Republik." Er hielt inne und erklärte: „Das ist also jetzt anno 1796." Dann fuhr er fort: „Die vielfältigen Siege der französischen Republik, das Geschrei der vom Kriege ermüdeten Völker, der nichts als Ruin und Verheerung für sie mit sich führt, die rührende Stimme der Menschheit, welche ohne Aufhören wiederholt, daß es Zeit ist, den Strömen Bluts Einhalt zu tun —"

Eine Weibsperson rief aus dem Haufen: „Nachbar Koram, du mußt das langsamer lesen!"

„Na also," brummte der Schneider. „Nichts kann das verhärtete Herz eurer Souveräne rühren, nichts ist imstande, sie zu bewegen, einen Frieden zu verlangen, welcher die Ruhe und das Glück von ganz Europa bestimmen muß."

Bürger Koram hielt inne und wandte sich zurück. „Habt ihr das alles verstanden, Mitbürger?"

Ein Murmeln ging durch den Haufen. Die Weibsperson aber rief: „Nachbar Koram, das ist ein gar langes Gesetz, da weiß einer zuletzt nimmer, wie's angefangen hat."

„Na, ja," meinte der Jakobiner, während die andern lachten, „du hast ja recht, so will ich's euch verdeutschen. Die große Nation, das sind die Franzosen, die Republik, wo ihren König geköpft hat —"

„Pfui Teufel!" rief ganz laut ein alter Mann im Haufen, und alle sahen sich um nach ihm.

„Du, Nachbar, da nimm dich fein in acht mit deinem Pfui Teufel! Die Franzosen sind helle Köpfe und werden wohl wissen, warum sie ihr Haus gefegt haben. Aber laßt euch sagen, was der Schurdang meint: die große Nation will, daß die ganze Welt in Frieden und Glückseligkeit lebt, daß alles gleich und frei und brüderlich sein soll. Die Suverängs, das sind die da droben" — der Schneider Koram hob die geballte Faust dorthin, wo über den Giebeln des Städtleins das alte Grafenschloß von seinem Felsen herabschaute — „die Grafen und Fürsten und Herzöge und zuletzt der Kaiser, die wollen, daß alles ungleich bleibt und daß die Menschen unfrei und feindselig untereinander leben. Und das kann der Franzos, der wo's gut meint mit dem kleinen Mann, nimmer leiden und deswegen hat er Krieg angefangen mit unserm Kaiser. Weil's im Guten nit hat gehen können, will er's im Bösen dahinbringen, daß alle die Völker, die Deutschen und die Polaken, die Welschen und die Russen frei werden. —"

„Und was hat der Franzos davon für einen Nutzen?" ließ sich der alte Mann vernehmen, der vorhin pfui Teufel gerufen hatte.

„Nutzen?" Der Jakobiner rückte an seiner roten Mütze.

„Ja wohl, wenn der Vater Brand keinen Nutzen sieht, nachher geht's ihm nit ein in seinen dicken Schädel."

Alle lachten und sahen auf den weißhaarigen Mann, der mit unbewegtem Angesicht auf den Sprecher blickte.

„Muß denn alles einen Nutzen bringen?" rief der Schneider.

„Also der Franzos tut's ohne Nutzen?" sagte der Alte. „Und ganz umsonst kommt er den weiten Weg marschiert, nur damit wir glücklich werden? Hm! Hernach ist halt der Franzos anders, als die Leut hierzulande sind." Und damit wandte auch er sich und ging langsam über den Markt, stieg die Steinstufen zum Kaufladen empor und verschwand in der Türe des Bürgers Ehrhardt.

Mit schallender Stimme aber erklärte der Schneider seinen Mitbürgern die große Mission der Franzosen, und mit Nachdruck las er die Sätze aus Jourdans Aufruf: „Täuschet euch nicht, friedsame Bewohner dieser unglücklichen Gegenden! Ihr seid es nicht, die wir zerstören wollen. Euer Eigentum soll nicht verwüstet werden. Ihr werdet eure Häuser nicht in Flammen aufgehen sehen."

Ein beifälliges Gemurmel ging durch den Haufen, der nun im Halbkreis um das Rathaus bis fast hinunter zum Grafenbrunnen stand.

Und Koram las weiter: „Den Generälen, Ober- und Unteroffizieren ist aufgetragen, die strengste Disziplin unter den Truppen zu handhaben ... kein Soldat darf plündern, keiner die Bewohner mißhandeln."

„Das ist ein wackerer General!" rief nun einer aus dem Haufen. Und Koram las weiter: „Die Bewohner des Landes, wodurch die Armee ziehen wird, sind aufgefordert, friedsam in ihren Wohnungen zu verbleiben. Alle die, welche mit Habschaft und Vieh als flüchtig ergriffen werden, sollen arretiert werden."

„Na ja," rief einer aus dem Haufen, „was braucht man da auch gleich zu laufen davon? Da is es doch besser, man bleibt und betreibt seine Geschäfte?"

„Recht haste, Salomon!" rief ein anderer. „Wer weiß, vielleicht werden sie jetzt auch gleich gemacht, die Juden, von den Franzosen! Was sollten sie also laufen davon?"

„Oho, das wär' auch was!" gröhlte einer in der vordersten Reihe. Und nun ging ein lautes, behagliches Lachen durch den ganzen Haufen. Der Jude Salomon aber strich den Bart und sagte leise, daß es niemand vernahm: „Wer weiß?"

„Weiter, Nachbar Koram!" schrieen zwei, drei aus dem Volke. Und der Schneider las: „Die Bewohner der Länder, wodurch die Armee ziehen wird, sind gehalten, auf der Stelle ihre Waffen an die Orte niederzulegen, welche dazu den Vorstehern und Bürgermeistern werden bezeichnet werden."

„Das hört sich schon gröber an!" rief einer über die Köpfe der andern.

„Ist ja nur wegen der Ordnung," belehrte der Schneider. „Ordnung muß einmal sein. Und wenn der Franzos Ordnung halten will, dann muß er auch da nach dem Rechten sehen."

„Meinen Schießprügel geb' ich nit 'raus," rief der andere. Und wieder ging das Murmeln durch den Haufen.

„Ist ja noch gar nit so weit," beruhigte der Schneider und machte ein ärgerliches Gesicht. Und plötzlich sprang er auf die Steinbank, fuchtelte mit den langen Armen, schob die rote Mütze in den Nacken und rief, daß man's auf dem ganzen Marktplatz hörte: „Bürger, laßt euch sagen, die Hauptsach ist jetzt, daß der Schurdang unseren guten Willen sieht, und den kann er uns naturmang nit an der Nase absehen, also müssen wir's ihm handgreiflich machen." Er hob seine rote Mütze vom Schädel und schwenkte sie. „Wir müssen dem Franzosen zeigen, Mann für Mann, daß wir wissen, was

Brauch ist. Ich hab' mich vorgesehen — das Stück kostet dreißig Kreuzer —."

„Holla!" unterbrach ihn einer aus dem Haufen. „Seit wann ist es denn erlaubt, daß die Schneider den Leuten auch Hüte verkaufen? Das wird man dir weisen von Zunft wegen."

Der Schneider kreischte vor Vergnügen und warf die Mütze hoch empor, fing sie auf, stülpte sie über den Schädel. „Von Zunft wegen, Bürger Huterer? I, den schaut an! Meint der, daß grad vor den Huterern die Gleichmacherei aufhört!"

„Na, die Zünft' werden s' aber doch noch respektieren, die Franzosen!" rief ein anderer.

„Respektieren?" Der Schneider zappelte mit Händen und Füßen. „Gar nix wird respektiert. Hört ihr's nit? Links — rechts — links — rechts, so kommt's, und der Erdboden wackelt, und es ist nimmer zum Aufhalten, es geht über und über, und was hoch ist, muß nieder werden, und was bucklig ist, muß grad werden, und was ein guter Bürger ist und hat seinen Verstand in Ordnung und weiß was von der Zeit, der muß jetzt das Herz in die zwei Händ nehmen und mit mir schreien aus Leibeskräften: der Schurdang soll leben, vivat hoch —!"

Etliche aus dem Haufen schrieen mit, und draußen vom äußersten Ringe antwortete die Jugend, Buben und Mägdlein — „vivat hoch!"

Der Schneider schwenkte die Mütze und schrie mit gellender Stimme zum zweitenmal — „vivat hoch!" Und nun schrieen schon die meisten im Haufen — die einen, weil's gar nichts kostete, andere, weil ihnen die Gänsehaut der Begeisterung über den Buckel kroch, wieder andere, weil sie doch auch ihren Verstand beisammen hatten, viele, weil sie vom großen Umschwung der Dinge die Erlösung von all ihren

besonderen Übeln erhofften. Die Schuljugend aber hörte überhaupt nicht mehr zu schreien auf, und als der Schneider zum dritten Male vivat rief, da brüllte und kreischte alles weit umher.

Koram war von der Steinbank heruntergestiegen, und sie umdrängten ihn und schrieen alle zusammen auf ihn hinein, und wenn er sich aufrecht hielt, dann sah sein gelbes, faltiges Gesicht mit dem fahlen Backenbarte unter der roten Mütze weit über alle Köpfe hinaus. Er hatte aber eine bewegliche Gemütsart, konnte nicht lang gerade stehen, ließ sich fort und fort in die Knie sinken, patschte seine dürren Schenkel, und also tauchte sein Kopf immer wieder hinab und fuhr empor, und er war anzusehen —

„Wie ein großer Affe!" sagte der Handelsmann, der weit drüben an seinem Ladenfenster stand.

„Zum Lachen," sagte neben ihm der alte Mann, der vorhin den Schneider nach dem Nutzen gefragt hatte.

Der Handelsmann zog die Stirn in Falten. „Ja wohl, zum Lachen, wenn er als Vogelscheuche in einem Krautacker stände, der Kerl mit der roten Mütze; so aber —." Und nun riß er die Türe auf und rief mit seinem dröhnenden Basse über den Marktplatz: „Nur die allergrößten Kälber wählen ihre Metzger selber!"

Schade, daß ihn niemand verstehen konnte; denn die Kinder schrieen gerade wieder vivat, daß es gellte zwischen den Fachwerkgiebeln der Häuser.

•

Es war ein Haus hinter der Kirche, ein altes Haus, über dessen Türe die Worte „artibus et litteris" standen. Zu ebener Erde waren die Fenster offen, und die zehn Knaben auf den bös zerschnitzten Schulbänken lauschten mit gierigen Augen auf das Vivatrufen. Einer von ihnen aber stand mit dem Buche in der Hand und las mit lauter, eintöniger

Stimme: „Was kümmern mich die fremden Völker? Ich lobe sie, aber ich liebe nur mein Vaterland. Sorge du vor allem, daß du deinem Vaterlande nützest. Der brave Mann fragt immer zuerst und zuletzt, was dem Vaterlande nütze."

„Übersetzen!" befahl der jugendliche Lehrer, der am Katheder lehnte, und der Knabe übersetzte fließend ins Lateinische, bis er an die Stelle kam — was dem Vaterlande nütze. Und er übersetzte quid prodest patriae.

Da stampfte der Lehrer und sagte: „Falsch!"

„Quid patriae prosit," plärrte der kleine Lateiner.

Der Lehrer zog seine dicke Sackuhr. „Ihr Buben, wir haben zwar erst dreiviertel, aber heut ist halt auch ein ganz besonderer Tag."

Die Buben saßen mit gereckten Hälsen.

„Und wißt ihr denn, was jetzt in der Welt los ist?"

„Die Franzosen kommen!" schrieen die Zehn wie aus einem Rachen.

Wieder tönten vom Marktplatze die Vivatrufe herüber.

„Und was bringen die Franzosen der Welt?"

„Freiheit!" schrieen die Zehn.

„Und —?" Der kleine, schlanke Lehrer war auf den Katheder gestiegen, seine glänzenden Augen waren in weite Ferne gerichtet.

„Gleichheit!" rief der Primus.

„Und —?" rief der Lehrer.

„Brüderlichkeit!" brüllte der Chorus.

„Dann lauft, was ihr laufen könnt, und schreit mit denen auf dem Markte vivat!"

Jauchzend sprangen sie empor, rafften die Bücher zusammen und stürmten aus der Stube, hinaus auf die stille Gasse, um die Ecke zum Marktplatz.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Hufe eines Pferdes klapperten über die Steine, und ins offene Fenster guckte der Reiter.

„Es geht los!“ rief er in die Schulstube hinein: „Auf dem Markte steht der Koram, hat eine Jakobinermütze auf dem Kopf und predigt allem Volk.“

„Der Koram?“ Das Gesicht des Lehrers verzog sich.

„Und General Jourdan hat einen Aufruf anschlagen lassen.“

„Nun — und —?“ rief der Lehrer.

„Schöne Worte, kraftvoll, trostvoll, liebevoll,“ antwortete der Reiter mit nachdenklichem Ernste.

„Hab' ich's nicht gesagt?“ triumphierte der Lehrer. „Doktor, was stehst du draußen, binde deinen Gaul an den Ring, komm zu mir herauf und trinke ein Glas Wein auf sein Wohl!“

„Muß noch einen Patienten besuchen, Bruder. Und jetzt schon auf sein Wohl trinken? Nein, das kann ich denn doch nicht.“

„Bruder, komm!“ Der Lehrer hatte die Hände gefaltet. „Nur zehn Minuten!“

„Nun, meinetwegen.“ Der Arzt stieg ab, band sein Pferd an und trat ins Haus.

Der Lehrer stürmte ihm entgegen, faßte ihn unter dem Arme und zog ihn die enge, steile Stiege empor. Und es klang wie unterdrücktes Jauchzen, was er nun hervorbrachte: „Es kommt mit Macht, paß auf, paß auf! Mir ist, als sähe ich hinaus in weite, sonnige Ferne. Und ich sehe ihn blinken, den Rhein, und sie schlagen zahllose Brücken, und der Boden dröhnt unter ihren Füßen, und sie kommen heran. Siehst du sie? Ihre Augen leuchten von dem göttlichen Funken, den jeder von ihnen haben muß, weil er sich entzündet hat an den Fackeln der Freiheit. Siehst du das Heer der Rächer?“

Sie standen oben im Vorplatze, der Kleine riß sich los, sprang in die Mitte des Platzes und rief mit schallender

Stimme: „Burschen heraus! Was wir furchtsam hinter verschlossenen Türen halblaut einer dem andern ins Ohr geraunt, was uns die Wissenden ins Herz gelegt haben, was wir schon fast nimmer zu hoffen wagten — es wird offenbar, es wächst vor unseren Augen empor, es wird zur Wirklichkeit. Burschen heraus! Schon sehe ich sie hoch oben auf dem altersmorschen Bau, und sie schlagen das löcherige Dach ein, und die Sonne scheint hindurch, und sie reißen die fauligen Balken heraus, und die Fledermäuse schwirren entsetzt hervor und taumeln umher und — siehst du? — bis auf den Grund wird es niedergerissen, das brüchige Haus, Römisch Reich genannt, und auf das Zauberwort aus Westen steigt ein neuer Tempel empor, zehnmal größer, mit gewaltigen Toren, geöffnet nach allen vier Enden der Erde, und sie kommen von Morgen und Abend und Mittag und Mitternacht, tragen Friedenspalmen in den Händen und ziehen ein in die vier Tore, opfern dem Herrn aller Herren und sinken sich in die Arme — Hermann — und küssen sich, selig wie die Engel im Himmel!"

Er hatte die Bücher auf den Boden geworfen, sank dem Freunde an die Brust, lachte und weinte und küßte ihn, daß es schallte, und rief immer wieder: „Burschen heraus!"

Der Arzt aber entwand sich ihm lachend und sagte: „So denkst du dir die Geschichte? Herrgott, müßt' aber das langweilig werden."

Ein klägliches Piepsen kam aus der Stube, und in der geöffneten Tür erschien eine Frauengestalt. „Aber liebster Johannes, warum sprichst du denn gar so laut?"

„Verzeihen Sie, Frau Studienlehrer, ich kann nichts dafür," erklärte der Arzt und verneigte sich.

„Das kann ich mir denken, Herr Doktor. Aber nun ist unser kleiner, namenloser Heide aufgewacht —"

„Kleiner, namenloser Heide?" Der Studienlehrer fuhr sich mit fünf gespreizten Fingern ins lange Haupthaar. „Nun hab' ich's — er wird Jourdan getauft."

„Aber Bruder, ich bitte dich!"

„Jourdan!" rief der Lehrer und begann auf einem Bein zu tanzen.

Das Piepsen in der Stube war in kräftiges Schreien übergegangen, und als Grundmelodie ertönte der Gesang einer Frauenstimme.

„Kann denn das auch als ein christlicher Name gelten?" fragte Frau Johanna ängstlich.

„Was christlicher Name! Ich sag' euch, der Name Jourdan wird einst in einem Atem genannt werden mit Hermann dem Cherusker, mit Themistokles, mit — ja mit allen großen, völkerbeglückenden Helden, und mein Erstgeborener heißt Jourdan Pieperich."

Jourdan Pieperich begann zu brüllen, seine Mutter verschwand hinter der Türe, und der begeisterte Vater versuchte den Freund in seine Studierstube zu ziehen.

„Verzeih, lieber Bruder, nun hab' ich leider keine Zeit mehr," sagte der Arzt und wandte sich der Stiege zu.

„Keine Zeit?" Der Studienlehrer machte ein betrübtes Gesicht. „Und, Bruder, ich habe doch das Herz so voll und — und —. Aber heute abend — weißt du was? — da setzen wir zwei Ordensbrüder uns zusammen, da legen wir unsere Kreuze zwischen uns auf den Tisch, da nehmen wir die alten Stammbücher vor und lesen uns die schönen Sprüche unserer Freunde —." Er riß Weste und Hemd auf, zog das Ordenskreuz am roten Bande hervor, küßte es und flüsterte: „Jason vom silbernen Monde!"

Lächelnd stand der Arzt an der obersten Stufe. „Pieperich, du bist der alte Enthusiast."

„Müßte ich nicht Fischblut in den Adern haben?" rief

der andere, während drinnen in der Stube der kleine Jourdan Pieperich nur noch piepste zum leisen Singen der Mutter und der Magd. „Frey, dich packt's doch auch — oder nicht?"

„Natürlich packt mich's. Aber da blicke ich auf die Natur und sehe, daß jeglicher Pflanze eine Frist gesteckt ist zum Wachsen und zum Blühen, und daß zwischen Blüte und Frucht eine gemessene Zeit liegt."

„Und du hoffst doch auch alles von diesem — wie heißt er gleich?"

„Jourdan." Der Arzt stieg die Treppe hinab. „Freilich, gar viel hoffe ich von ihm, lieber Pieperich, und was er geschrieben hat, das gefällt mir ganz gut."

„Lesen muß ich's!" rief der Kleine. „Paß auf: Jetzt kommt der große Tag, jetzt ist die angenehme Zeit; jetzt erleben wir die ersehnte Vereinigung aller Menschen unter dem Banner der Liebe, alle Völker werden ein Volk werden, verteidigt vom Schwerte der Wahrheit, geschützt vom Schilde der Gerechtigkeit. Durch alle Gassen möchte ich laufen und rufen zu allen Fenstern empor — Burschen heraus! Und mein Erstgeborener wird die Erinnerung an diese große Zeit Enkeln und Urenkeln verkünden. Nun aber muß ich lesen, was dieser — wie heißt er gleich?"

„Jourdan," wiederholte der Arzt.

„— was dieser Jourdan meinem Volk zu sagen hat."

Der Doktor ritt um die Ecke, der Studienlehrer aber rannte auf den Marktplatz und schoß quer hinüber ans Rathaus. Und während er mit gespreizten Beinen vor der Proklamation stand und die hochtönenden Worte in sich einsog, kam langsam über den menschenleeren Platz der Handelsmann Ehrhardt und trat hinter den Gelehrten.

Pieperich hatte den letzten Satz gelesen. Jetzt wandte er sich und erblickte den Weitgereisten: „Großartig — nicht?" Er sah den andern durchdringend an. Der aber schwieg

und lachte höhnisch. Ärgerlich betrachtete ihn der Studienlehrer und sagte zum zweiten Male: „Großartig — oder nicht?“ Der Handelsmann zuckte die Schultern. Endlich murrte er: „Jawohl, wie eine Lektion zum Übersetzen.“ Und nun begann er mit Händen und Füßen zu agieren, als stünde er auf der Bühne, und deklamierte die ersten Sätze der deutschen Kundmachung — in französischer Sprache.

„Hören Sie einmal!“ Studienlehrer Pieperich war ehrlich entrüstet. „Sie treiben da Spott mit den erhabenen Worten eines Ehrenmannes, und ich möchte Ihnen doch raten —“

„Spott? Wenn ich die Worte des Franzosen aus unserm ehrlichen Deutsch übersetze in sein fuchsiges Französisch? Und was möchten Sie mir denn raten?“ Der Handelsmann sah seinen Gegner trotzig an.

„— die Absicht dieses Mannes pietätvoll zu prüfen,“ sagte der Studienlehrer mit Hoheit.

„Heiliger Gott!“ Der Handelsmann schlug die Hände zusammen. „So kann doch auch nur ein Deutscher reden, wenn der Feind seine Horden heranwälzt, wenn die Kriegsfurie einherbraust, wenn es sich um Freiheit, Ehre, ja vielleicht ums Leben handelt —!“

„Und wer sagt Ihnen, daß er als unser Feind kommt?“ fuhr der Studienlehrer auf.

„Mein Verstand und mein Gewissen, Herr Doktor,“ antwortete der Handelsmann mit Würde.

„Ich denke doch,“ meinte der Lehrer nicht ohne Überlegenheit, „man muß alle diese Ereignisse gleichsam vom Turme wissenschaftlicher Erkenntnis herab überschauen, und erst aus dem Vergleich der Gegenwart mit der alten und ältesten Vergangenheit kann solch hoher und allein richtiger Standort gewonnen werden. Ich meinerseits sehe den Söhnen der Freiheit mit den besten Hoffnungen, ja mit ehrlichem Enthusiasmus entgegen.“

Er wandte sich ohne Gruß und lief über den Marktplatz.

Der Handelsmann trug seinen zornroten Kopf in seinen Laden zurück.

Studienlehrer Pieperich hatte auch einen roten Kopf, er lief und sah vor sich hin und achtete auf nichts. So rannte er um die Ecke der Pfarrkirche und stieß an einen Mann, der gemächlich einherspazierte. Und er stieß so heftig an diesen Mann, daß ihrer beider Hüte aufs Pflaster flogen.

Studienlehrer Pieperich raffte die Hüte auf, stammelte höfliche Worte der Entschuldigung und hielt dem andern beide Hüte hin. Und der andere nahm auch richtig den Hut Pieperichs und setzt ihn murrend auf sein Haupt. Pieperich aber stülpte den falschen Hut über seine Locken. Verlegen rieb er die Hände: „Um Vergebung, Herr Konrektor, man hat eben in dieser Zeit so manches im Kopfe.“ Und er lüftete den großmächtigen Hut des Konrektors; doch allsogleich sank ihm der Hut wieder bis auf die Ohren herab.

Der Konrektor stand mit vorgestrecktem Halse und hatte die Hände auf der Rückseite gefaltet. Schief und viel zu klein saß das Hütlein Pieperichs auf seinem runden Schädel. Ein verächtliches Lächeln ging über sein faltiges Gesicht: „Den Jourdan meinen Sie, Herr Kollege, den Franzosen? Ei, so was kann doch mich nicht aus meiner Ruhe bringen.“

Pieperich versuchte aufs neue, den fremden Hut aus der Stirne zu rücken, und schob ihn endlich mit einem kühnen Griff in den Nacken. Und eifrig wollte er dem Herrn Konrektor erklären, warum er so große Hoffnungen auf General Jourdan setze. Konrektor Knorzius aber löste bedächtig die Hände vom Rücken, streckte abwehrend die Rechte nach vorne, schüttelte den Kopf und sagte: „Was fällt Ihnen ein, Herr Kollege? Meinen Sie wirklich, mich kümmert, was diese hohen Herren miteinander ausmachen?“ Er kniff die Lippen ein und schloß die Äuglein bis auf einen schmalen Spalt,

und aus dem Spalt glitzerte es schwarz hervor. „Haben Sie schon einmal den schönen Spruch der Landsknechte gehört? Was, Sie haben ihn nicht gehört? Dann haben Sie gar nichts gehört." Und mit leiser, singender Stimme sprach er:

„Was kümmert mich der Kaiser
und was das deutsche Reich?
Es sterb' heut oder morgen,
das gilt mir alles gleich."

Studienlehrer Pieperich fuhr auf, daß ihm der große Hut bis über die Augen herabsank. „Gewiß, Herr Konrektor, ganz meine Ansicht. Besser heut als morgen. Aber auf die Wälle der eroberten Festung pflanzen die Franzosen die Bäume der Freiheit —!"

„Die Bäume der Freiheit?" Konrektor Knorzius hatte die Hände wieder auf den Rücken gelegt, gar lustig saß das Hütel auf seinem Schädel, und das Spitzbäuchlein fuhr hin und her. „Die Bäume der Freiheit? Lassen Sie sich nicht auslachen, Kollega. Die Großen dieser Erde werden niemals auf Freiheitsbäumen, sondern immer auf Kirschbäumen sitzen und werden brav Kirschen essen und der misera contribuens plebs die Kerne auf die Köpfe spucken. Das war so und ist so und wird so bleiben. Und ich will's ihnen gönnen, wenn sie mir nur mein täglich Brot und meine Bücher, meinen Tabak und meine Ruhe lassen. Wie ich dann regiert werde, hochgräflich oder kaiserlich oder republikanisch, das ist mir alles, alles gleich, und zufrieden will ich sagen: ubi bene, ibi patria. Und meinen Sie nicht —?" Er machte nun ein nachdenkliches Gesicht. „Könnte man das Landsknechtsprüchlein vielleicht gar in klassisches Griechisch übersetzen?"

Empört sah Studienlehrer Pieperich unter dem breiten Hutrande hervor, lüpfte den Hut und sagte hastig: „Um

Vergebung, Herr Konrektor — es ist mir in diesem Augenblick nicht zum Scherzen."

Da drohte der andere mit dem Zeigefinger und lächelte spöttisch.

Dann gingen sie dahin und dorthin, und auf dem Dickkopfe saß das Hütel, auf dem Spitzkopfe lastete der Hut.

2. Höher hinan!

In vornehmer Ruhe starrten die Türme und Giebel des alten Grafenschlosses hoch droben auf dem schroffen Felsen über der kleinen Stadt in die flimmernde Sommerluft — in Ruhe und in sicherem Frieden, als gäbe es keine Franzosen und als stünden des Kaisers Heere anstatt der weitgedehnten Wälder auf den langgestreckten Hügeln hinter den grauen Mauern, des Kaisers Heere zu ihrem Schutz und Schirm. Und scheinbar in demütiger Ruhe blinkten die Schindeldächer des Städtleins drunten am Fuße des Felsens unter den Strahlen der Julisonne, friedlich, als hinge keine Proklamation Jourdans am schwarzen Brette des Rathauses, als dächte Schneider Koram an gar nichts anders, als an zerrissene Hosen und Röcke.

Und selbstzufrieden, als hätte er heute vormittag höchsteigenhändig den letzten Strich getan am Defensionsplan des heiligen Römischen Reiches deutscher Nation, wandelte der wohledelgeborene Kanzleidirektor Blitz im Schatten der Linden um die Bollwerke der Haupt- und Residenzstadt seines gnädigsten Grafen und Herrn.

Zweimal hatte er auf seinem Spaziergang in das obere Tor geguckt, aus dem die Straße steil anstieg zum Schlosse, zum zweiten Male kam er an das untere, das Bachtor, und zum zweiten Male legte der hochgräfliche Soldat gemächlich sein Strickzeug auf die Steinbank, ergriff sein Gewehr und präsentierte es vor dem höchsten Beamten der Grafschaft.

Mit vornehmer Gelassenheit, genau so wie Seine hochgräfliche Exzellenz, nickte der Kanzleidirektor höchstseinen Dank; denn seinen Dreispitz trug er unter dem linken Arme. Und nun bog er in den schattigen Baumgang ein, zwischen

dem die Straße zum Städtlein emporlief, und schritt würdevoll talwärts unter den Linden dahin.

Er machte sich auf Befehl des hochgräflichen Leibarztes Motion, wie jeden Tag nach dem Mittagessen, eine Stunde lang. Und er war zufrieden mit sich und der Welt.

Da rollte im scharfen Trabe eine herrschaftliche Kutsche die Straße herauf, und der Kanzleidirektor wechselte über den Graben auf die Wiese hinüber. Dort wartete er mit dem Dreispitz unter dem Arm.

Ehe aber die Pferde auf gleiche Höhe kamen, streckte er das rechte Bein steif hinter sich und sank ins linke Knie. Diese Art der Reverenz hatte Seine hochgräfliche Exzellenz vor Jahren mit höchstem Wohlgefallen auf einem alten Holzschnitte entdeckt und sie allsogleich seiner gesamten Beamtenschaft durch ein gestrenges Mandat zur Vorschrift gemacht.

Noch stand der Direktor unbewegt, da parierte der Kutscher die Pferde, und die schneidende Stimme des Grafen rief aus dem offenen Wagen zurück: „Blitz!"

Der raffte sich auf und rannte an den Wagenschlag. Er machte sein demütig-freundlichstes Gesicht. Aber der alte, hagere Herr auf den seidenen Kissen sah ihn so streng an, daß ihm das untertänige Lächeln in einem angstvollen Grinsen erstarrte.

„Blitz, Wir dächten, du hättest heute Wichtigeres zu tun, als da im Schatten herumzulaufen!"

„Halten zu Gnaden, hochgräfliche Exzellenz, nur meine gewöhnliche nachmittägliche Motion auf ärztlichen Rat."

„Blitz, Wir fürchten, die Franzosen kommen. Welche Maßregeln hast du getroffen?"

Nun hatte der Direktor seine Haltung wieder gewonnen. Er streckte sich wie ein Gockel und schlug mit den kurzen Ärmchen, als wären es Flügel. „Die Franzosen? Oh! Wir stehen unter dem Schutze Eurer hochgräflichen Exzellenz und des allmächtigen Gottes. Fürs erste vermute ich, daß sich die

Franzosen überhaupt nicht so weit abseits verirren werden. Fürs zweite aber würden sie die unantastbare, durch die Jahrhunderte geheiligte Reichsstandschaft Eurer hochgräflichen Exzellenz ohne allen Zweifel respektieren müssen, und ein Hauch aus Höchst-Ihrem Munde würde genügen, alle Gefahr von Höchstdero Landen abzuhalten. Deshalb habe ich besondere Maßregeln bisher für unnötig erachtet."

„Dummes Geschwätz!" rief der Graf nicht ganz unfreundlich. „Diese Leute haben doch ihrem eigenen König den Kopf abgeschlagen, da werden sie auch einen deutschen Reichsgrafen nicht sonderlich respektieren. Jedenfalls aber müssen wir die Mauern unserer Residenzstadt besetzen. Und deshalb gedenken wir jetzo eine Revue über Unsre bewaffnete Macht abzuhalten. Hupf auf den Bock, Blitz!"

„Aber hochgräfliche Exzellenz —?"

„Allez — hupf!"

Kanzleidirektor Blitz kletterte auf den Bock und saß nun barhäuptig, mit betrübtem Gesicht neben dem Kutscher. Die Pferde zogen an, und der Wagen rollte dem Tore entgegen. Der Wachsoldat rief in die Torstube, der Trommler rannte heraus und schlug einen Wirbel. Der Wachsoldat präsentierte, und der Wagen hielt.

„Allez, auf den Marktplatz, Generalmarsch schlagen!" befahl der Graf. Und während sich der Trommler in Trab setzte, zogen die Pferde den Wagen schrittweise die enge Straße empor. —

Am Grafenbrunnen stand der Trommler und bearbeitete wie wütend das Kalbfell. Zu Fuß kam der alte regierende Herr. Ihm folgte der Direktor. Vor dem Fetten Ochsen drüben hielt der Wagen.

Kanzleidirektor Blitz stotterte seitwärts von hinten her: „Ich fürchte — hochgräfliche Exzellenz — die Soldateska ist nicht in der Verfassung, daß —"

„Halt 's Maul, Blitz! Die Soldateska hat immer in Verfassung zu sein."

Ringsumher hatten sich die Fenster geöffnet, ringsumher streckten die Leute die Köpfe heraus, die Jugend rannte von allen Seiten herbei, der Trommler trommelte noch immer, und auf dem Grafenbrunnen stand der steinerne Ahnherr und sah vergnüglich über den alten Guckenkel zu seinen Füßen hinüber zur hohen Kirche.

Der Graf hatte die goldene Sackuhr gezogen und starrte auf das Zifferblatt. „Fünf Minuten," sagte er nach einer Weile.

Der Mann am Brunnen schlug unaufhörlich das Kalbfell.

„Zehn Minuten," sagte nach einer Weile der Graf.

„Halten zu Gnaden —" begann Blitz.

„Maul halten!" entschied der Graf. Und als die Zeit um war, sagte er mit hohler Stimme: „Fünfzehn Minuten —!"

„Jetzt kommt der Hauptmann!" rief Blitz erleichtert.

Der große, dicke Hauptmann rannte quer über den Markt und hängte sich soeben noch den Säbel um die Schulter. Da winkte der Graf dem Trommler ab. Keuchend stand der Hauptmann vor seinem Landesherrn. Und nun stolperten auch von der andern Seite her, hintereinander, drei Soldaten über das Pflaster und stellten sich vor dem Brunnen in einer Reihe auf. Zwei von ihnen waren mit Gewehren bewaffnet.

„Sind das alle Unsere Soldaten?" fragte der Landesherr verwundert.

„Im ganzen sind's elf hochgräfliche Jägergardisten zu Fuß und ein Leutnant," meldete der Hauptmann.

„Ja, wo sind denn aber Unsere anderen Soldaten?" fragte der Graf. Und fragend wandte sich der Hauptmann zu der bewaffneten Macht.

„Unser zwei haben die Torwacht," meldete der Gefreite Günzel.

Der Graf zählte an den Fingern: „Sind fünf, mit dem Trommler sechs. Und wo sind Unsere fünf anderen Soldaten?"

„Der Scholl ist zum Schweineschneiden über Land gegangen," meldete der Gefreite.

„Dazu hab' ich ihm Urlaub gegeben," bekannte der Hauptmann.

„Und der Wagner hat das Zipperle, der liegt im Bett," sagte der Gefreite.

„Sind acht," bemerkte Seine hochgräfliche Exzellenz.

„Und der Endersch und der Löblein —." Der Gefreite räusperte sich und präsentierte krampfhaft sein Gewehr.

„Wo ist der Endersch und der Löblein?" forschte der Graf.

„Der Endersch tut schlafen, und ich kann ihn nit wach kriegen," sagte der Gefreite.

„Und warum schläft Unser Soldat Endersch —?" Die Stimme des Grafen zitterte merklich.

„Halten zu Gnaden, hochgräfliche Exzellenz, weil er gestern nacht dem Herrn Kanzleidirektor seinen Abtritt geräumt hat."

„Sind neune," sagte der Graf mit Haltung. „Und wo ist Unser zehnter Soldat?"

„Der Löblein muß doch dem Herrn Kanzleirat Müller alle Tage die Gäns hüten," sagte der Gefreite.

„Sind zehn," rechnete der Graf. „Und wo ist Unser elfter Soldat?"

Der Gefreite schwieg und sah auf den Direktor.

Der wurde rot und blaß, preßte seinen Hut noch fester unter die Achsel, nahm einen Anlauf und stotterte: „Es könnte sein — ich vermute — es ist mir, als ob der Jägergardist Grenkel unsern Mägden beistehe — ja wohl, ich glaube, meine liebe Frau läßt heute Bettfedern schleißen, und da hilft er."

„Und wo ist Unser Leutnant?" forschte grollend der Graf.

„Der Leutnant von Tibaldi ist über Land, ins Preußische gefahren," meldete der Hauptmann.

„Und warum ist Unser Leutnant von Tibaldi über Land ins Königlich preußische Territorium gefahren?“ Der Graf bebte nun vor Zorn.

„Halten zu Gnaden, hochgräfliche Exzellenz, des Leutnants Frau Tochter ist von einem Knaben entbunden worden, und da feiert der Leutnant die Taufe seines Enkelsohnes,“ bekannte der Hauptmann.

Allgemach waren aus den Haustüren ringsumher die Leute gekommen und erlustierten sich, wie der alte Herr die Schau hielt über seine Truppen. Da wandte sich dieser und sah in einiger Entfernung hinter sich einen großen Haufen Menschen stehen. Vor diesem Haufen aber stand der Schneider Koram mit der roten Mütze auf dem Schädel.

„Gute Leute, was wollt ihr denn eigentlich? Haltet doch nicht Maulaffen feil am hellen Alltag, sondern geht an eure Hantierung!“ rief der Graf.

Die guten Leute standen unbewegt; der eine und der andere stieß seinen Nachbarn in die Seite, der Schneider Koram aber warf seine rote Mütze empor und fing sie geschickt wieder auf.

Ängstlich trippelte der Kanzleidirektor an den Regierenden heran und wagte es, höchstdenselben am Ärmel zu zupfen.

Zornig drehte sich der Graf um: „Was unterstehst du dich, Blitz?“

„Wollen Eure hochgräfliche Exzellenz gnädigst bedenken, daß der gemeine Pöbel heutigen Tages leicht in Versuchung kommt, den Respekt zu verletzen.“

Der alte Herr wurde braunrot, riß seinen Hut vom Kopfe und schleuderte ihn aufs Pflaster: „Wer will sich unterstehen, den Respekt gegen Uns zu verletzen?“

Der Kanzleidirektor, der Hauptmann, die drei Soldaten samt dem Trommler stürzten sich auf den Hut und balgten sich im Knäuel um die Ehre, ihn aufzuheben. Der Trommler

aber blieb Sieger und präsentierte den hochgräflichen Hut auf der Trommel. Der Kanzleidirektor trat keuchend zurück, faltete die Hände und flüsterte bebend: „Kein Mensch gedenkt den Respekt zu verletzen, hochgräfliche Exzellenz. Doch es könnte sein, daß das aufgeregte Volk —"

Der alte Herr stampfte: „Unser Volk hat nicht aufgeregt zu sein! Und wenn es dennoch aufgeregt ist, dann haben meine Beamten ihre Pflicht verletzt, und das Weitere wird sich finden."

Noch immer stand der Kanzleidirektor mit gefalteten Händen, noch immer warf drüben vor dem großen Menschenhaufen der lange Koram seine Mütze in die Luft und fing sie auf, und die Leute murmelten und lachten. Da klang vom Bachtor herauf der Hufschlag trabender Pferde, und zwei Reiter bogen um die Ecke.

„Gott sei gelobt, der Herr Erbgraf!" rief der Direktor.

Mit einem Blick übersah der jugendliche Herr den Menschenhaufen, die Soldateska und seinen greisen Vater, sprang vom Pferde, warf dem Reitknechte die Zügel hin und ging mit langen Schritten zum Brunnen hinüber.

Als er an den Haufen der Bürger kam, rief er mit heller freundlicher Stimme sein Gutentag hinein. Da griffen sie alle an die Kappen und machten ihm Platz. Nur Koram wandte ihm geflissentlich den Rücken und stülpte die rote Mütze über die Ohren.

Die Soldateska präsentierte das Gewehr, und der Kanzleidirektor machte seine Kniebeuge. Aber heftig winkte der junge Herr ab, trat mit gezogenem Hut vor seinen Vater und sagte ganz leise: „Schlechte Nachrichten, Herr Papa. Morgen werden die Franzosen hier sein. Zunächst Infanterie. Aber ich bitte dringend, die Nachricht vorderhand noch geheim zu halten."

„Später, mein Sohn!" rief der alte Herr. „Zuerst muß ich abrechnen mit diesen Revolutionären —!"

„Aber ich bitte Sie, Herr Papa, wer revoltiert denn?“ begütigte der Sohn mit leiser Stimme. „Und wollen wir nicht lieber etliche Schritte abseits gehen? So, nun hört uns niemand, ehrerbietigsten Dank.“

„Ich habe diesem Pack da befohlen, sie sollen heim gehen,“ sagte der Graf; „aber sie gehen nicht heim. Und das ist eine Revolution.“

„Aber ich bitte Sie untertänigst, Herr Papa, die Leute haben Höchstihren Befehl gewiß nur nicht verstanden.“

„Ich will ein Exempel statuieren!“ Der alte Herr stampfte. „Vor achtzig Jahren hat mein Großvater den Bürgermeister dieser Stadt auf diesem Marktplatze höchsteigenhändig mit seinem Stocke durchgeprügelt, weil er den Hut nicht tief genug vor ihm gezogen hatte, — und ich sollte — —“

„Vor achtzig Jahren!“ sagte der Erbgraf mit eindringlicher Betonung.

„Und siehst du, wie der lange Kerl da drüben seine rote Mütze immer wieder in die Höhe wirft? Was hindert mich, daß ich ihn —?“

Der Erbgraf war ganz nahe an den Zornigen herangetreten: „Wie ist mir doch, Herr Papa? Ich weiß einen guten Spruch: Aquila non curat muscas. Aber ist es nötig, daß der Sohn den Vater an seinen eigenen vielerprobten Wahlspruch erinnere?“

Betroffen sah der regierende Herr zu Boden. „Recht hast du, Geschmeiß ist's,“ murmelte er. „Und um Geschmeiß darf sich der Adler nicht kümmern.“

„Geschmeiß habe ich keineswegs gesagt,“ flüsterte der Erbgraf. „Aber das sage ich, der Herr Papa hat jetzt Besseres zu tun, als sich mit einem Schneider auseinanderzusetzen, der höchstdemselben ja noch nicht im geringsten zu nahe getreten ist.“

„Du hast recht, zu nahe ist mir der Schneider allerdings noch nicht getreten. Aber wenn er mir zu nahe träte?“

„Und ich habe dem Herrn Papa so wichtige Nachrichten zu bringen, daß ich bitten muß, mich mit in den Wagen zu nehmen. Wir müssen fliehen, Herr Papa — aber nicht vor diesen da!“ Er deutete mit den Augen rückwärts auf das neugierige Volk.

„Fliehen?“ Der alte Herr stand mit offenem Munde. „Wer kann mich zum Fliehen zwingen?“

„Menschen nicht, aber die Ereignisse,“ flüsterte der Erbgraf.

Und also fuhren Vater und Sohn durch das Städtchen zum Schlosse empor.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der alte Graf war bleich und saß gebeugt auf dem seidenen Kissen. Der Erbgraf hatte alles berichtet, was er wußte, saß mit gekreuzten Armen und starrte finster vor sich hin.

Nach einer Weile sagte des regierenden Herrn Exzellenz: „Du hast heute den Rappen geritten?“

„Jawohl.“

„Der Rappe ist vorderhand noch mein Leibpferd, Herr Sohn.“

„Um Vergebung, der Rappe ist das schnellste Pferd in Ihrem Stall; es war Gefahr im Verzug, und ich dachte, mit meinen fünfunddreißig Jahren doch —“

„Fünfunddreißig Jahren? Vorderhand bestimme ich noch die Wahl deiner Reitpferde. Vorderhand. Wenn ich einmal modere in meiner Gruft, dann kannst du die Bestimmung treffen nach deinem Belieben.“

„Wie Sie befehlen, Herr Papa.“

•

Das Licht der Nachmittagssonne fiel gedämpft durch drei hohe Fenster in das geräumige Wohngemach des Kanzleidirektors und warf den Schatten der Fensterkreuze samt dem Muster der blühweißen Gardinen schräg auf den blanken Bretterboden. An den Wänden hingen etliche große, roh ge-

malte Familienbilder, wohlgenährte Männer und Frauen aus älterer Zeit; auf dem zierlichen Tische vor dem achtbeinigen Sofa blinkte das Porzellan des Kaffeezeuges; in der Ecke leuchtete mattglänzend aus einem Glaskasten der nicht unbedeutende Silberschatz des Hauses. Hinter den Gardinen des einen Fensters aber hing das Vogelbauer mit dem gelben Harzer, und das Vögelein probierte nur je zuweilen in leisen Tönen seine Kehle, als wüßte es, daß es vorderhand pflichtgemäß zu schweigen hatte.

Vorderhand. Denn jetzt regte es sich hinten in der Ecke am eisernen Ofen in dem altväterischen Ohrenstuhl, zwei rosige Fäustlein wischten sachte über zwei Äuglein, gähnend öffnete sich ein Mund, zwei Beinchen in schwarzseidenen Strümpfchen strampelten ein wenig auf dem Fußpolsterchen, und die Stimme des Kanzleidirektors ließ sich zwischen Gähnen behaglich vernehmen: „Hab — ich — aber — nun — gut geschlafen, Lottchen! Kaum glaublich nach der schrecklichen Aufregung der Revue.“

Stärker begann der Harzer zu zwitschern, und schwebenden Schrittes kam das Lottchen aus ihrer Fensternische vom Nähtischlein her. Und sie trat neben den alten Herrn, beugte sich herab und hauchte einen Kuß auf seine Stirne: „Gott segne deinen Schlaf und dein Erwachen, Bubele! Und sag, hab' ich also nicht recht gehabt? Zuerst dein gewohntes Schläfchen, dann das Kaffeele und ein gemütliches Schwätzlein und dann meinetwegen wieder die schweren Amtssorgen.“

„Freilich hast du immer recht, Lottchen. Aber mich wundert's doch, daß ich heute den Schlaf hab' finden können.“

„Das kommt von deinem guten Gewissen, Bubele.“

Der Kanzleirat erhob sich: „Und davon kommt's, daß ich gar nicht an Franzosen und an Durchmarsch glauben kann, und wenn auch der allergnädigste Herr seine Soldaten mustert und der gnädigste junge Herr noch so geheim tut.“

Starker Kaffeeduft erfüllte den sonnigen Raum, und das rundliche, rosige Antlitz des Kanzleidirektors Blitz, der nun auf dem Stuhl am Tische saß, erstrahlte von Wohlbehagen. Hinter ihm aber stand das würdige Lottchen, hob sorgsam das Zöpflein des Herrn und Gemahls, das nette Zöpflein mit der großen, schwarzen Bandschleife, und schlang die Serviette mit leichtem Knoten in seinem Nacken.

Kanzleidirektor Blitz hatte die Hände über dem Bäuchlein gefaltet, ließ Daumen um Daumen kreisen und sog schmunzelnd den Kaffeeduft in die Nase. Dann aber verzog sich sein zufriedenes Gesicht wie das eines Menschen, den unvermutetes Zahnweh befällt, zwischen seinen grauen Augenbrauen ward eine Sorgenfalte sichtbar, und ärgerlich murmelte er: „Wie behaglich könnten wir nun leben, meine Liebe. Ich bin ein angesehener Mann —“

„Ein hochangesehener Mann, Bubele,“ fiel sie eifrig ein.

„Wir haben auch nicht umsonst gearbeitet und gespart.“

„Ganz gewiß nicht umsonst,“ bestätigte sie mit gefalteten Händen.

„Unser Sohn —“

„Der Kurfürstliche Regierungsadvokat und Doktor beider Rechte,“ unterbrach ihn das Lottchen mit leuchtenden Augen.

„— ist im Begriff, eine glänzende Verbindung einzugehen.“

„Und unsre Tochter, die Baronin,“ nahm nun Lottchen das Wort und wischte das linke Auge, das zu tropfen begann; denn sie litt sehr an einer chronischen Verstopfung der Tränendrüsen.

„Wir wissen's ja!“ rief er. „Und meine hohen Gönner in Wien — jeden Tag kann die Post den kaiserlichen Brief bringen —.“

„Gott segne das Werk unsrer Gönner, Blitz, und segne unsre Kinder und Kindeskinder nach uns!“ rief sie mit Andacht.

„Johann Friedrich und Charlotte Blitz von —!“ sagte er feierlich.

„Um Gotteswillen Bubele!“ Sie verschloß ihm den Mund. „Ich bitte dich, beschrei's doch nicht zur unrechten Zeit!“

„Ach was —!“ Er zog ihre Hand von seinem Munde, neigte sich aber sogleich und drückte einen artigen Kuß auf ihre Finger. „Wir müssen uns nun der Kourtoisie befleißigen, Lottchen.“

„Das haben wir von jeher getan, und unser Haus ist bekannt als Heimstätte vornehmen Tones,“ hauchte sie und goß den dampfenden Trank in seine Tasse, hob mit der silbernen Zange zwei Zuckerstückchen aus der silbernen Dose und warf sie hinein.

„Also, wie schön wäre es, wie friedlich könnte es sein, wie zufrieden könnten wir dahin leben, unserer ewigen Bestimmung entgegen —“

Sie hatte das Rahmkännchen gefaßt, aber sie stellte es wieder auf die Decke und schloß ihrem Herrn zum zweiten Male den Mund: „Bubele, ich bitte dich, heute bist du so philosophisch gestimmt.“

Kanzleidirektor Blitz schob ihre Hand zum zweiten Male zurück, aber nun hauchte er keinen Kuß auf ihre Finger. Zornig stieß er hervor: „Wenn diese Jakobiner nicht auf der Welt wären!“

„Diese Sünder, diese abgebrühten,“ bestätigte Frau Lottchen und goß sorgsam den Rahm durch das Geflechte des silbernen Seihers.

„Diese Jakobiner!“ wiederholte er mit einem tiefen Seufzer. Und er wußte das Wort so verächtlich auszusprechen, als wäre er der regierende Graf. Es ging Frau Lottchen durch Mark und Bein. Er aber begann in dem dampfenden Trank zu rühren.

„Wo die einmal schmoren müssen!“ sagte die Frau Direktorin und wischte ihr linkes Auge, legte ihrem Gemahle

einen Ausschnitt vom flaumigen Kuchen auf den Teller und goß nun endlich auch Kaffee in die eigene Tasse.

„Wo die einmal schmoren müssen!“ Dieser Seufzer war das letzte Glied in jeder Gedankenreihe, die sie dem bösen Weltlauf widmete. Und ihre Phantasie konnte sich den Vorgang so lebhaft ausmalen: der wehrlose Bösewicht wurde zum Schmorbraten, und neben ihm stand an Stelle der Köchin ein hageres Teufelchen und übergoß ihn von Zeit zu Zeit aus einem Schöpflöffel mit dem selbsteigenen Angstsafte, der aus all seinen Poren hervorquoll. Und in diesem Schmoren erkannte die fromme Frau ganz deutlich den letzten Akt der ausgleichenden Gerechtigkeit.

„Diese Jakobiner!“ sagte der Kanzleidirektor zum dritten Male. „Im eigenen Lande fürchte ich sie mehr als alle Franzosen, und wenn ich etwas nicht begreifen kann, so ist es die Unzufriedenheit der Menschen mit den bestehenden vortrefflichen Einrichtungen, bei denen ich mich so wohl befinde. Gott der Herr bewahre uns vor Durchmärschen und Einquartierungen — vor allem aber vor unseren Jakobinern und vor jeglicher Aufregung —“

„Leibes und der Seele,“ fiel sie andächtig ein und wollte die Hände falten. Aber nun begannen beide Augen zu tränen, also daß sie darüber zu streichen gezwungen war.

„Ja, das wolle er in Gnaden tun!“ sagte der alte Herr und wischte den Mund mit der Serviette, und der Knoten in seinem Nacken hob sich ein wenig, dermaßen, daß das Zöpflein mit der schwarzen Masche steif nach hinten ragte. Und er brach sich ein Stück vom lockern Kaffeekuchen und tauchte es tief in die Tasse, stopfte den großen Bissen in den Mund, daß die gelbe Brühe zur Rechten und Linken herablief, und äußerte mit betrübtem Gesichte: „Denn was — hab' — ich davon, wenn — mich plötzlich der — Schlag — trifft?“

Frau Lottchen war aufgestanden, zupfte ihm die Serviette zurecht und tätschelte seine Wangen. Und nun liefen ihr wahrhaftige Kummertränen über die runden Backen: „Bubele, ich bitt' dich ums Himmelswillen, sprich doch nicht immer von so schrecklich traurigen Dingen wie von der ewigen Bestimmung und — und vom Schlagtreffen — und —"

„Diese Jakobiner!" wiederholte er. Und wie vorhin rollte das R mit hochgräflicher Betonung; aber es klang nicht mehr zornig wie vorhin, sondern wie das behagliche Schnurren eines großen Katers, den die Herrin hinter den Ohren kraut.

Frau Lottchen hatte sich wieder gesetzt, hob die Tasse, hielt die hohle Hand darunter und sagte: „Wo die einmal schmoren müssen!" Und mit hellseherischen Augen erblickte sie im Geiste die Jakobiner des Städtleins, vor allen den Doktor und den Schneider Koram und alle andern hintereinander wie kläglich gerupfte Brathühner, schmorend am Spieße ihres Schicksals. —

Einträchtig saßen die alten Leutchen beisammen, gleichsam auf einer stillen Insel, sie mit den seelenvollen, immer tränenden Augen, er mit der Serviette um den Hals und dem steif hinausragenden Zöpflein. Und die Sonne leuchtete, als wäre sie nur dazu am wolkenlosen Himmel, daß es sich behaglich sitze in der Stube hinter den blühweißen Gardinen; und der Harzer in seinem Bauer zwitscherte und schmetterte und rollte, daß die Wände widerhallten.

Da wurde die Hausglocke gezogen. Frau Lotte trippelte ans Fenster. Sie warf einen Blick auf den Spiegel am Gesimse, durch den sie angenehmerweise um die Ecke schauen konnte, und sagte über die Schulter zurück: „Der Posthalter in eigner Person."

„Lottchen!"

Sie wandte sich und sah in sein angstvoll verzerrtes Gesicht.

„Aber Bubele — was ist dir denn?"

„Lottchen — wenn nur jetzt nichts aus Wien kommt!"

„Aber Bubele, hast's ja doch kaum erwarten können?"

„Lottchen!" Er hatte sich erhoben und stand mit weit geöffneten Augen vor dem Tische. „Lottchen, wenn wir nun auf einmal adelig werden, dann kommen gewiß auch die Franzosen und dann genade uns Gott."

Es war ganz stille in dem sonnigen Gemache. Sogar der Kanarienvogel schwieg. Auch das Lottchen war bleich geworden. „Aber freilich — Bubele — daran hab' ich gar nicht gedacht."

Und es kam. Es kam unentrinnbar wie das Verhängnis. Es kam gleichmäßigen Schrittes die Treppen empor — tapp, tapp. —

Mit zitternden Händen riß Kanzleidirektor Blitz die angesiegelten Schnüre vom Wachstuch und schälte die Blechbüchse aus der Leinwand, öffnete den Deckel und hob das rotsamtene Libell heraus.

Jetzt noch Kanzleidirektor Johann Friedrich Blitz — dann aber — die große vergoldete Siegelkapsel baumelte an der schwarzgelben Seidenschnur herab, das Lottchen stand hinter dem Gemahl und guckte über seine Schulter in das geöffnete Libell. Mit bebenden Lippen las der Direktor: „— — also, daß er und seine ehelichen Leibeserben sich fortan schreiben sollen, und daß ihnen geschrieben werden soll von allen Ämtern und jeglichen Standes Angehörigen für und für Blitz von Wolkenfels — —"

Blitz von Wolkenfels —! Der Kanzleidirektor legte das Libell ganz still auf einen Stuhl, zog sein Taschentuch und schneuzte sich.

So stand er also auf dem stolzen Gipfel, den er seit Jahren nur gleichsam im Traume über den Wolken der Hindernisse erblickt hatte.

Frau Lotte fand, wie sich's gebührte, zuerst die Sprache. Sie wischte mit beiden Fingern beide Augen aus und lispelte

selig: „O der liebe, gute Kaiser! Ganz wie's dein Wunsch gewesen ist, Bubele."

„Hat mir aber auch ein schwer Stück Geld gekostet," murmelte Kanzleidirektor Blitz von Wolkenfels, trat an den Stuhl, schlug noch ein Blatt um und deutete auf das prächtige Wappen, das aus den verschnörkelten Buchstaben des Adelsbriefes hervorleuchtete, auf den schroffen, blauen Berg, von dessen wolkenverhülltem Haupte der goldene Wetterstrahl in den schwarzen Schild hineinzuckte. „Wir wollen jetzt nur an das Angenehme denken, Lottchen!" Er breitete die Arme aus, und wie ein Täubchen flatterte das Lottchen — sank Frau Lotte Blitz von Wolkenfels — piepsend an seine Brust.

„Es wird große Veränderungen geben," sagte der Kanzleidirektor und blickte mit weitgeöffneten Augen in die Ferne. „Mit diesem Adelsbriefe werde ich vor Seine hochgräfliche Exzellenz treten und werde sagen: Exzellenz, bis hierher und nicht weiter."

„Ich glaube dich zu verstehen — Bubele, du willst, daß er künftig nimmer du zu dir sagt —?" Sie blickte ihn fast erschrocken an.

„Es wird schwer halten, aber ich will's versuchen. Ich werde ihm sagen: Hochgräfliche Exzellenz, auch der Wurm hat seine Ehre —."

„Aber was werden die andern dazu sagen, Bubele? Die wird er ja doch noch duzen, meinst du nicht auch?"

„Das steht bei ihm. Mit mir aber wird das eine große Veränderung geben, Lotte."

„O, Bubele, was für ein Glück!" Und sie weinte nun wirklich, während sie stoßweise hervorbrachte: „Was — wird — die Frau Kanzleirätin Müller und die Frau Kanzleirätin Roßmeier und die Frau Doktorin und die Frau Dekanin und die Frau Baronin dazu sagen —?"

Abermals ertönte die Hausglocke, und Frau Lotte schwebte dem Fenster zu. „Bubele, da kommen sie nun zu viert, die drei Kanzleiräte und der Assessor — und sagst du's ihnen jetzt gleich? Oder wissen sie's vielleicht schon?"

„Ums Himmels willen — fort, fort mit dem Briefe — kein Wörtlein Lottchen; jetzt nicht!" Er sah verstört aus und atmete schwer. Und mit zitternden Händen raffte er das rote Libell und den Blechkasten und das Papier samt der Wachsleinwand zusammen und rannte damit aus der Stube.

Noch immer standen die Viere vor dem Hause des Direktors, noch immer blickte das Lottchen durch den Spiegel um die Ecke. Dann aber trat sie auf die eiserne Falle im Fußboden.

Kanzleidirektor Blitz — vorderhand nur Blitz; den Wolkenfels hatte er draußen aufs Bett gelegt — betrat nun wieder das Gemach, und das Lottchen band sich die Schürze ab und ging den Herren bis an die Stiege entgegen.

„Hoffentlich nichts Unangenehmes für mein Männchen?"

Der erste Kanzleirat blieb auf der halben Stiege stehen und verneigte sich tief: „Läßt sich nicht immer vermeiden, Frau Kanzleidirektor, zumal nicht in Kriegszeiten."

„Aber justament jetzt, wo Sie doch wissen, daß mein Männchen tagtäglich seinen Kaffee trinkt?"

Der erste Kanzleirat war nun ganz heraufgekommen, verneigte sich abermals und flüsterte zu Frau Lotte geneigt ein paar Worte.

Die Frau Direktor schlug die Hände zusammen: „Schonend, meine Herren, schonend, ich bitte Sie —!" brachte sie drohend heraus.

„Seine Gnaden der Herr Kanzleidirektor würden es uns mit vollem Rechte verdenken, wenn wir ihm diese Nachrichten vorenthalten wollten," meinte der zweite Rat.

„Zudem habe ich ein hochgräfliches Handschreiben," fügte der erste Kanzleirat bei.

Frau Lotte ging den Herren voran in die Stube: „Lieber Blitz, die Herren kommen in unaufschieblichen Geschäften, aber ich habe es ihnen schon gesagt, aufregen willst du dich nicht.“ Und damit setzte sie sich auf das achtbeinige Sofa, und nahm ihre Stickerei zur Hand.

Seine Gnaden standen inmitten der Stube, gerade auf einem der Fenstervierecke, das die Sonne auf den Fußboden malte, er stand nur als Kanzleidirektor Blitz vor seinen Untergebenen und wirkte einzig und allein durch den Adel seiner Erscheinung und die Würde seines Amtes; denn der Wolkenfels blühte einstweilen noch im Verborgenen. Die silbernen Schnallen der Schuhe glänzten, ja es war, als ob Blitze hervorzuckten aus den Fußzehen des Direktors. Er stand als ein ganzer Mann, als ein hochgräflicher Beamter in den schwarzen Schuhen, schwarzseidenen Strümpfen und schwarzsamtenen Kniehosen und hatte die Linke in das Spitzenjabot seines zimmetfarbenen Leibrockes geschoben. Das Lottchen hob verstohlen die Lider und warf einen tränenschweren Blick hinüber auf den, dessen vollen, stolzen Namen zurzeit nur sie noch kannte, auf Johann Friedrich Blitz von Wolkenfels. Und sie hätte wohl denken können: Genau so wie Seine hochgräfliche Exzellenz steht mein Bubele vor seinen Beamten. Aber daran zu denken hatte sie jetzt keine Zeit.

Mit vorgeneigten Schultern warteten die Räte, und der erste Rat begann von einer Botschaft zu erzählen, die man soeben vom hochgräflichen Agenten aus der Hauptstadt erhalten hatte. Dann zog er einen Brief aus der Tasche und überreichte ihn dem hohen Vorgesetzten mit gebührender Reverenz. Und dieser las: „An Unsern Kanzleidirektor.“ Dann erbrach er das Siegel. Ein Zettel kam aus dem Umschlag: „Blitz, die Franzosen kommen. Die Landesdefension ist Unsre Sache. Denn davon versteht ein Tintenschlecker nichts. Aber du sorgst mir dafür, daß die jakobinische Bürger-

schaft nicht mit den Franzosen fraternisiert! Verstanden? Im Notfall ist sie mit Kandare, Sporen und Reitpeitsche zu bändigen."

Der Kanarienvogel begann zu piepsen und zu schmettern, der Kanzleidirektor aber stand mit angstverzerrtem Gesicht vor seinen Räten und war ganz klein geworden. Der Kanarienvogel rollte und schrie, und der Kanzleidirektor blickte ins Leere und sah, wie sich auf der Heerstraße die Franzosen heranwälzten mit fliegenden Fahnen, mit Wägen und Weibern und Kindern, und sah sich als Reiter mit Sporen und Peitsche auf einem brausenden Rosse.

„Wie viele?" brachte er endlich mühsam heraus und leckte sich die trockenen Lippen.

„Ein Bataillon Infanterie, Herr Kanzleidirektor."

„Und ist's auch kein Irrtum? Wir sind doch ganz neben draußen —?"

„Sie werden morgen vormittag im Städtchen sein," sagte der erste Rat.

„Mit Freuden empfangen von der ganzen Bürgerschaft," bemerkte der zweite Rat.

„Ohne obrigkeitliche Erlaubnis?" stieß der Direktor heraus und griff mit beiden Händen an seinen Kopf. Und kläglich schrie er: „Ja dürfen s' denn das?"

„Es ist Kriegszeit," äußerte sich der dritte Rat mit sanfter Stimme, während die andern ein respektwidriges Lächeln bekämpften.

„Und heute abend soll Bürgerversammlung im Fetten Ochsen sein," bemerkte der Assessor mit geziemender Bescheidenheit.

„Diese Jakobiner!" kreischte der Direktor.

„Und ich meine —" sagte der erste Rat und hielt ein wenig inne. Doch als der Direktor seinerseits gar nichts zu meinen geruhte, fuhr er fort: „Es dürfte den hochgräflichen

Intentionen entsprechen, wenn die Beamtenschaft sich heute abend ohne weiteres auch in den Fetten Ochsen begibt — unvorgreiflichst."

„Ich — in den Fetten Ochsen — gehen? Aber ich verkehre doch niemals im Fetten Ochsen!" Die Stimme des alten Herrn klang weinerlich. „Unter all diese Jakobiner hinein —? Und was hab' ich dann, wenn mich der Schlag trifft?"

Da meinte Lottchen, daß ihre Zeit gekommen sei, und erhob sich zum Beistande. Und sie sagte mit Festigkeit: „Nein, Bubele, du gehst unter keinen Umständen; denn so was paßt denn doch jetzt erst recht nicht mehr für deinen Stand." Und heftig tränten ihre Augen.

Dankbar blickte sie der Direktor von der Seite an: „O gelt, Lottchen! Denn — noch einmal, was hab' ich davon, wenn mich der Schlag trifft?"

Der erste Rat zuckte die Achseln, nahm seinen Hut unterm linken Arm hervor und steckte ihn unter den rechten Arm und nach einer Weile wieder unter den linken. Und der zweite Rat zuckte die Achseln, zog seine Dose und nahm unhörbar ein Prieschen. Und auch der dritte und der Assessor zuckten die Achseln. Das Lottchen aber geleitete den erschöpften Gatten an seinen Stuhl. Stöhnend sank er auf das Polster und glotzte mit großen Augen ins Leere. „Und ich muß doch in den Ochsen, und wenn's auch mein Tod ist."

Heftig winkte Frau Charlotte Blitz von Wolkenfels den Herren ab. Der erste Rat verbeugte sich tief, und alle andern verbeugten sich, und so leise als möglich tappten sie nach Alter und Rang aus der sonnigen Stube. Als ein siegreicher Hahn aber schmetterte hinter ihnen her der Harzer sein Lied.

Sie tappten die Stiege hinunter, einer hinter dem andern, und jeder von ihnen genoß im stillen das Bewußtsein, daß

er nun viel zu sagen wüßte, was er doch niemals zu äußern gewagt hätte.

Der Kanzleidirektor aber saß gebrochen auf seinem Stuhle, und Frau Lotte besprengte seine Stirne mit starker, wohlriechender Essenz. Und endlich war er so weit hergestellt, daß er mit klangloser Stimme herausbrachte: „Lotte, wenn die Franzosen kommen, dann haben sie gewiß eine Guillotine bei sich, und dann müssen wir dran glauben — wir Aristokraten alle, die hochgräfliche Familie, die Baronin Goldeneck, ich und du.“ Er griff an sein Herz.

„Und wir haben doch auch noch gar nichts von unserm Adel genossen,“ klagte sie mit Seufzen. „Aber weißt, Bubele, wir brauchen ja unsern Adel noch nicht vor den Leuten zu bekennen,“ setzte sie sehr bestimmt hinzu.

Er begann in der Stube auf und ab zu gehen. Und nach einer Weile fragte er ängstlich: „Meinst du nicht, man könnte mir's ansehen, daß ich vom Adel bin?“

„Du wirst geringe Kleider anziehen und wirst dich etwas gebückt halten,“ entschied das Lottchen.

Da fuhr er zusammen. „Ums Himmels willen, was war denn das?“

„Eine Türe ist ins Schloß gefallen, Bubele.“

„Nein, man hat eine Kanone abgeschossen.“

„Blitz, leg' dich ins Bett!“

„Und jetzt, Lotte —!“ Er umkrallte ihren Arm. „Da schießt auch schon das ganze Bataillon!“

„Unsinn! Der Büttner Marx ist's mit seinen Gesellen, das klingt nur so um die Ecke herüber.“

„Wir wollen den Adelsbrief verbrennen, Lottchen.“ Der Direktor schwankte der Kammertüre zu.

„Nur nichts übereilen, Liebster.“ Sie ergriff ihn am Rockflügel. „Wir wollen ihn verstecken, unsern Adelsbrief, so gut verstecken, daß ihn keiner finden kann.“

„Wo denn —?"

„Ich hab's, in der Küche unter den Steinplatten."

„Mitsamt der verfluchten Blechbüchse, Lottchen!"

„Mitsamt der Blechbüchse."

Sein Antlitz glättete sich, ein müdes Lächeln belebte die fahlen Züge, die Äuglein zwinkerten: „Lotte, wir wollen ihn einsalzen, unsern Adel, für bessere Zeiten."

„O du liebes Bubele, jetzt kommt er ja wieder, dein goldiger Humor. Einsalzen? Ja wohl, du wirst dich einst noch sehr freuen an dem wunderschönen Pergament."

Er wehrte ängstlich ab. „Laß, Lotte, wir wollen auch das Herz gewiß nicht an die Eitelkeiten dieser Welt hängen."

3. Aus allen Fugen

In den eisernen Mauerringen des inneren Schloßhofes staken brennende Fakeln, und in den Pfannen zur Rechten und Linken des wappengeschmückten Portals flammte das Pech. Ein Reisewagen hielt vor den ausgetretenen Steinstufen, ein großer Reisewagen mit vier starken Pferden bespannt. Diener rannten über den Schloßhof, Hunde bellten, Türen schlugen.

Droben im Zimmer des regierenden Grafen standen offene Koffer, und ein kleiner, weißhaariger Lakai lief geschäftig auf leisen Sohlen hin und her. Am Fenster lehnte der alte Herr, reisefertig, mit dem Hut auf dem Kopf und dem spanischen Rohr in der Rechten, und starrte hinunter in den Hof.

„So müssen Wir also in der Nacht wie ein Dieb aus dem Hause Unserer Väter.“ begann er. „Und was sagst du dazu, Linhard?“

Der Weißhaarige hielt inne und antwortete mit gedämpfter Stimme: „Hochgräfliche Exzellenz, das Herz möcht' sich einem umkehren im Leibe.“

„Es ist unerhört und seit den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges nicht mehr dagewesen,“ sprach der Graf halb zu sich selber, halb zu seinem Diener.

„Die Welt ist wie ein altes Gewand, hochgräfliche Exzellenz, die Nähte gehen auseinander. Die Gottlosigkeit ist noch nie so groß gewesen, und der Übermut der Menschen stinket gen Himmel.“

Der Graf nickte und murmelte Unverständliches. Der Weißhaarige aber hantierte gebückt über seinem Koffer.

„Die Bürger sind im Fetten Ochsen und halten einen Rat, hochgräfliche Exzellenz,“ begann er nach einer Weile wieder.

„Und was ratschlagen sie denn, Unsere Büger?"

„Aufrührerisches, hochgräfliche Exzellenz." Der Weißhaarige schloß einen Kofferdeckel und zog die Riemen zusammen.

„Alles wollen Wir wissen, Linhard!" Der regierende Herr stampfte. „Alles, hörst du?"

„Man sagt, jetzt kommt eine neue Zeit, jetzt geht's den Großen an den — um Vergebung, hochgräfliche Exzellenz, das bring' ich aber doch nicht heraus."

„An den Kragen," vollendete der Graf mit Würde.

„Jawohl, Exzellenz. Und es ist ein gewaltiges Geschrei im Fetten Ochsen. Der Christian hat's vorhin heraufgebracht. Die Ärgsten unter ihnen haben rote Mützen auf den Köpfen, und den Koram haben sie zu ihrem Führer gewählt — den Schneider Koram."

„Den langen Kerl, den? Und was will denn die Kanaille?" Der Graf stieß den Stock auf den Teppich.

Der Weißhaarige zog den letzten Riemen fest, keuchte und zuckte mit den Schultern. „Sie sagen, alles Gute kommt von den Franzosen und alles Schlechte vom Kaiser."

„Und ist denn niemand, der ihnen mores lehrte?" rief der alte Herr.

„O ja, der Herr Kanzleidirektor und die Herren Räte sind ja auch im Fetten Ochsen gewesen, und der Herr Assessor hat gegen den Koram reden wollen, aber —"

„Was aber —?"

„Nu, der Christian sagt, man hat sie alle miteinander ohne viel Worte aus dem Saal geschoben."

„Und das haben sie sich bieten lassen?"

„Hochgräfliche Exzellenz —"

„Das geht ja gegen Uns und Unser Haus —!"

„Möcht' ich, um Vergebung, hochgräfliche Exzellenz, möcht' ich nicht behaupten." Der Weißhaarige machte ein geheimnisvolles Gesicht: „Der Zeitgeist ist's. Und der geht nicht gegen

ein einzelnes Haus, der geht gegen alles, was hoch ist. Soll alles hübsch klein und niedrig werden, daß man drüber hupfen kann, wie über'n Maulwurfshaufen. Und ist ein Gerede im Volk: die Großen müssen fort, je eher desto besser. Gegen uns marschieren die Franzosen nicht, nur gegen die Großen —."

Es pochte an der Türe, und der junge Graf kam in den spärlich erleuchteten Raum. „Herr Papa, ich dächte, es wäre höchste Zeit. Die gnädige Frau Mama sitzt schon im Wagen."

„Und also meinst du wirklich, daß ich fortgehe?" Der große alte Herr hatte sich vorgebeugt, stieß den Stock immer wieder auf den Teppich und sah den Sohn zornig an. „Fortgehe wie ein Verbrecher aus dem Hause meiner Väter? Statt daß ich die Brücke aufziehe und meine Diener an die Schießscharten postiere, ich, ein regierender Graf des Reiches?"

Der junge Herr machte eine Handbewegung, und der Weißhaarige schlich aus der Türe.

„Herr Papa, ich bitte Sie, bedenken Sie doch die Zeiten, in denen wir leben. Was wollen Sie mit den paar Dienern? Wollen Sie sich den Zufälligkeiten einer Invasion aussetzen? Wollen Sie in die Hände wütender Jakobiner fallen?"

„Oder wollen Sie ein Feigling werden, hochgräfliche Exzellenz?" unterbrach ihn der alte Herr mit hartem Lachen.

„Sie nennen Feigheit, was nur ein Akt der Klugheit ist. Wer stellt sich ins Flußbette, wenn Hochwasser einherbraust? Kann man denn nicht abseits gehen und warten, bis sich alles wieder verlaufen hat?"

„Jawohl," fuhr der alte Herr auf, „ich weiß schon, du bist auch so ein Revolutionär, so ein Jakobiner!" Heftig stieß er den Stock auf den Boden. „Wundert mich nicht, wenn du eines Tages auch eine rote Mütze aufsetzest, vor mich hintrittst und mir erklärst, daß alles in der Welt seinen gewiesenen Gang geht, und daß uns im Grunde nur recht geschieht."

„Daß ich gerade eine rote Mütze aufsetze, brauchen Sie nicht zu fürchten. Daß aber manches von dem, was geschieht, die Folge alten Unrechts ist —"

„Dummes Zeug!" rief der regierende Graf. „Ich sehe nicht ein, warum ich fort soll. Oder hab' ich etwa ein schlechtes Gewissen, wie ein schlechter Regent? Hier haben meine Väter gelebt und gelitten, gehofft und gezagt, tausend Jahre lang. Und hier ist mein Platz. Und wenn ich in einem Augenblicke der Schwachheit eingewilligt habe —"

Der alte Kammerdiener glitt wieder ins Gemach: „Hochgräfliche Exzellenz, die Bürger kommen, der ganze Vorhof ist voll Menschen."

„Und was wollen denn Unsere Bürger?" rief der alte Herr.

Der Sohn aber war an's Fenster getreten. Und erschrocken wandte er sich: „Es ist wahr, sie dringen schon in den inneren Hof, und viele von ihnen haben die rote Mütze auf dem Kopf."

Der alte Herr hatte sich hoch aufgerichtet: „Wenn Uns die Herren Bürger besuchen, dann gebietet es die Höflichkeit, daß Wir ihnen entgegenkommen."

„Papa, ich beschwöre Sie! Ich vermute, es fehlt Ihnen die nötige Ruhe."

„Soviel der Ruhe Wir bedürfen, soviel steht Uns auch zu Gebot," sagte der alte Graf. „Und nun Platz, Herr Sohn, wenn's gefällig ist!"

Die breite Stiege herauf kam ein Trüpplein Menschen, und im Lichte der Öllampen erkannte der alte Herr den Direktor und die Räte.

Der Direktor blieb stehen, zog den Hut und machte die vorgeschriebene Kniebeuge. „Hochgräfliche Exzellenz, Revolution — retten Sie sich — diese Jakobiner, diese —!" Erschöpft hielt er sich am Geländer und murmelte: „Wenn mich heute nacht noch der Schlag trifft, dann hab' ich's."

„Es ist alles geschehen, was geschehen konnte," ergriff der älteste Rat das Wort. „Aber die Bürgerschaft ist rabiat, wir haben gar nichts zu verhindern vermocht. Man will absolut mit Eurer hochgräflichen Exzellenz sprechen."

„Dann vorwärts, hinaus in den Hof!" befahl der alte Herr mit heiserer Stimme.

„Noch einmal, Herr Papa!"

„Laß mich!" Der Graf stieß die Hand seines Sohnes zurück und schritt die Treppe hinunter.

Vor dem Portale, im Scheine des Pechfeuers, stand in Reisekleidern die alte Gräfin.

„Liebster Schatz," der Graf verneigte sich auch in diesem Augenblicke noch ritterlich, „tu mir den Gefallen und begib dich zurück ins Haus. Ich habe mit denen dort ein paar Worte zu reden."

„Wo du bist, da bin ich auch," sagte sie und ergriff seinen Arm.

Hinter die beiden trat der junge Graf, und im Portale drängten sich die Beamten.

Der alte Herr machte sich mit sanfter Gewalt von der Gräfin frei und rief zurück: „Wir bitten und befehlen, Uns ungestört mit den Bürgern reden zu lassen."

Und nun ging er um den Reisewagen und rief gegen den dunkeln Haufen, der murmelnd bis in die Mitte des Hofes vorgedrungen war: „Was suchet ihr zu nachtschlafender Zeit in Unserm Schlosse?"

Das Gemurmel verstummte, und eine Stimme antwortete: „Zu Ihnen wollen wir, Herr Graf."

„Zu Ihnen!" schrieen etliche aus dem Haufen.

Der alte Herr stand groß und schlank, ein wenig nach vorn geneigt, auf seinen Stock gestützt, und strich sein glattes Kinn.

„Wenn ihr alle durcheinander schreit, dann können Wir's nicht verstehen, was ihr wollt. Habt ihr denn keinen Sprecher?"

Eine lange Gestalt löste sich aus dem Haufen. Der Schneider Koram tat etliche große Schritte gegen den Grafen. Da hob dieser das Rohr und rief: „Nicht weiter, wenn's beliebt! Wir haben scharfe Ohren."

Der Schneider schwenkte seine rote Mütze, stülpte sie wieder auf den Schädel und sprach mit schallender Stimme: „Kann mir denken, daß wir Ihnen gerade nicht willkommen sind, Herr Graf. Aber das ist halt nicht zu ändern und macht auch weiter nix. Wir stehen da auf unsern Menschenrechten, und die sind gerade so groß, wie die Menschenrechte, auf denen Sie stehen, Herr Exzellenz. Und also haben wir beschlossen, daß Sie nimmer länger im Land bleiben können."

Der Graf stützte sich nun mit zwei Händen auf den Knopf seines Rohres und rief mit bebender Stimme: „Und warum sollen Wir außer Lands fahren?"

Schneider Koram spreizte sich, wiegte sich in den Hüften und ging einen Schritt vor. Der alte Herr aber richtete sich hoch auf und nahm sein Rohr fest in die Rechte.

Es war still im weiten Hof. Die Fackeln qualmten, das Pech in den Pfannen vor dem Portale prasselte, und eines von den Pferden am Reisewagen begann heftig zu scharren. Wie ein Gockel die Flügel hebt, eh' er zu krähen beginnt, so hob der Schneider die Arme, ging noch einen Schritt vor und rief ganz laut, daß man's weithin vernahm: „Schauen S', Alterle, und sind S' halt g'scheut. Es soll Ihnen ja nix geschehen. Aber die Franzosen kommen, und da können wir Ihnen halt nimmer brauchen. Denn die Franzosen, na das wissen S' ja selber, die haben halt so einen Widerwillen — na ja. Also fortgejagt werden S' doch, also ist's besser, wir besorgen das gleich selber. Und so viel werden S' wohl einsehen, so gescheut sind S' doch auch noch."

Schneider Koram war nun ganz nahe herangetreten. Im Antlitz des Grafen bewegte sich keine Muskel, halb-

geschlossen waren seine Augen. Und so konnte Schneider Koram die Wirkung seiner Rede nicht recht ermessen. Er hob die Hand und gedachte dem alten Herrn zur Befestigung der Gleichheit recht wohlwollend auf die Schulter zu klopfen.

Langsam nur konnte sich der Graf aus seiner Erstarrung emporraffen. Und langsam hob er das Rohr.

„Koram!“ rief warnend einer aus dem Haufen.

Der Schneider aber war von allen Geistern der Vorsicht verlassen, klopfte den Grafen wahrhaftig auf die Schulter und sagte: „Also gelt, Alter, abgemacht, friedlich, schiedlich!“

Da sprang der Graf zurück, und da hatte aber auch der Bürger Koram schon einen Hieb über dem Schädel, daß seine Jakobinermütze aufs Pflaster flog.

Laut auf kreischte er und warf die Arme in die Höhe. Vom Schloß her stürzte der Erbgraf, stürzten die Beamten, die Diener, aus dem Haufen der Bürger lösten sich etliche Gestalten.

Hoch aufgerichtet stand der Graf und schwang sein Rohr. „Zurück!“ herrschte er die Seinen an.

„Haltet mich, haltet mich, sonst gibt's ein Unglück,“ heulte Koram, raffte seine Mütze vom Pflaster und wich mit vorgestreckten Fäusten schrittweise zurück. Sechs, acht Hände griffen nach seinen Schultern und Rockflügeln und zerrten an ihm.

„Da seht ihr's!“ kreischte Koram. „So gehen sie mit dem Volk um.“

„Was brauchst denn du auch so frech losgehen auf den alten Herrn?“ sagte einer.

Der Graf aber trat näher an den Haufen heran und rief: „Ihr Leute, da habt ihr euch einen rechten Esel zum Redner gewählt. Ist keiner da, der's besser kann?“

Der tiefgekränkte Schneider wollte etwas erwidern, aber sie zogen ihn gar zurück in die Menge, und einer hielt ihm den Mund zu.

„Nun also, was ist's?" fragte der Graf und sah von einem zum andern.

Aus dem Haufen löste sich ein kleiner Mann, den die andern vorwärts drängten: „Hochgräfliche Exzellenz!"

„Wer ist Er?" fragte der Graf von oben herab.

„Aber, aber — hochgräfliche Exzellenz werden mich wohl noch kennen — oder nicht? Wär's möglich, Exzellenz? Ich bin ja der Studienlehrer Pieperich —"

Der alte Herr hielt die Hand ans Ohr und schüttelte das Haupt.

„Doktor Pieperich —!" Der Studienlehrer rang nach Fassung.

„Gänzlich unbekannt," sagte der Graf und stützte sich wieder auf sein Rohr. „Und was hat Er mir zu sagen?"

„Hochgräfliche Exzellenz wissen — es ist allgemein bekannt — die Franzosen — General Jourdan — wenn hochgräfliche Exzellenz erwägen zu wollen geruhen — ob Sie nicht hochihre Person beizeiten in Sicherheit zu bringen —?"

„Ach so, ich verstehe. Nun, Leute," unterbrach der Graf das Gestotter, „ihr seid besorgt um Uns und Unser uraltes Haus — oder ist's nicht so?"

„Gewiß," versicherte Pieperich und machte einen Kratzfuß.

Mit erhobener Stimme aber fuhr der alte Herr fort: „Nehmt Unsern gräflichen Dank für eure Fürsorge. Wir werden es euch sobald nicht vergessen, daß ihr da nächtlicherweile heraufgestiegen seid."

Ein Murmeln erhob sich im Haufen, und Pieperich sagte: „Deshalb hat mich eine Bürgerschaft beauftragt —"

Aber der Graf unterbrach ihn mit scharfer Stimme: „Und jetzt geht heim, ihr Leute, und legt euch aufs Ohr und überlaßt eurer Obrigkeit" — seine Stimme klang mächtig über den Schloßhof — „für sich selber zu sorgen." Dann rief er zurück zum Portale: „Ausspannen! Wir fahren nicht."

Die Lakaien sprangen vom Brette — in der Menge aber wuchs das drohende Gemurmel.

Da tönte vom Vorhofe herein der Laufschritt einer Truppe. Das Tor ward helle von qualmenden Fackeln, und in Gliedern zu dreien rannte eine Schar in den Schloßhof. Hochauf reckte sich der Graf und spähte hinüber, und ein freudiges Lächeln zuckte über sein faltenreiches Gesicht.

Bis in die Mitte des Schloßhofes rannte die Schar, dann gebot ihr eine dröhnende Stimme halt.

Mit einer leichten Handbewegung wandte sich der Graf gegen den Haufen der Bürger. Und grollend verzogen sich die Leute rückwärts zum Tore.

Vor dem Grafen aber stand der Forstmeister mit gezogenem Hirschfänger und meldete: „Einundzwanzig hochgräfliche Jäger warten auf Eurer Exzellenz Befehle."

„Wer hat dich denn gerufen?" fragte der Graf in gnädigem Tone.

„Die von der grünen Farbe kommen gerufen oder ungerufen immer zur rechten Zeit, hochgräfliche Exzellenz, und sind bereit Tag und Nacht."

„Ganz ungerufen," wiederholte der Graf leutselig. „Und warum denn?"

„Schlechte Witterung, hochgräfliche Exzellenz," sagte der Forstmeister. „Habe mir heute vormittag schon gedacht — wer weiß — —? Und habe Boten laufen lassen zu meinen Leuten."

Wohlgefällig nickte der alte Herr. „Unsre Soldaten, die müssen Gänse hüten, Federn schleißen, und Unsre Federfuchser und Tintenschlecker müssen in ihre Hosen —. Nur Unsre Grünröcke, auf die können Wir Uns halt verlassen. Aber wißt ihr denn nicht," — er trat nahe an die Forstleute — „die Franzosen kommen, da solltet ihr bei euern Weibern und Kindern bleiben und nicht an euern alten Herrn und Landesvater denken — was?"

Ein schneeweißer Förster sagte ehrerbietig: „Wer von uns verheiratet ist, der hat Weib und Kinder in Sicherheit gebracht, hochgräfliche Exzellenz."

„Wo ist Sicherheit in solcher Zeit?" fragte der Graf und sah freundlich auf den Sprecher.

„Hochgräfliche Exzellenz, da weiß jeder von uns einen Unterschlupf, den ihm keiner so leicht ausspürt," sagte der Förster.

„Kann sein," erwiderte der Graf nachdenklich. „Aber trotzdem, die Verheirateten unter euch — wie viele?"

„Neune," meldete der Forstmeister.

„Also die neune können etliche Stunden ausruhen und dann — keine Widerrede — marschieren sie heute nacht noch ab zu Weib und Kind. Die andern bleiben zu Unserm Schutze hier oben."

Stille standen die Grünröcke. Die Koffer waren wieder abgeschnallt, und im Schritt fuhr die Reisekutsche in den Vorhof hinaus.

Erregt stieß der Graf seinen Stock aufs Pflaster: „Seht, Leute, da wären Wir nun auf ein Haar bei Nacht und Nebel aus Unserm Schlosse fortgefahren. Aber da ist die Kanaille heraufgekommen und hat Uns wollen abschieben." Er schüttelte den Stock gegen den Torbogen hin. „Uns, ihren Landesvater!"

Der Forstmeister reckte sich. „Leute," rief er mit schallender Stimme, „wer ein treuer Gräflicher ist, der rufe mit mir aus voller Kehle — Seine hochgräfliche Exzellenz, unser allergnädigster Landesherr, vivat hoch!"

„Vivat hoch!" schallte es aus rauhen Kehlen zum nächtlichen Himmel empor.

Der Graf hatte sein Haupt entblößt. Jetzt trat er zum Forstmeister und schüttelte ihm die Hand. Tränen rollten über seine Wangen. „Dank euch, ihr Leute, ihr habt Uns

unsäglich wohlgetan. Aber nun laßt euch Essen und Trinken schmecken unter Unserm Dache. Und du bist Unser besonderer Gast, lieber Forstmeister."

Langsam ging er über den Hof. Am Portale des Schlosses standen die Räte mit dem Direktor in einem dunklen Häuflein. Einen Augenblick machte er halt vor seinen Beamten und musterte jeden von ihnen. Dann griff er an den Hut, nickte und verschwand.

*

Schneider Koram ging mit den andern die staubige Landstraße hinunter ins Städtlein. Sein Schädel tat ihm weh, und er fluchte leise vor sich hin. Verschwor sich, hauen hätte er den alten Mann wohl können, aber nicht mögen. Rächen wolle er sich, gewiß und wahrhaftig, noch einmal an Seiner Exzellenz.

Später, ja später, nachdem es ihm so schlecht ergangen, ward er anders gesinnt. Und sie fragten ihn zuweilen: „Schneider Koram, ei, warum hast du denn dem Grafen nicht wieder eins übergezogen?" Da pflegte er nachdenklich zu antworten: „Ei, ich könnte nun sagen, weil er ein alter Herr war. Aber das wäre gelogen. Wißt," — und er legte dann immer den Zeigefinger an die Stirn und sah tiefsinnig aus — „wißt, solch ein Herr hat etwas — es ist doch anders, wenn ich vor solch einem stehe als vor Gevatter Schuster und Schmied. Er hat's in seinen Augen; mit denen kann er einen fernhalten — — so fern als er will."

*

Im Zimmer des regierenden Herrn brannte eine Öllampe, und ihre schwache Flamme warf einen Lichtkreis empor an die vertäfelte Decke.

Der Graf war in den Lehnstuhl am Kachelofen gesunken — an dem Kachelofen, der das Wappen des Hauses und acht

Ahnenwappen eines Vorfahren in gebranntem Ton trug und schon sechs Geschlechter gewärmt hatte.

Die Gräfin saß auf einem schmalen Sofa, hochaufgerichtet, ohne sich anzulehnen. Sie hatte die Hände im Schoß gefaltet, und ihre guten, lieben Augen schwammen in Tränen. Am Fenster, neben einer Palme, stand der Erbgraf.

Der Regierende sah bleich und verfallen aus. Drunten im Hof, ja, da war er der große Herr gewesen; aber jetzt, inmitten der Seinen, war er der alte Mann, der sich mit Entsetzen in einer Zeit fand, die er nicht mehr verstehen konnte.

„Ich habe mir sehr wehe getan," sagte er mit schwacher Stimme. „Es geht zum Ende. Die Kanaille springt uns an den Hals. Und nun kommen die Franzosen und bringen ihre Guillotine. —" Er stand mühsam auf. „Man ist sorglos gewesen, man hat gelebt, als hätten alle unsere Institutionen ewige Dauer, und man hat die Nattern wachsen lassen. Man hätte ihnen beizeiten die Köpfe zerdrücken sollen."

Der Erbgraf murrte leise.

„Hast du etwas zu bemerken?" fragte der alte Herr und begann auf und ab zu wandern.

„Ja wohl, Herr Papa. Man hat gelebt, als wäre das Volk allein für den Adel geschaffen. Man hat sich in den Gedanken einer Gottähnlichkeit hineinphantasiert und ist so ferne gewesen wie nur jemals von Gott. Nun aber graut einem, weil Titanen von unten emporklettern und grobe Steine in die mühsam geschaffene Herrlichkeit werfen."

„Titanen!" Der alte Herr richtete sich straff auf. „Solche Titanen wie der Schneider Koram einer ist — die zerdrücke ich heute noch mit zwei Fingern. Die Masse ist's! Die Masse zerbricht die Zäune, und die Masse wird uns den Garaus machen. — Aber ich weiß schon, du bist auch solch ein Jakobiner."

„Herr Papa, ich bitte Sie —!"

„Still, still! Und wann haben denn wir vom Schweiße des Volkes gepraßt? Schlecht und recht haben wir gelebt als die Schutzherren des Volkes, haben Freude mit ihm geteilt und sind im Leid gewesen wie seinesgleichen — Weißt du noch, wie sie den Ahnherrn Joachim haben mit Tränen gebeten, daß er bei ihnen bleibe — damals — —?"

„Im dreißigjährigen Kriege, Herr Papa. Es ist schon lange her und steht in der Chronik geschrieben."

„Und heute?" Der alte Herr stampfte. Dann aber ging er Schritt vor Schritt an den Lehnstuhl und sank hinein.

Die Gräfin hatte sich erhoben und trat neben ihn: „Du kannst es zwar nicht leiden, wenn Frauen in solchen Sachen mitreden, Geliebter —"

„O sprich nur, sprich nur!" Er ächzte. „Alle Ordnung geht ja aus den Fugen. Warum solltest du dann nicht auch dreinreden dürfen?"

„Ich will nichts reden von diesen Zeitläuften," sagte sie und fuhr liebkosend über seinen Scheitel. Sie atmete tief auf und faltete die Hände unter der Brust. „Aber das weiß ich und steht mir unverrückt, und wenn sie uns das Schloß heute nacht herunterbrennen: Wider die göttliche Ordnung können sie niemals." Sie richtete die Augen empor, beugte das Haupt zurück und sagte feierlich: „Was toben die Menschen gegen die Gesetze Gottes? Und ist ihnen doch alles so fest bestimmt, wie dem Strome sein Bett und wie dem Meere sein Becken. Und wenn auch der Strom die gelben Fluten weithin rollen läßt über Äcker und Wiesen und Dörfer, er muß dennoch wieder zurück in sein Bett nach abgemessener Zeit; und wenn auch das Meer seine Wogen ausschüttet über die Küste — mag ihm Sand und Gestein und fruchtbares Land zum Opfer fallen, viel Sand, viel Gestein und viel fruchtbares Land — Land muß dennoch Land bleiben vor

unsern kurzsichtigen Augen, und Meer muß Meer sein, und sind beide voneinander geschieden für alle Zeit. Darum lasset sie toben und wartet auf die endliche Scheidung!"

Der alte Herr saß stille in seinem Stuhle; der Erbgraf trat neben seine Mutter und griff nach ihrer Hand, beugte sich tief herab auf diese Hand und küßte sie voll Ehrfurcht.

Noch einmal fuhr die Linke der Gräfin liebkosend über den Scheitel des alten Mannes, während die Rechte dem Sohne mit festem Druck seine Liebe vergalt.

„Ich muß jetzt sehen, ob unsre braven Grünröcke versorgt sind. Und dann ziehe ich mich zurück. Schlaft wohl!"

Sie ging aus der Türe.

Der Erbgraf ließ sich auf ein Knie nieder, faltete die Hände auf der Armlehne des Stuhles, und seine Augen suchten die Augen des Vaters.

„Die Frau Mama ist eine herrliche Frau; immer findet sie das Richtige — ihr Gottvertrauen ist unerschütterlich, und sie kommt mir zuweilen vor wie eine germanische Seherin, von denen die Römer erzählen."

Der alte Herr machte ein grimmiges Gesicht und kämpfte mit dem Weinen: „Weiß wohl, bin ihrer gar nicht wert — so ein — alter — häßlicher Hengst."

Unbekümmert aber fuhr der Sohn fort: „Mit Ihrer Permission, Herr Papa. Die gemeinsame Liebe zu diesem Engel in Menschengestalt sollte doch mächtig genug sein, auch die Steinchen des Anstoßes zwischen uns beiden aus dem Wege zu räumen."

„Dummes Zeug!" Der Alte schob den Sohn unwirsch zur Seite. „'n Engel ist sie niemals gewesen, und der Graf Johann hätte auch niemals 'n Engel geheiratet." Er stand auf. „Aber so bist du, immer im Überschwang wie ein bleichsüchtiger Backfisch. Deine Mutter steht mit zwei Beinen auf Gottes Erdboden, und nur der Kopf ragt zum Himmel empor.

Und so ist's recht. Sie hat einen guten, einfachen Glauben, und an dem hab' ich mich oft schon auferbaut. Und so ist sie eine ganze Frau, eine Reichsgräfin von der Haube bis zum Saum ihrer Schleppe — aber kein Engel, dummes Zeug — ich bitt' mir's aus.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der alte Kammerdiener hatte seinen Herrn entkleidet und ihn zu Bett gebracht wie ein Kind. Jetzt lag der regierende Herr auf dem Rücken und hatte die Hände über der Brust gefaltet.

„Die verheirateten Grünröcke sind fort?" fragte er.

„Sind alle fort, hochgräfliche Exzellenz. Wie auch der Herr Erbgraf."

Der Alte nickte. „Mag er reiten, der Besserwisser. Und die Zugbrücke ist wahrhaftig aufgezogen?"

„Sie arbeiten noch daran, Exzellenz. Es ist alles verrostet. Aber in kurzem wird sie droben sein."

„Beten!" befahl der Graf.

Da kniete der Weißhaarige am Bette nieder und faltete die Hände. „Welches Lied befehlen Eure hochgräfliche Exzellenz?"

„Das Wald- und Feldlied," entschied der Graf.

Da betete der Diener:

„Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Städt und Felder,
es schläft die ganze Welt.
Ihr aber, meine Sinnen,
auf, auf, ihr sollt beginnen,
was eurem Schöpfer wohl gefällt."

Und er betete in tiefer Andacht, mit schöner Betonung alle Strophen des alten Liedes.

Dann sagte der Graf: „Wir haben Uns heute sehr wehe getan."

„Die Menschen können's nimmer verantworten," seufzte der Diener.

„Du bist eine gute Haut. Du kannst nun gehen. Und du tätest niemals Revolution gegen Uns machen, gelt?"

„Niemals," beteuerte der alte, wackelige Mann.

*

Es ging auf Mitternacht.

Draußen an der Freitreppe des Doktorhauses hielt ein gräflicher Reitknecht mit zwei gesattelten Pferden und einer Traglaterne, und in der großen Stube des Arztes, gleich unten zur Linken neben dem Hausflur, stand der Erbgraf. Auf dem Schreibtische brannte eine Talgkerze.

Der Graf war reisefertig und hielt den Reitstock in der Hand. Der Doktor lehnte am Kachelofen.

„Auch ich bin kein Prophet," sagte der Doktor. „Aber kläglicher und erbärmlicher — verzeih' mir — als unter der Regierung eines Kanzleidirektors Blitz kann's doch nicht zugehen, wenn die Franzosen kommen."

„Den habt ihr ja glücklich losgekriegt heute abend," meinte der Erbgraf. „Doch wer führt nun eigentlich das Regiment in meines Vaters Stadt, wenn ich fragen darf?"

Der Doktor schwieg.

„Vielleicht der Schneider Koram?" erkundigte sich der Erbgraf.

„Und schlimmer als die Kaiserlichen können die Franzosen auch nicht sein," sagte der Arzt.

„Doktor, wir hatten nicht zu klagen über die Kaiserlichen. Auch nicht über die Freikorps."

„Und warum hatten wir nicht zu klagen?" Der Arzt ballte die Fäuste. „Weil ihr zufällig mit ihrem General verwettert seid."

„Vervettert. Also gut, Doktor, so hatte man die kaiserlichen Freikorps wenigstens — wie sag' ich doch gleich? — die hatte man in der Hand, gleichviel auf welche Weise. Aber zwischen uns und diesen Franzosen gibt's vorderhand nichts, rein gar nichts Gemeinsames."

Der Arzt reckte sich: „Was sag' ich denn? Wegen der Vetternschaft, nur wegen der Vetternschaft haben die Kaiserlichen draußen, hinter den hochgräflichen Dörfern, geplündert und geraubt, und um die hochgräfliche Residenz und die Dörfer sind sie herumgegangen. Nur wegen der Vetternschaft! Wenn doch —!" Seine Stimme hatte sich erhoben. „Wenn doch der Satan das ganze Wort stückweise verschlänge! Das ist ja die Seuche, an der wir alle krank sind im heiligen römischen Reich — die Vetternschaft. Bei Gott — ich weiß wohl, es muß sich immer wieder zueinander gesellen, was vom gleichen Blute stammt, und ist auch also recht und gut mit Maß und Ziel. Aber zur Seuche darf's nicht werden. Recht und Billigkeit müssen stärker sein als Fleisch und Blut, und da ist der Mensch am größten, wo er Gerechtigkeit übt wider sein Fleisch und sein Blut. Aus dem kleinsten Vereine von Mann und Weib und aus dem Häuflein der Kinder einer Hütte ist das Volk emporgewachsen. Aber das Glied ist geringer als der ganze Leib, und wenn sich das Glied ein Vorrecht herausnimmt vor dem Ganzen, dann geht das Ganze in Brüche."

Der Graf hatte sich einen Stuhl genommen, saß nun rittlings und stützte das Kinn auf die Lehne.

„Bist du fertig?" fragte er. „Gut. Und wem predigst du eigentlich dies alles?"

„Ich muß mich aussprechen," murrte der Arzt.

„Also was Neues hast du mir gottlob doch nicht sagen wollen, Doktor?" Er sprang auf und hieb ein paarmal durch die Luft. „Wer ist mit euch auf hohen Schulen gesessen und wer hat mit Strömen von Bier begossen, was in ihm glühte wie in jedem von euch? Und wer hat mit euch den heiligen Bruderschwur getauscht, wer hat seinen Adel gegen die Freiheit, seine Vorrechte gegen die Gleichheit zu Markte getragen und dem Zorn seines Vaters und" — er lachte laut auf —

„dem Fluche all seiner Ahnen getrotzt um der Brüderlichkeit willen?"

Der Doktor trat vor und streckte ihm die Hand entgegen. „Du — das weiß ich ja."

Der Graf wollte die Hand nicht sehen, und der Doktor zog sie zurück.

„Und wer hat mit euch geschwärmt und gehofft, gewünscht und heimlich den Boden bereitet, daß der fliegende Samen aus Westen tief hinein zu dringen vermochte? Und wer ist fester überzeugt, daß alles anders werden muß? Und wer, sag' mir, wer wird am meisten verlieren, wenn einst das Alte stürzt?"

„Du!" rief der Doktor. „Also was trennt uns denn heute?"

„Was uns heute trennt? Die hausbackene Klugheit, sonst nichts. Seid ihr denn Kinder, daß ihr Blindekuh spielen wollt mit den wilden Haufen, die jetzt heranziehen? Seid ihr denn Wahnsinnige, daß ihr euch vom Pöbel der Gasse die Freiheit erhofft? Wer hat eigentlich heute nacht das Regiment in dieser Stadt? Und wer wird morgen im Namen der Stadt mit den Franzosen verhandeln wollen? Sicherlich der Schneider Koram. Nur werden die Franzosen selber sich wohl zunächst lieber an den Schultheiß halten. Pfui Teufel, Doktor, vor Schweinehunden macht meine Brüderlichkeit halt, und von einer Gleichheit mit Hanswursten will ich nichts wissen."

„Du weißt ja selbst, daß ich keine Macht hatte über die Leute," rief der Arzt. „Und ich denke doch, dein Herr Vater wird sich als Landesherr erweisen, wenn Not an den Mann geht?"

„Jawohl, mein lieber Doktor, als Landesherr! Bin zwar nur ein Erbgraf mit der zurzeit ganz geringen Hoffnung auf sechzehn Dörfer, aber hier kann das Kronprinzlein doch mit dem Königlein fühlen. Zuerst kommt der wüste Haufe in den Schloßhof, schickt den Koram vor und gibt dem alten

Herrn den Laufpaß. Dann aber soll derselbe alte Herr wieder für alle Fälle bereit sein: wenn's schief geht, soll er eingreifen, wenn's gut geht warten auf den Gnadenstoß. Nein, nein, Lieber, seine Zugbrücke will er aufziehen — gut, daß er sie nicht abgebrochen hat bei der großen Bauerei vor zwei Jahren — und aus seinen Fenstern will er gucken auf die liebe und getreue Stadt, und — so sagt er und ist ihm auch nicht weiter zu verargen — von Zeit zu Zeit will er hinunterspucken auf ihre Schindeln."

Der Doktor schwieg; der Erbgraf aber zog ein erbrochenes Schreiben aus seinem Rocke.

Der Doktor warf den Kopf zurück. „Die Bevollmächtigten des fränkischen Kreises haben zu Würzburg mit dem französischen Divisionsgeneral Ernouf eine Übereinkunft geschlossen — Personen und Eigentum sind geschützt."

„Geschützt durch etliche Flarren Siegellack und eingedrückte Petschafte!" Der Erbgraf lachte.

Unbeirrt fuhr der Doktor fort: „Der fränkische Kreis entrichtet den Franzosen acht Millionen Livres."

„Die schleunigst aus den braven Kühen des Landes zu melken sind!" rief der Erbgraf, erhob sich und gab dem Freunde den Brief hinüber: „Meine Frau schreibt mir aus Nürnberg, General Jourdan hat die Übereinkunft gestern vernichtet."

„Vernichtet? Du scherzest —!"

„Vernichtet, weil der Commissair ordonnateur, General Dubreton, seine Zustimmung versagt hatte."

„Der Commissair ordonnateur? Was ist das für ein Tier? Und wenn doch General Jourdan selbst den General Ernouf zum Abschluß des Vertrages bevollmächtigt hat?" stotterte der Arzt.

„Dann ist eben ein Größerer über den General Jourdan gekommen und hat gesagt, Freund, rücke hinab!"

„Jourdan ist doch der oberste Befehlshaber?"

„Und unabhängig vom Feldherrn ziehen die Schakale mit in den Krieg. Und die Schakale sind eben das Kommissariat. Kennst du den Voltaireschen Witz?"

Der Doktor schluckte: „Dann sind wir also seit gestern der Plünderung preisgegeben?"

„Du kennst den Witz nicht? Voltaire sollte einst in Gesellschaft eine Räubergeschichte erzählen. Irgend eine Räubergeschichte. Da hub er an: »Meine Herren und Damen, es war einmal ein Generalpächter — meine Herren und Damen, erlassen Sie mir den Rest. —« Und was damals der Generalpächter aller Steuern war, das ist jetzt mutatis mutandis das Generalkommissariat."

Der Graf stand inmitten der Stube. „Ich bin genau unterrichtet durch diesen Brief meiner Frau. Man hat die dummen Deutschen auf echt französische Weise über den Löffel balbiert. Wir werden dem Kommissariate völlig ausgeliefert sein. Das Kommissariat wird uns mit seinen Commis, Ordonnateurs, Receveurs, Secretairs überschwemmen, und die Soldateska, angewiesen auf die Tätigkeit dieser Bande, hat nichts andres zu tun, als ihr beim Geschäfte des Aussaugens mit der Waffe den Rücken zu decken."

Der Arzt stand mit geballten Fäusten. Keuchend brachte er hervor: „Da wäre doch besser, in die Hände von Straßenräubern zu fallen!"

Der Erbgraf nickte. „Die schließen wenigstens keine Scheinverträge ab, sondern greifen ehrlich zu."

„Was aber kann uns nun schützen?"

Der Graf antwortete: „Die Sauve-Garde, und sonst nichts. Dazu aber ist Geld nötig, lieber Doktor. Also Geld her, und die Ideologie in die Hosentasche gesteckt für bessere Zeiten! Gegen den Willen meines Vaters reite ich nun nach Nürnberg und mache mit Hilfe meiner Frau die Zwanzigtausend flüssig, über die wir das Verfügungsrecht haben —"

„Die wolltest du doch einst zu eurer großen Reise verwenden?" unterbrach ihn der Arzt.

„Ich will ja reisen, aber nach Nürnberg," lachte der Erbgraf. „Und in Nürnberg kaufe ich mir Soldaten —"

„Ob die Nürnberger solche im Überfluß haben?" warf der Arzt ein.

Der Graf schlug sich auf den Schenkel. „Nürnberger Stadtsoldaten? Vielleicht Jägergardisten von der Qualität der hochgräflichen hier? Doktor, bist du wirklich solch ein Ideolog? Eine starke Schutzwache von französischen Soldaten — nichts anderes! Mit diesen kann ich, wenn's gut geht, in dreißig Stunden zurück sein. Und ich wette, der Alte droben im Schlosse späht Tag und Nacht aus einer Schießscharte, bis er uns traben sieht — um seinet- und um euretwillen."

„Um unsertwillen?" Der Arzt sah ihn zweifelnd an.

Da lachte der Graf: „Lehr du mich meinen Vater kennen. Tausend Jahre sitzen wir nun da droben auf dem Felsen und haben Leid und Freud geteilt mit denen da drunten, und du glaubst wirklich, daß wir das alte Nest im Stich lassen — einem Schneider Koram und einem Pieperich zu Liebe? Aber weißt du, wie mir nun zu Mute ist? Wie einer katholischen Fischotter am Freitag."

„Nicht Fisch und nicht Fleisch, wie?"

Der Graf nickte. „Es ist mir nicht zum Lachen, darfst es glauben. Ich sehe mit klaren Augen vorwärts, ich weiß, es muß sich manches ändern, und fühle doch seit der Revolutionskomödie von heute abend, wie mich tausend Wurzeln im alten Erdreich festhalten. Ich weiß, ich werde ihrer viele herausreißen — aber wer sagt mir, was ich dann bin? Nur wenige Geschöpfe können aus ihrer Haut fahren — und dann schält sich aus der alten Hülle doch immer wieder, zwar eine bessere und schönere, in Wahrheit aber ganz dieselbe Haut.

Der Mensch kann nicht einmal dies, und wenn er sich noch so sehr plagt."

„Armer Freund!" sagte der Arzt. „Es ist mir oft, als hätte unsre Zeit die Wehen —"

„und könne doch nur ein totes Kindlein gebären," vollendete der Graf.

„Du aber bist ein wahrhaft edler Mann, und solche Edelleute dürfen und werden auch der neuen Zeit nicht fehlen."

„Ich danke für den neuen Adelsbrief, Bürger Frey!" Der Erbgraf verneigte sich tief.

*

Um dieselbe Stunde hielt am Hause des Handelsmannes Ehrhardt ein großer Frachtwagen. Kiste um Kiste wurde aus dem Tore gebracht und auf den Wagen geladen. Dann steckte man die Reifen darüber und spannte die Leinwand. Vier starke Pferde zogen den Wagen die Gasse hinunter zum Bachtor hinaus — hinüber ins Preußische.

So bereitete sich der Handelsmann zum Empfange der Franzosen. —

Da und dort in den Häusern und Höfen und Gärten blinkte ein Licht, wo sonst um diese Stunde kein Licht zu sehen war.

Soldaten werden kommen! Ei nun, wenn Soldaten kommen, dann muß man vergraben, was gleißt und was funkelt. Freunde sind's! Freunde? Ei was: Soldaten sind's, und vor Soldaten hat man noch immer vergraben, seit Menschengedenken, was gleißt und was funkelt. Warum jetzt auf einmal nicht? Nützt es nichts, dann schadet's nichts.

Auch Frau Lotte war von ihrem Lager gestiegen, hatte eine Blendlaterne an sich genommen, ein Stemmeisen und eine kleine Blumenschaufel, und hatte sich in ihre schöne Küche begeben. Es war mäuschenstille in dem weitläufigen Hause. Rötlich strahlte das reiche Kupfergeschirr von den weißen Wänden, und die Solnhofer Platten des Fußbodens

blinkten in untadeliger Reinheit. Der Kupferrand des Herdes funkelte.

Frau Lotte stellte ihre Laterne auf den kalten Herd, zog die dunkelgrünen Vorhänge vor die Fenster, verschloß die Türe und blickte prüfend umher. Da sah sie die beiden kupfernen Wasserkannen mit den blinkenden Bäuchen, breiten Schnäbeln und starken Henkeln, die dort standen, wo sie billigerweise stehen mußten in jeder ordentlichen Küche, auf niederm Schemel, nahe am Herde. Und sie ging und hob die vollen Kannen herab, stellte sie seitwärts auf den Boden und rückte den Schemel in die Mitte der Küche. Dann kniete sie nieder und hob mit dem Stemmeisen eine von den großen Platten heraus.

Sie hatte lange zu arbeiten; ganz leise und sehr behutsam. Und erst als es halb zwei Uhr schlug, war sie fertig. Wie vordem blinkten die Bäuche der kupfernen Kannen, glänzte der frischgewaschene Steinboden. Aber im Hofe drunten, in der Abfallgrube unter den morschen Brettern, lag ein Häufchen Sand und Schutt.

Frau Lotte kam wieder in die Küche und warf noch prüfende Blicke umher. Dann löschte sie das Licht aus, zog die Vorhänge zurück und sah hinaus in den Hof. Drüben in der Giebelwand, weit drüben über den Kastanienbäumen, wo der Altkleiderhändler wohnte, war ein Fenster offen, und eine dunkle Gestalt beugte sich heraus.

Frau Lotte erschrak. Aber dann sagte sie vor sich hin: „Was kann er gesehen haben? Mein Männle ist unpaß geworden, und ich habe Wasser gewärmt. So werde ich den Mägden morgen erzählen."

Der Trödler aber zog sich vom Fenster zurück. „Was hat sie getan, die gestrenge Frau, mitten in der Nacht, in ihrer Küche allein? Hat sie Wasser gekocht, zu wärmen das Bett im Sommer? Ich hab' aber doch nicht gesehen, daß der Rauch ist aufgestiegen aus dem Kamin, und ich hätt's doch

sehen müssen, weil sie so hell scheinen, die Sterne, wie damals, wo sie hat zählen sollen der Erzvater Abraham. Und was hat sie gewollt im Hof, und was hat sie in die Grube geschüttet? Ist sie's gewesen, oder ist sie's nicht gewesen? Sie ist es gewesen, ich hab' mich gewiß nicht getäuscht."

*

Auch Konrektor Knorzius hatte Licht in seiner Stube des Morgens um zwei Uhr. Er saß an seinem Schreibtisch und trug etliche Zeilen in ein dickes Quartheft ein. Seine Schrift war sauber, die Buchstaben standen gerade und spitzig, und spöttisch lächelte das kluge Gesicht auf die Sätze herunter.

„Ihr Toren erwartet, daß euch der Strom der Ereignisse auf seinem schmutzigen Rücken die schöne Veränderung eurer Lebensverhältnisse heranträgt. Ich aber bin überzeugt, daß jeder Machthaber zuerst und zuletzt nur für sich sorgt, und ich weiß, daß sich im Antlitze meiner Umgebung überhaupt nicht viel zu verändern vermag. Der Kraftvolle wird Herr sein. Und in seinen Zwecken wird es liegen, daß er zuletzt doch wieder mich und jeden schützt, der sich hütet, ihm ein Hindernis zu werden. Er mag von mir die üblichen Abgaben verlangen, die vordem ein anderer empfangen hat; übertriebene Forderungen regelt von selber die Zeit — sintemal ein Korn immer nur eine gewisse Anzahl von Körnern hervorbringt. Und nach wie vor wird im Frühling der Wein blühen und im Herbste die Traube reifen, wird im Winter die Erde schlafen und im Lenz mit schamhaftem Lächeln den grünen Teppich breiten über ihre ewige Verwesung. Ich aber werde mich ruhig verhalten nach außen, und also wird es mir vergönnt sein, ruhig zu wohnen in meiner Studierstube wie auf einem Eilande, von Zeit zu Zeit über den Rand eines Buches meiner Wahl hinauszublicken auf den lächerlich kleinen Ausschnitt meiner nächsten Umgebung, Vaterland genannt, und mich zu freuen an der

alten, immer neu zu entdeckenden Wahrheit — daß alles im Grunde so ist, wie es gewesen und wie es sein wird in alle Zeitlichkeit, Amen. — Weil ich aber den Geruch massenhaft versammelter Menschen verabscheue, gedenke ich den anmarschierenden Soldaten auszuweichen. Ausweichen ist ja doch des Lebens allerfeinster Weisheitsschluß. Weib und Kind habe ich nicht, Bücher sind kaum in Gefahr, wenn solche Feinde kommen. Also werde ich Geld in meinen Beutel tun und weit hinein in die Wälder marschieren.

Ich werde tun, was einst Charon wollte, ich werde von Bergeshöhe herab mit Lachen rufen auf Freund und Feind: Ihr Toren, was bemüht ihr euch also? Laßt ab, ihr werdet nicht ewiglich leben. Nichts von dem, was euch erhaben dünkt, ist von ewiger Dauer.

Meine Bedürfnisse sind gering, mühelos vermag ich sie zu stillen bei meinen Freunden, den Köhlern. Es gibt noch manche Flechte, die in meiner Sammlung fehlt. Ich fürchte zwar nicht, daß Flechten und Moose sich verändern werden in den heraufziehenden Zeiten der Republik. Aber augenblicklich habe ich Sehnsucht nach denen des Kaisertums deutscher Nation. Ergo eamus!"

Und er legte sich in Kleidern auf sein Bett und schlief noch zwei Stunden. Dann stand er auf, hing seine Tasche und seine Blechtrommel um, nahm Hut und Knotenstock und schloß seine beiden Zimmer ab.

Zufriedenen Herzens pilgerte er durch die stillen Gassen hinunter ans Bachtor. Der hochgräfliche Soldat kam verschlafen aus der Wachstube, kam und machte die Hand hohl, dienerte und öffnete das Pförtlein.

„Botanisieren, Herr Konrektor?"

„Botanisieren, mi care asine," kam die Antwort von der Holzbrücke her.

4. Les citoyens

Tag war's, ein wundervoller, taufrischer Sommertag. Von fernher auf der Straße schien eine langgestreckte Staubwolke zu wandern. Sie wanderte, wie sie gestern gewandert war und ehegestern und manche Tage her, hügelauf, hügelab. Zwischen Stoppelfeldern und Wiesen, über Heideland und im Schatten der Bäume.

In dieser Wolke dröhnten Schritte, klirrten Waffen, rasselten und ächzten Wagen, klapperten Hufe. Und Menschen und Tiere waren gebannt in die Wolke, die mit ihnen zu wandern schien und sich doch unter jeder Stiefelsohle und jedem Huftritt immer wieder von neuem erhob.

Weit hinten, gegen Westen zu, hinter dem großen Walde, liegt das erste Dorf der Grafschaft im breiten, sonnigen Tale. Aber das Dorf ist öd und verlassen. Und hoch darüber am Saume des Waldes, unsichtbar von unten, sitzen und stehen Flüchtlinge und spähen hernieder auf die wandernde Wolke im Tale.

Ihr dummen Bauern, wißt ihr denn nicht, daß die da drunten die Freiheit bringen? Du steinalter Mann dort an der Eiche, hörst du denn nicht? — die Freiheit, die Erlösung aus der Knechtschaft, die Rettung aus der bösen Dreiheit Zehent, Gült und Fron!

Er hat's gar wohl gehört, seit Wochen schon, aber er preßt die schmalen Lippen aufeinander und schüttelt das kahle Haupt. Weit über Menschengedenken zieht die Straße durchs Tal, und er weiß es und hat's erzählen hören von den Alten seiner eigenen Jugend: Diese Straße sind schon viele gelaufen, geritten, gefahren — aber die Freiheit hat

noch keiner gebracht. Warum sollte sie just heute kommen, am 12. August des Jahres nach Christi Geburt 1796?

Dumme Bauern — da habt ihr's nun. Die große Wolke wandert weiter; sie kann ja nicht verweilen, sie muß die Freiheit bringen. Aber dort mitten im Dorfe hat sie eine kleine, schwarzgraue Wolke zurückgelassen. Guck scharf hinunter, du Steinalter, steht sie nicht gerade über deinem Hof und wächst sie nicht von Minute zu Minute und ragt sie nicht jetzt wie eine Säule in die unbewegte, in die flimmernde Luft?

Du Tor von einem Bauern, warum bist du mit deinen Kindern und Kindeskindern in die Wälder entwichen? Wärest du drunten geblieben, hättest du der großen Wolke entgegengeschaut, hättest du vor deine Haustüre getragen, was Keller und Rauchfang vermochten — dann hätten hundert braune Hände aus der großen Wolke gegriffen, und auf schwankenden Bajonetten schwebten jetzt Schinken und Würste — aber die dunkelgraue Rauchsäule, an deren Fuße die Flammen emporlodern, die stünde nicht über deiner Hütte.

Sie warten noch immer hoch droben im Wald und spähen angstvoll zwischen dem Unterholz hernieder, und die Weiber beginnen zu weinen; denn die Ernte ist unter Dach. Abseits an einer Fichte aber stehen die Jungfrauen, alle auf einem Häuflein, eng aneinander gedrängt. Auch sie starren hinunter auf den brennenden Hof, und keine von ihnen sagt ein Wort. Nur zuweilen schaut eine hinüber zu den Alten, scheu, als wären die Alten nur ihretwegen geflohen, als wären die Jungfern allein schuld an dem Jammer.

Ihr Bauern, was braucht ihr euch zu verstecken? Da sind doch die Städter gescheiter. Die wissen auch, daß die Wolke herankommt, die große, aus der die Schritte dröhnen, die Waffen klirren, die Gewehrläufe funkeln. Und sie können's gar nicht erwarten, bis sie aus den Wäldern herausquillt und links vom Grafenschlosse sich herabsenkt ins Tal.

„Auf, ihr Bürger!" So ruft der lange Koram mitten auf dem Markte und schwenkt seine rote Mütze. Und sie ziehen hinaus durchs Bergtor, Männer, Weiber, Buben, Mägdlein, und ihrer viele tragen frisch gewundene Kränze.

Auf der halben Höhe des Schloßberges meint freilich einer, die Weiber und die Kinder die sollten nicht dabei sein, man höre doch allerlei. Der Koram lacht ihn aus. Aber andere sind auch bedenklich geworden — man hört doch allerlei! Zuletzt rufen etliche halt, und der ganze Haufen steht im Staub der Straße. Und einer ruft aus dem Staube, man kennt ihn an der Stimme, der Seiler-Christoph ist's: „Die Weibsbilder und die Kinder sollen machen, daß sie heimkommen!"

Es erhebt sich zwar ein Geschrei, in dem die hohen Töne vorherrschen. Alle möchten sie gerne dabei sein. Aber die Mannsleute bleiben auf ihrem Willen, und also wandern etwelche Kränze in andere Hände, eine kleine Wolke löst sich ab und kriecht zurück ins Tal. —

Jetzt waren die Weiberleute fort, jetzt ging's noch einmal so geschwind den Schloßberg hinan. Als die Schar an der aufgezogenen Brücke vorbeikam, trat manch einer zum Schloßgraben und blickte hinunter auf die Felsen des natürlichen Bergeinschnittes und hinüber auf das geschlossene Tor und die kurzen, dicken Flankentürme mit den grauschwarzen Buckelquadern. Doch weiter ging's, weiter hinein in den Wald. Da lag der Staub nicht mehr so dick wie draußen.

Allen voran lief Koram. Seinen Sonntagsrock hatte er angezogen, den grünen mit den langen Flügeln, und seine hageren Arme pendelten.

Durch den Wald ging's hinaus auf die mächtig große baumleere Fläche, wo sich der Hutwasen dehnte zur Rechten und Linken. — Und nun —! Koram blieb stehen und zog die rote Mütze ab. Drüben, weit drüben leuchtete es auf

zwischen den hohen Fichtenstämmen, ein Lied in fremden Lauten klang herüber. Und jetzt wälzte es sich, in Staub gehüllt, heran.

Schneider Koram zitterte am ganzen Leibe. Und mit heiserer Stimme rief er: „Bürger, halt! Da bleiben wir, stellen uns zur Rechten und Linken und lassen die Straße frei. Und wenn sie kommen, dann schreit jeder, so laut er kann, vivat!"

Und so standen die Bürger. Ihre roten Mützen leuchteten. In schöner Klarheit standen sie, Alte und Junge, Grade und Krumme, und der Schneider lief zwischen den beiden Reihen hinauf und hinunter, seine Rockflügel flatterten, seine Stimme krähte. Die große Wolke aber kam näher und näher. Niemand konnte in ihre Tiefe blicken, nur das wilde Singen tönte herüber.

„Wie eine Wetterwolke!" sagte der alte Hutmacher Weinlein zu seinem Nachbarn, dem Strumpfwirker, und machte ein bedenkliches Gesicht.

„Wie damals, wo der Kaiser durchgefahren ist, so müßt ihr stehen und vivat schreien!" kreischte der Koram.

„Nachbar," gab der Strumpfwirker dem Hutmacher zurück, „mir ist schlecht zu Mute. Und froh bin ich, daß wir die Weiber und die Kinder heimgeschickt haben."

„Nachbarn, seid still," tröstete ein Dritter, „alles wird gut werden. Die stehen unterm Schurbang und bringen uns —"

Der Koram wischte gerade vorüber und hatte die letzten Worte gehört: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" rief er und schwenkte die Mütze.

„Wie eine Herde Rindvieh kommen sie gezogen," flüsterte ein Vierter.

So standen sie und sahen der brüllenden Staubwolke entgegen.

Seefahrende Leute erzählen, daß auf manchen Inseln des Weltmeeres die Vögel in dichten Scharen sitzen und

neugierig zusehen, wenn das Raubtier Mensch ans öde Ufer steigt. Also hatten sich auch diese deutschen Spießbürger zu beiden Seiten der Straße aufgepflanzt und warteten, als gälte es, die Rückkehr ihrer Brüder aus Schlacht und Sieg zu feiern. Aber sie schwiegen jetzt, und es war, wie wenn sich ein unfaßbares Grauen unhörbar einherschöbe vor der wandernden Wolke. Nur der Schmied, der junge, starke, mit dem einen Auge, rief, als die ersten Gestalten sichtbar wurden: „Potz Blitz, sind das Soldaten oder sind's Zigeuner?" Jetzt waren sie aber auch schon da, nicht mehr eine Wolke, sondern eine tosende Schmutzwoge, und rissen mit sich fort die gaffenden Bürger.

Alles war wider Erwarten gekommen, keiner hatte vivat rufen können, und auch die Kränze aus Eichenlaub hatten sie nicht auf die Bajonette zu stecken vermocht. Kränze auf diese Bajonette, das wäre auch zum Lachen gewesen. An den Gewehrläufen hingen zerrissene Stiefel, und barfuß patschten ihre Träger im Staube. Auf den Spitzen der Bajonette aber staken Schinken und Stücke rohen Fleisches, von Staubkrusten überzogen.

Der Stadtschreiber Martin hat hernach das Wichtigste in seine Chronik geschrieben, in das dünne Quartheft, das jetzt im Gewölbe liegt zur linken Hand am Fenster in dem braunen, geschnitzten Kasten:

„Vor allem haben mich erbarmet gestohlene Hunde, die sie an Stricken mit sich führten, arme durstige Hunde, denen die Zunge aus dem Maule hing und das Heimweh aus den triefenden Augen guckte, Köter, die in Reih und Glied fortgezerrt wurden, mit Staub bedeckt und mit geronnenem Blute von Tritten und Stößen und Stichen. Verzeih mir's Gott, sie haben mich noch mehr erbarmt als die kleinen Kinder, die auf den Troßwägen bei den schmutzigen Weibern lagen."

So schrieb der Schreiber Martin von den gestohlenen Hunden der Franzosen; denn er war ein richtiger Deutscher. —

Wie im Traume trollten die Bürger mit den schreienden Soldaten zu Tale. Auf jeden Deutschen schrieen drei, vier Franzosen ein, und ratlos trollten die Bürger, schämten sich ihrer Dummheit und schluckten Staub. Die meisten von ihnen ragten hoch über die zappelnden Kerle hinaus, und wie eine wandernde Hopfenstange zwischen Weinbergspfählen war der Schneider Koram mit der roten Mütze anzusehen. Da zerrte ihn einer der Soldaten am Rocke, und eine gellende Stimme rief an ihm auf deutsch empor: „Landsmann, trag du's!" Im Laufen hatte einer seinen Tornister aus; diensteifrig bückte sich der Jakobiner und wollte das schwere Bündel auf seinen Rücken schnallen. Aber die Riemen waren viel zu kurz. Also hielt er den Tornister mit beiden Händen an den Riemen fest. Und sogleich hatten alle die braven Bürger solch einen schmutzigen Packen auf dem Buckel und trotteten wie Lastesel im schreienden Haufen zu Tale.

Das war doch auch ganz in der Ordnung. Die Gäste brachten die Freiheit, da konnte man schon ein Übriges tun.

Wo sie nur die Freiheit verborgen hatten? Irgendwo mußte sie sein. Vielleicht auf den erbärmlichen Karren, die hinterdrein rasselten? Auf den Karren, hinter deren Tüchern die Weiber mit den frechen Augen hervorguckten, die Weiber mit den plärrenden Kindern?

Es war vieles gar sonderbar an diesen Franzosen. Aber eines mußte doch wahr sein — sie hatten die Freiheit bei sich. Wartet nur, sie werden schon ihre Tornister aufmachen zur rechten Zeit. In den Tornistern muß die Freiheit stecken. Kein Zweifel. Oder in den seltsamen dicken Wülsten, die manche von ihnen um die Hälse geschlungen haben. Was sollte sonst in diesen Wülsten sein?

Und die guten Bürger trollten mit ihren Packen zu Tale, und es war ihnen doch heimlich zu Mute wie Kindern vor Weihnachten — irgend eine Überraschung mußte es geben.

*

Chasseurs waren auch noch dazu gekommen. Eine Stunde nach den Fußsoldaten. Und wenn die schmutzigen Fußsoldaten zum Fürchten ausgesehen hatten, so waren diese zerlumpten Reiter ein grausiger Anblick für den erschrockenen Bürger. Fast aber hätte es nun noch grimmigen Streit gegeben zwischen den Söhnen der Freiheit zu Fuß und denen zu Roß. Da schlug ein Teil der Fußsoldaten vor dem Bachtor drunten ein kleines Lager, die Chasseurs und der Rest der Infanterie aber blieben in den Bürgerquartieren.

Auf dem Marktplatze standen in Reihen die Pferde, stampften und wehrten sich der Bremsen und fraßen gierig den gelben Hafer, den man aufgeschüttet hatte. Rund um den Grafenbrunnen qualmten die Feuer und sandten ihren Rauch zum blauen Himmel empor. Soldaten und Frauensleute sotten und brieten und schrieen wild durcheinander. Da lag einer in Hemd und Hose auf dem Rücken, und ein Heubündel war seines Hauptes Pfühl; selbstzufrieden streckte er alle Viere von sich und blinzelte hinauf in die rauchige Luft. Dort saßen etliche in schwarzgrauen, durchlöcherten Hemden und flickten ihre Hosen und schrieen. Ringsumher an den Häusern waren die Fenster offen, und ringsumher klang Lärmen und Schreien, Fluchen und Singen aus den Stuben. Vor den Haustüren, auf den Steinbänken saßen sie zu dritt und zu sechst, hatten Kübel vor sich und wuschen ihre zerschundenen Füße, lachten und schrieen. Reiter sprengten durch die Gassen, Bürger rannten mit verstörten Gesichtern dahin und dorthin. Halbwüchsige Buben trieben sich neugierig und sorglos zwischen den Rossen und Lagernden

umher, wurden dahin und dorthin gerufen, schleppten Heubündel und Kübel mit Wasser.

In einem schmalen, dreistöckigen Hause stand ein Chasseur am offenen Fenster des obersten Stockwerkes, beugte sich weit hinaus und schrie seinen Kameraden zu, er habe gut Quartier. Und johlend antworteten sie ihm von unten, und ihrer etliche stürmten gegen die verschlossene Haustüre und hieben mit Gewehrkolben und Säbelkörben auf die Füllung. Lachend ging der droben zurück in die Stube. Aus allen Fenstern der Nachbarschaft guckten gebräunte, wilde Gesichter. Der Chasseur kam wieder ans Fenster und warf einen Brotlaib hinunter. Geschickt fing ihn einer mit der Spitze seines Säbels auf, und die andern brüllten ihm Beifall. Nun ließ der droben an einer Schnur ein großes Stück Fleisch herunter. Es bewegte sich im Kreise über einem hüpfenden Haufen und kam langsam in greifbare Nähe. Zehn, zwanzig Hände streckten sich dem fetten Brocken entgegen, zwei Hände packten ihn, und ein Dutzend Kerle lagen balgend auf dem Pflaster. Da tauchte droben am Fenster unter der roten Mütze der Freiheit ein zorniges Gesicht auf, und der arme Hausvater begann mit dem mildtätigen Soldaten um eine volle Flasche zu ringen. Aber der Gast war stärker und stieß mit Hohnlachen den Wirt zurück, band die Schnur um den Hals der Flasche und ließ sie herunter. Abermals streckten sich die gierigen Hände aus, und wieder lagen die Söhne der Freiheit zu Dutzenden zappelnd im Knäuel auf dem Pflaster. Einer hielt die Flasche hoch und ein anderer wollte sie ihm keuchend entreißen. Da warf jener die Flasche im Bogen hinaus über den Knäuel, daß sie mit Klirren zerschellte.

*

Kurz vor Mittag war's. Da ging ein Trommler durch die Gassen, ging um den Marktplatz und endlich hinunter zum Tore, und ein Soldat mit einem großen Stück Papier in

der Hand folgte ihm. Der Soldat aber war ein Deutscher, und gut deutsch hörte sich an, was er mit schreiender Stimme verlas. Beide waren noch nicht beim Bachtor angekommen, da öffneten sich schon hier und dort die Haustüren, Männer und Weiber traten heraus und strebten nach dem Platze vor dem Rathause. Demütig kamen die guten Bürger und brachten den französischen Offizieren, was man ihnen zu bringen befohlen hatte.

Die Fremden wollten Ordnung haben — wer konnte ihnen das verdenken? Scharfe, spitzige Gegenstände oder gar solche, die gelegentlich losgehen konnten, gefährliche Werkzeuge der Art gehörten nicht in die Hände der Unmündigen.

„Ordnung muß sein, ich verstehe das wohl," sagte Meister Koram und nahm die verrostete Hellebarde, die von einem Urahn her im Winkel auf dem Speicher lehnte, schulterte sie, schritt würdevoll, der allerersten einer, quer über den Marktplatz und legte seine Waffe auf das Pflaster. Und er freute sich, als die guten Franzosen so herzlich lachten über ihn und seine rote Mütze und über das rostige Eisen aus Karls des Fünften längst versunkener Zeit.

„Was bedarf die Freiheit des Eisens?" deklamierte Studienlehrer Pieperich und durchstöberte seine Wohnung, bis er in einer Schublade zu hinterst eine Reiterpistole fand. „Aber ich bitte dich, Pieperich, laß mich doch das rostige Ding putzen. Was müssen sonst die Franzosen von einer deutschen Hausfrau denken?" bat seine Eheliebste. „So putze sie," äußerte sich Pieperich gelassen. „Madame, du vin!" schrie einer draußen und stieß etwas ganz Hartes mit Nachdruck auf die Dielen. „Nun sind sie schon wieder fertig mit dem vollen Krug," jammerte Frau Pieperich. „Gib ihnen, sind brave Knaben," sagte Pieperich mit Würde. Und während die Frau in den Keller eilte, ergriff er die Waffe so wie sie war, schritt hinaus auf den Markt und opferte sie am Altare der Freiheit. Verächtlich

riß ihm der Kapitän die Pistole aus der Hand und begann mit kreischender Stimme zu schelten. Und wie ein Schulknabe stand der Bürger Pieperich vor dem kleinen Franzmann mit dem dunkelroten Gesicht, der immerfort seine flache Hand auf die Pistole schlug. Und jetzt erst bemerkte der gelehrte Herr, daß der unglückseligen Pistole der Hahn fehlte. Da nahm er sein Französisch zusammen und begann sich stotternd zu entschuldigen. Trotz aller Demut aber konnte er dem Wütenden nicht überzeugend zu Gemüte führen, daß es ihm gänzlich fern liege, die französische Republik zu beleidigen. Und betrübt trollte er um die Kirche zu seiner Behausung.

Dort vor der Türe, über der die schönen Worte standen artibus et litteris, hielt jetzt eine große Reisekutsche, und auf dem Bock neben dem Kutscher saß ein grimmiger Soldat mit einem Gewehr im Arm. Aber es war kein Franzose, sondern ein Preuße. Da ging dem Studienlehrer Pieperich eine Ahnung auf, und mit gesenktem Kopfe schlich er die Treppe zum Vorplatz empor.

„Aber Frau Mama, wie kommen Sie heute zu uns?"

„Wie du siehst, zu Wagen, lieber Pieps." Die gebietende Dame stand hochgeschürzt im schweren Reisemantel mit der pelzgefütterten Haube auf dem Kopfe, und ihre Füße staken trotz der Hitze in Pelzstiefeln.

Pieperich bekam einen roten Kopf. Denn das mochte er von der Welt nicht leiden, wenn ihn seine Schwiegermama schlechthin Pieps nannte.

„Also nur geschwinde, lieber Pieps, ihr Kinder kommt zu uns, solange die Unordnung bei euch währt. Das Notwendigste wird in einer Viertelstunde gepackt sein."

„Und wer bleibt dann in unserer Wohnung?"

„Auch dafür ist gesorgt," sagte die Königlich preußische Oberamtmännin, und auf der Schwelle der Küche erschien die kleine verhutzelte Gestalt der wohlbekannten Oberamtmanns-

köchin. Hinter ihr aber der sechs Schuh lange Bediente des Oberamtmannes.

„Genügt diese Besatzung?" fragte die Gestrenge triumphierend.

„Und woher wissen Sie denn, ob ich will?" versuchte sich Pieperich aufzulehnen.

„Ei was, du willst nicht, Pieps?"

Aus der Türe der Wohnstube kam des Studienlehrers Eheliebste. „O gelt, du machst uns weiter keine Schwierigkeiten? Die Eltern haben wahrhaftig alles ganz vortrefflich geordnet; auf preußischem Boden können wir das Unwetter wohlgeborgen abwarten."

„Ja wenn sich nun aber hier alles zur Freiheit entwickelt, und ich bin nicht dabei?" Pieperich machte ein Gesicht, als wollte er heulen. Da nahm ihn seine Schwiegermutter am einen Arm, seine Gattin ergriff den andern, und so zogen sie ihn selbander in die Wohnstube. Und wie im Traume holte er das Notwendigste herbei. Aber als sich die Frau Oberamtmännin weigerte, einen dicken Folianten in den Koffer aufzunehmen, da machte er ein sehr grimmiges Gesicht und erklärte diesen Folianten für einfach unentbehrlich. Er hatte diesmal die Genugtuung, daß sein Wille durchdrang. Und grimmig, aber unhörbar murmelte er: „Diese Weiber! Man zeige ihnen nur die Zähne, dann geht's schon."

„Wenn aber die Franzosen am Ende alles kurz und klein schlagen? O meine schönen Möbel!" begann plötzlich die Studienlehrerin zu klagen und setzte sich, überwältigt von dieser Vorstellung, aufs Sofa.

„Wenn sie das tun, dann kann der Pieps sie auch nicht dran hindern," entschied die Mama.

Und ehe eine Stunde vergangen war, rollte der ungeheuere Oberamtmannswagen aus dem Tore. Hintenauf war der Koffer mit dem Notwendigsten geschnallt, vorne

saß der Königlich preußische Soldat, und drinnen faltete die Gestrenge umständlich und würdevoll den Reisepaß zusammen, den der Franzose unterm Tor so ehrerbietig beguckt hatte. Umschwebt vom Geiste des großen seligen Fritz rollte der Wagen dem Auslande zu, das, eine kurze Fahrt entfernt, in Gestalt eines ansbachischen Marktfleckens, eingekeilt zwischen bischöflichem Gebiet, eine sichere Zuflucht in der Wüste zu bieten vermochte.

Jourdan Pieperich aber schrie während seiner ersten Reise, als ob er zu Menschenfressern müßte.

*

Es gab übrigens nicht nur verrostete Hellebarden und hahnlose Pistolen im Städtchen. Von allen Seiten schleppten die Bürger herbei, was sie nur immer an Waffen besaßen, und bald lagen die Schwerter und Degen, die Gewehre und Flinten in Haufen neben uralten Streithämmern und Morgensternen, Beinschienen und Lederkollern, Krebsen und Sturmhauben. Und wenn später die Bürger beim Biere von ihren Erlebnissen erzählten, dann konnte man oft hören: die Weiber waren hinter uns her und gaben keine Ruhe, bis all die gefährlichen Waffen aus den Häusern entfernt waren.

Gerade als wenn sie geglaubt hätten, die Pistolen könnten von selber losgehen und die alten Hämmer und Schwerter könnten sich selber schwingen fürs heilige Römische Reich deutscher Nation. Die törichten Weiber! Weil die frechen kleinen Fremden mit Trommelschlag unter Androhung des Todes die Waffen verlangten, deshalb entwaffneten die Weiber mit eigenen Händen ihre Männer. Noch war ja sonnenheller Tag, aber auch auf diesen Tag folgte eine Nacht, und der vergoldete Zeiger da droben an der Pfarruhr war noch keine zwölf Stunden weitergelaufen, da hätte manch eine ihrem Manne eine Waffe, nur irgendeine Waffe

in die Faust gewünscht. Aber die Waffen lagen wohlverschlossen in der großen Halle hinterm Rathause bei Feuereimern und Feuerleitern, wohlverschlossen und wohlbewacht.

„Gib alles her, alles!" drängte auch Frau Lotte Blitz den Gemahl, und mit zitternden Händen brachte der hochedle Herr Stück um Stück seiner unerhört schönen Waffensammlung. Stück auf Stück packte Frau Lotte mit zitternden Händen in die großen Waschkörbe, und dreimal trug der Kanzleidiener mit seinem Weib die Last zum Rathaus hinüber.

Mit gefalteten Händen standen die Eheleute am Fenster und spähten auf den blinkenden Haufen der Waffen. Und es war zurzeit noch still in dem weiten Hause des hochgräflichen Kanzleidirektors; nur ein Wachtposten ging gemessenen Schrittes auf und ab unter den Fenstern — auf und ab wie das unentrinnbare Schicksal.

Der Oberst der Chasseurs hatte dieses Quartier für sich belegt. Aus der Küche drangen alle Wohlgerüche eines reichen Mahles und erfüllten das Haus. Jeden Augenblick mußte der Gast die Treppe heraufrasseln.

Flüsternd, mit zitternden Lippen, sagte der Kanzleidirektor: „Wenn mich nicht alles trügt, dann bin ich der gefährdetste Mann im Städtchen; denn der Vornehmste bin ich ohne Zweifel. Und ich fürchte, Lottchen, du wirst sehen, ich muß meine Treue gegen die hochgräflichen Herrschaften unter Folterqualen mit dem Tode besiegeln — genau wie der Schultheiß im dreißigjährigen Krieg, von dem uns in friedlichen Zeiten die Chronik so erbaulich berichtet hat."

„Ach Gott, wir leben doch nicht mehr im dreißigjährigen Kriege," seufzte Lottchen. „Aber Blitz," rief sie auf einmal, und ihre Augen öffneten sich weit, „du hast ja deinen Degen zurückbehalten —?"

„Liebes Lottchen," — er wandte sich nicht nach der Seite, wo der Degen in der Ecke stand — „sei doch vernünftig,

es ist der Ehrendegen, den mir Seine hochgräfliche Exzellenz — du weißt ja — und man kann gewiß keinen Menschen damit umbringen; denn er ist stumpf wie ein spanisches Rohr. Aber das Gefäß ist aus Silber und gut vergoldet und mit unserm allerdings damals noch bürgerlichen Wappen geziert. Tu mir den Gefallen und verstecke das schöne Stück wie die schreckliche Urkunde."

„Blitz!" Frau Lotte hatte den Degen aus der Ecke geholt und hielt ihn mit zitternden Händen weit ab von ihrem Leibe. „Willst du dich und mich ins Unglück bringen?" Sie riß das Fenster auf und rief den Leuten zu, die soeben mit ihrem leeren Korbe zurückkamen, warf ihnen den Degen in den Korb und befahl mit kreischender Stimme, sie sollten auch das letzte Stück zum Rathaus tragen. Und mit gefalteten Händen sahen die Eheleutchen zu, wie der Offizier das kostbare Stück erst wohlgefällig betrachtete und dann behutsam hinter sich aufs Pflaster legte.

„Blitz," sagte Frau Lotte und schloß das Fenster, „ich denke, du hast nun deine Schuldigkeit vollauf getan, und es ist das beste, du begibst dich zu Bette. Das übrige geht den Schultheißen an. Dessen Sache und nicht die deine ist es, mit dem Feinde zu verhandeln. Das wäre unter deiner Würde; denn du bist die Regierung — der Schultheiß das Organ."

„Zu Bette?" antwortete der Kanzleidirektor verwundert und sah dankbar auf sein treues Weib. „Aber ich sollte vielleicht doch — in meiner Eigenschaft als hochgräflicher — wenigstens für den Notfall präsent sein —?"

„Blitz, ich verantworte das gegen jedermann," sagte sie und wischte die tränenden Augen. „Was einer nicht mehr zu tragen vermag, das bringt er zu Bette."

„Zu Bette —!" Die Äuglein des Direktors glänzten. „Das wäre am Ende die beste Lösung. Denn was hab' ich davon, wenn mich plötzlich der Schlag trifft?"

„Es ist die einzige Lösung," sagte sie mit Bestimmtheit und ging hinaus. Er aber stand mit gefalteten Händen und hörte, wie sie den Mägden befahl: „Sofort die Wärmflasche füllen! Seine Gnaden sind von all den Geschäften und Aufregungen krank geworden und müssen sich zu Bett begeben."

Dann kam sie wieder. Und es war ihm zu Mute wie einem Knäblein, als sie nun den Arm in den seinen schob und ihn schrittweise hinaus geleitete. „Hierherein, Lottchen!" sagte er und machte halt am gewohnten Schlafgemache. Sie aber flüsterte: „Nein, Blitz, heute mußt du mit der Gastkammer vorlieb nehmen, da bist du ungestört." Und gehorsam ging er den Gang hinter, die drei Stufen hinauf, rechts in die dritte Türe. Und es währte nicht lange, dann lag er friedlich mit der weißen Nachtmütze über dem Haupte in den Kissen und harrte der Dinge, die da kommen sollten über das Städtchen und über die Grafschaft, über den Kreis und über das heilige Römische Reich deutscher Nation.

Und von Zeit zu Zeit sagte er zu Lottchen: „Ich fühle mich doch sehr angegriffen. Und was hab' ich davon, wenn mich plötzlich der Schlag trifft?"

Sie aber antwortete jedesmal: „Schone dich, Bubele, und erhalte dich der hochgräflichen Herrschaft!"

5. Die Söhne der Freiheit

Die Franzosen begannen zu requirieren, und sie requirierten, was ihnen gefiel.

Bei Kanzleidirektors lag der Oberst der Chasseurs im Quartier; der war ein vorzüglicher Schachspieler. Und nach Tisch erkundigte er sich bei Frau Lotte, ob ein Schachspieler im Städtchen wäre. Da nannte sie diensteifrig den Arzt, und der Oberst requirierte den Arzt, daß er spiele mit ihm.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war Abend. Der Direktor lag noch immer in der Gaststube seines eigenen Hauses zu Bette, und neben ihm saß Frau Lotte.

Wie vordem hingen an der Wand der Wohnstube im Bilde die Männer und Frauen des Geschlechtes Blitz von Wolkenfels. Aber auf dem Tische vor dem achtbeinigen Sofa stand nicht mehr das feine Porzellan des gemütlichen Nachmittagkaffees, kein Silberschatz blinkte aus dem Glaskasten in der Ecke.

Gelb und hager saß der Oberst der Chasseurs auf dem Sofa, dampfte aus seiner Tonpfeife, bückte sich von Zeit zu Zeit und hob den Weinkrug vom Boden, hielt ihn andächtig an die Lippen und trank in vollen Zügen. Ihm gegenüber saß der Arzt, und zwischen den beiden, auf dem zierlichen Tische, stand das Schachbrett mit den kämpfenden Figuren. Vom Marktplatze herauf tönte der Lärm des Feldlagers.

Der Doktor saß mit grimmigem Gesicht. Er verwünschte seine Kunst, die ihn von Weib und Kind entfernt hielt, und spielte doch mit der Anteilnahme des Künstlers; er verwünschte seine Sprachkenntnis und antwortete doch dem Feind in den

gewähltesten Wendungen. Er fühlte sich willenlos gefangen und dem Menschen da drüben auf dem Sofa ausgeliefert zu Gnaden und Ungnaden. Solche persönliche Ohnmacht aber hatte er in seinem Leben noch niemals empfunden.

Es war kein ruhiges Spiel. Nicht fünf Minuten saßen sie ungestört. Im Hause des Kanzleidirektors hatten die Soldaten eine vorläufige Regierung eingesetzt, und der Oberst war der Regent. Alles was sich in diesen Stunden Wichtiges ereignete, fand seine Entscheidung am Schachbrett. Und der jammervolle Ernst des feindlichen Einfalles kam in einer schier endlosen Reihe von Spiegelbildern zur Kenntnis dessen, der zum Schachspiel an dieses Tischlein gebannt war.

Der Oberst hatte die Türe im Auge, der Arzt aber wandte ihr auf seinem Stuhle den Rücken. Und so traf der Oberst sitzend mit kurz herausgestoßenen Worten von Fall zu Fall die Entscheidung.

Nur einmal hatte der Arzt versucht, in eine Verhandlung einzugreifen. Da hatte ihn der Oberst mit verwunderten Augen gemessen und hatte gebieterisch auf das Schachbrett gedeutet. Der Doktor hatte die Zähne aufeinandergebissen und fortan geschwiegen. Was wollte er wider die Gewalt, er, der zum Schachspiel requiriert war, wie Nachbar Jakobs Kühe zum Schlachten?

So saß er, wandte sich nicht mehr und hörte nur die wohlbekannten Stimmen der Mitbürger angstvoll hinter seinem Rücken mit dem Gewalthaber verhandeln.

Der Schultheiß kam mit drei Ratsherren und zählte an den Fingern alle Unmöglichkeiten auf: Dreihundert Pferde gäbe es nicht auf zehn Meilen im Umkreis; zwölfhundert Paar Stiefel könne man nicht von heute auf morgen beschaffen. Der Dolmetsch gab mit eintöniger Stimme die angstvollen Einwände auf französisch wieder, und mit unbewegter Stimme sagte der Oberst zum Arzt: „Gardez votre

reine!" Dann aber fügte er wie beiläufig hinzu: „Geht mich nichts an, ist Sache des Kommissärs." Mit eintöniger Stimme übersetzte der Dolmetsch die abweisenden Worte des Gewalthabers ins Deutsche. Der Arzt aber saß und hörte, wie hinter ihm der Schultheiß mit Wucht in die Knie sank und wie auch die andern sich schwerfällig niederließen und um Gnade winselten. Da schlug ihm die Schamröte ins Gesicht, da konnte er sich nicht mehr halten und sagte mit bebender Stimme: „Sie hören ja doch, mein Herr Oberst, es ist eine Unmöglichkeit!" Mit unbewegtem Antlitz warf der Oberst die französische Antwort hin, und der Dolmetsch übertrug sie sogleich zu Nutz und Frommen aller, die in der Stube waren: „Wir sind die Herren, und wir können requirieren, was wir wollen: einen Schachspieler, dreihundert Pferde, zwölfhundert Paar Schuhe, zweitausend Brotlaibe oder ein halbes Hundert Jungfrauen. Seien Sie froh, daß ich menschlich bin und auf das Menschenfleisch verzichte." Und während die Ratsherren mit schleppenden Schritten aus der Stube gingen, setzte er eine Figur, die den Doktor hart bedrängte.

Der Doktor saß und spielte. Und hinter ihm blieb die Türe keine fünf Minuten im Schlosse: Offiziere kamen und erstatteten Rapporte, Bürger kamen und jammerten, baten und flehten. Der Dolmetsch übersetzte hinüber und herüber, und der Oberst entschied. Und der scharfe Blick des Arztes erkannte die Freude gar wohl, die sich hinter dem regungslosen Gesichte des Fremden verbarg — die Freude am Quälen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war dunkel geworden.

Etliche von den Franzosen aber besaßen Katzen, große, kluge Katzen mit absonderlichen Schwänzen; so dicke Katzenschwänze hatte man noch niemals im Städtchen gesehen. Diese Katzen hockten beim Marsche auf den Schultern ihrer Herren oder auf ihren Tornistern, und im Quartier taten die Franzosen

nichts lieber als spielen mit ihren Katzen. Und manche von den Soldaten hatten auch zierliche Kugelspiele in den Taschen, Holzkugeln von verschiedenen Farben. Und wie die einen so gerne spielten mit ihren Katzen, so spielten die andern mit ihren Kugeln — und je zuweilen taten sie sich zusammen und spielten mit Katzen und Kugeln.

Und es begann den Leuten zu grauen vor diesen Katzen mit den dicken Schwänzen und den großen, funkelnden Augen und vor diesen Zauberkugeln, die allemal dorthin rollten, wo man sie durchaus nicht zu sehen gewünscht hätte. —

Es pochte an der Türe des Gastzimmers, und Frau Lotte erschien auf der Schwelle. Ein Soldat stand vor ihr, hielt einen Leuchter mit brennender Kerze und lächelte höflich. Ein blutjunger, schwarzhaariger Geselle mit einem dicken Wulst um den Hals. Sie aber legte den Finger auf den Mund, spitzte die Lippen und flüsterte: „O pardonnez, mon épous il est très malade.“ Und es klang ganz anders als damals, wo sie zu den Räten gesagt hatte: „Schonend, meine Herren, schonend, ich bitte Sie!“ Der Fremde nickte und lächelte höflich: „O sehr gut, Sie sprechen französisch.“ Und er zwirbelte sein Bärtchen. Dann aber wisperte er ein paar Worte, und was er sagte, war so zwingend, daß Frau Lotte leise die Türe schloß und — wenn auch mit zögernden Schritten — sich hinter ihm zur Küche begab. Höflich machte der Franzose halt, öffnete die Türe und ließ der Dame den Vortritt.

Die Küche war finster, als Frau Lotte über die Schwelle schritt; aber vom Ausgusse herüber glühten zwei Augen durch die Dunkelheit, daß sie zusammenschrak. Dann kam der Schwarze mit seiner brennenden Kerze, und sie sah, daß auf dem Ausgusse ein zweiter Soldat hockte. Auf dessen Schulter saß eine Katze.

„Wir tun Ihnen nichts zuleide,“ sagte der Führer. „O nein, wir müssen Sie nur bitten, uns ein wenig Gesellschaft

zu leisten." Er rückte ihr einen Schemel zurecht. „Und machen Sie keinen Lärm, wenn Ihnen an Ihrem Leben gelegen ist."

Frau Lotte war sehr bleich, als sie sich niederließ.

Auf dem Herde, unter dem gähnenden, schwarzen Kamine flackerte das Licht der Talgkerze, und vom Ausgusse herüber funkelten die Augen der Katze.

Fast unhörbar glitt nun der andere vom Steinborde des Ausgusses und kam mit seiner Katze heran. Es war ein alter, grauköpfiger Mann.

Der Schwarze schob den Riegel der Küchentüre vor. Da griff Frau Lotte wieder in das Strandgut ihrer feinen Bildung, faltete die Hände und brachte stoßweise hervor: „O monsieur, je vous prie, avez grand pitié!"

Der Schwarze grinste und sprach: „Haben Sie keine Angst, wir krümmen Ihnen kein Haar." Dann ließ er sich auf den Boden nieder und lockte die Katze.

Er saß mit gekreuzten Beinen und gekreuzten Armen, und sein Gesicht war schwach beleuchtet vom flackernden Lichte.

Die Katze schnurrte und glitt am Leibe des Alten herunter, machte einen hohen Rücken und begann den Schwarzen zu umkreisen. Der schnalzte kaum hörbar mit der Zunge, da stand sie auf seiner Schulter und rieb sich an seinem Ohre.

Frau Lotte saß regungslos auf ihrem Schemel; sie hatte die Hände in ihr Kleid gekrallt und starrte mit entsetzten Augen auf den Franzosen und seine Katze.

„Sie müssen sich immer ganz ruhig verhalten," mahnte nun der Alte auf deutsch und trat seitwärts zwischen sie und seinen Kameraden.

Frau Lotte hielt den Atem an.

„Katzen sind kluge Tiere," sagte er und warf eine kleine Kugel auf den Boden.

Die Katze ließ sich nicht stören. Sie stand noch immer

mit hohem Rücken auf der Schulter des Schwarzen und rieb sich an seinem Ohr.

Es fiel eine zweite und eine dritte Kugel.

Mit hohem Rücken stand die Katze, rieb sich und schnurrte.

Da begannen sich die Kugeln von selber zu bewegen. Mit Grauen sah Frau Lotte zu. Sie zog das Kleid an sich und wollte den Schemel wegrücken. Aber der Alte flüsterte drohend: „Rühren Sie sich nicht!" Und die Kugeln begannen zu hüpfen, und der Alte raunte mit dumpfer Stimme die Melodie eines Tanzes. Immer geschwinder bewegten sich die Kugeln, immer wilder klang der raunende Sang.

Hatte der Schwarze mit der Zunge oder mit den Fingern geschnalzt? Mit den Fingern kaum; denn er hockte noch immer mit gekreuzten Armen. Die Katze aber sprang plötzlich von seiner Schulter und begann im ungewissen Lichte zu spielen mit den tanzenden Kugeln.

Immer höher hüpften die Kugeln, immer wilder wurde die Katze, und nun bewegten die tanzenden Kugeln und die springende Katze sich von der Mitte der Küche dorthin, wo die zwei dickbauchigen Wasserkannen auf dem niedern Schemel blinkten.

Noch immer hockte der Schwarze auf den Steinen. Jetzt raunte er: „Bitte, Madame, wollen Sie sich ein wenig wenden!"

Und unermüdlich summte der Alte, gespenstig hüpften die Kugeln, fast lautlos tanzte und spielte die Katze. Und es war, als ob die Katze die Kugeln mit Bedacht gegen die Wasserkannen lenkte. Zuweilen glitten die Kugeln zur Seite, einmal kamen sie wieder fast bis in die Mitte der Küche zurück. Aber gleich war die Katze hinter ihnen her; und wieder rollten und hüpften sie gegen die Kannen.

„Katzen sind kluge Tiere," sagte der Schwarze und sprang auf die Beine. Die Kugeln klapperten tanzend unter dem Schemel, und wie toll tanzte die Katze mit ihnen.

Frau Lotte saß mit verzerrtem Gesicht.

„Allez — wir wissen genug!" rief der Schwarze mit gedämpfter Stimme. Da hüpften die Kugeln wie von selbst zurück, dorthin, wo der Alte stand, und sprangen hoch empor an ihm, und er fing sie auf und steckte sie in die Tasche.

„Wissen Sie, was das zu bedeuten hat?" fragte nun der Schwarze höflich.

Frau Lotte schwieg.

„Daß Sie sich ganz ruhig verhalten müssen und auch nachher keinem Menschen ein Sterbenswörtlein davon sagen dürfen, Madame. Haben Sie mich verstanden?"

Frau Lotte bewegte mit Anstrengung die trockenen Lippen. Sie hatte den Sinn notdürftig verstanden und stöhnte ihr Ja.

Sie mußte zusehen, wie die Franzosen den Schemel zur Seite rückten, die Steine hoben und das schwere Kistchen mit dem Silberzeug herausholten. Und sie saß regungslos, als die beiden Stück für Stück in den Händen wogen. Nur als sie den Adelsbrief zu unterst hervorzerrten, wollte sie jählings emporspringen. Aber der Schwarze zischte ihr so herrisch entgegen, daß sie kraftlos zurücksank.

Lange berieten die beiden Franzosen miteinander. Dann äußerte sich der Schwarze: „Madame, wir möchten Sie keineswegs berauben. Denn was fingen wir an mit den schweren Löffeln und Messern? Wir schlagen Ihnen einen ehrlichen Handel vor. Sie behalten Ihr Silber und bezahlen uns — sagen wir zwanzig Louisdor, dann ist Ihnen geholfen und uns."

Frau Lotte bewegte die zitternden Lippen. Aber sie brachte zunächst gar nichts heraus.

Sie stand auf. „Ich werde — den Oberst — holen."

Da trat der Schwarze hart vor sie: „Das steht Ihnen frei. Nur lassen Sie sich dann auch eine Wache vors Schlafzimmer legen und beten Sie trotzdem zu Gott und den Heiligen für Ihr Leben. Ich dächte, Sie könnten den Handel annehmen."

Frau Lotte ging mit schleppenden Schritten hinaus. Nach kurzer Zeit kam sie wieder und zählte das Gold auf den Hackblock. Mit ernsthaften Gesichtern standen die Franzosen und prüften jedes Stück. Zwei Louisdor fanden keine Gnade vor ihren Augen, und Frau Lotte mußte noch einmal zurück ins Schlafgemach. Dann bekam sie ihr Silberzeug. Der schwarze Franzose aber löste den dicken Wulst von seinem Hals und schob die Goldstücke hinein, wie in eine Geldkatze.

Es graute ihr; sie packte das Kästchen unter den Arm und entwich. Des Adelsbriefes gedachte sie nicht mehr.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Oberst und der Arzt waren allein. Auf dem Marktplatz drunten brüllte die Soldateska, und der Rauch ihrer Kochfeuer zog sich durch die Ritzen der Fenster.

Auf dem Tischlein brannten drei Kerzen — rechts vom Schachbrett zwei und links eine.

Der Arzt hatte einen roten Kopf und starrte auf das Spiel. Der Zorn schüttelte ihn im Innersten seiner Seele, während er äußerlich unbewegt vor dem Brette saß. Zorn und Scham rissen seine Gedanken hin und her, und dabei verfolgte er krampfhaft das Spiel.

Wo war denn sein Weltbürgertum von gestern? Was hatte er denn noch gemein mit dem dort auf dem Sofa und mit seinen brüllenden Soldaten drunten auf dem Markte? Wo waren denn all die schönen Ideen, die tönenden Phrasen geblieben, an denen er sich seit Jahren berauscht hatte? Sie waren verraucht angesichts der Brutalität der Fremden und der Schmach seiner Volksgenossen. Dafür aber wuchs in dem deutschen Ideologen von Viertelstunde zu Viertelstunde höher empor der gesunde Haß des Unterdrückten gegen die Unterdrücker. Er begann seine und der Seinen Ohnmacht zu messen an ihrer Übermacht; er begann zu fragen — warum denn das alles, warum und wozu?

Anfangs hatte er gespielt, weil er mußte. Nun spielte er, um zu gewinnen. Er hatte einen Einsatz gemacht — ganz heimlich, wie Kinder zu tun pflegen. Er hatte sich leise gesagt: Ich stelle die Frage ans Schicksal. Gewinne ich, dann gut. Verliere ich, dann sind wir reif.

Stundenlang wogte das Spiel hin und her. Längst wußte er, seine Kunst war dem da drüben weit überlegen; aber auch das fühlte er mit jedem Zuge: der andere war kälter als er.

Vergebens wollte er sich seine Torheit ausreden, verwarf selber den Einsatz und holte ihn gleich darauf wieder hervor. Nein, er konnte nicht mehr zurück, er kam nicht mehr los von dem Gedanken — verlierst du, dann sind wir verloren.

Verloren? Was denn? Die Grafschaft? Das Reich? Ach was — mochte die Grafschaft zu Grunde gehen, mochte das Reich gar zerfallen. Das war's nicht, was ihn quälte. Und doch: wieder und wieder mußte er denken — verloren! Ja um Gottes willen, was denn? Etwas Unbeschreibliches, etwas, das ihm von Minute zu Minute zu höherer Wertschätzung emporwuchs, etwas, das er, der Weltbürger von gestern, sich noch nicht zu nennen getraute mit einem bestimmten, nüchternen Worte.

Und so kämpfte er mit den Beinfiguren um das Unnennbare. So kämpfte er, ohne es klar zu wissen, in Gedanken um die hart gefährdete deutsche Art.

Als aber zehn Schläge von der Turmuhr dröhnten über all das Geschrei des Lagers herein in die stille Stube, da sagte sein Gegner mit leiser Stimme verächtlich: „Matt!"

Der Arzt erhob sich zu seiner ganzen Länge und begann in fließendem Französisch: „Herr Oberst, ich bin der Besiegte. Aber ich erbitte mir nun für ein paar kurze Fragen Ihr Gehör."

Der Oberst lehnte sich zurück und sog an seiner Pfeife. „Sie wünschen?"

Es klang so unsäglich hochmütig, daß der Doktor die Hände ballte.

„Herr Oberst, ist es Ihnen bekannt, daß man hierzulande die Franzosen als Freunde zu begrüßen geneigt ist?"

Der Oberst bückte sich, hob den Krug und tat einen tiefen Zug: „Ich und meine Offiziere haben die roten Jakobiner mit Lachen gesehen."

„Sie aber, Herr Oberst, Sie behandeln uns zum Dank als Feinde, als Besiegte, die Ihnen auf Gnade und Ungnade unterworfen sind."

Der Oberst richtete die glitzernden Augen auf den Arzt: „Mein Herr, ich habe Sie meines Wissens zum Schachspiel eingeladen?"

„Requiriert," sagte dieser. „Nun aber bin ich hier, und ich hielte mich für einen Feigling, wenn ich den Mund nicht auftäte für meine armen Mitbürger. Mann gegen Mann, Herr Oberst —!"

Er hatte seine Stimme erhoben, und der Leutnant im Vorzimmer öffnete die Türe.

„Man lasse uns allein!" rief der Oberst. „Es hindert mich zwar nichts, Sie sofort in Ketten legen zu lassen, mein Herr —"

„Nichts als Ihre Ehre, Herr Oberst."

„Meine Ehre — wie soll das?" Der Oberst erhob sich.

„Ihre Ehre, die Ihnen verbietet, sich an einem Wehrlosen zu vergreifen." Dem Arzte war, als ob sich die enge Stube weitete. Um zwei Köpfe überragte er den Fremden. Und er sah ihn plötzlich in seinem wahren Werte — als den viel kleineren Mann — lediglich ausgerüstet mit der Macht des Zufalls. Und ruhig fuhr er fort: „Die Leute haben von Ihnen die Freiheit erhofft."

Der andere erwiderte höflich mit unbewegtem Antlitz. „Und woher vermuten Sie, daß wir uns im Besitze dieses Gutes befinden?"

Der Arzt hatte das Richtige getroffen: Er stand nun nicht mehr vor dem Machthaber, sondern vor einem im Grunde wohlerzogenen Franzosen.

„Seit Jahren ertönt der Ruf der Freiheit von Westen über mein Vaterland, Herr Oberst."

„Und wissen Sie nicht, mein Herr, daß die Hungrigen am heftigsten nach Brot schreien?"

„Ja, was wollen Sie uns dann überhaupt bringen, Herr Oberst?"

„Bringen?" Der Oberst lächelte. „Ich wüßte nicht, mein Herr, was wir Ihnen bringen sollten."

Wiederum war dem Arzte das Blut ins Gesicht gestiegen. Er kam sich so kindlich vor diesem Fremden gegenüber: „Ja, warum sind Sie dann über den Rhein gekommen?"

Zum zweiten Male zitterte das Lächeln um den schmalen Mund des Obersten. „Eine seltsame Frage, mein Herr. Weil ich Soldat bin."

„Aber Sie fühlen sich doch als Träger einer besonderen Mission?"

„Derselben Mission, die den Alexander nach Indien und den Cäsar über die Alpen nach Gallien gehen hieß," lautete die stolze Antwort.

„Aber Sie wollen doch den Völkern die Früchte der großen Revolution bringen?"

Der Franzose kreuzte die Arme. „Und woher wissen Sie, mein Herr, ob wir, ich und meinesgleichen, nicht den ganzen Unrat der Revolution von Herzen zum Teufel und für uns und unsre Truppen die einzige Institution wünschen, die nach meiner Ansicht ein Recht hat im Leben der Völker —?"

„Und diese wäre?" Der Arzt blickte erregt auf den Franzosen.

„Das Königtum, mein Herr," sagte der Fremde mit Lachen. „Aber beliebt's, so gebe ich Ihnen Revanche."

„Dann wäre alles, was von da drüben kommt, Phrase, Lüge, Betrug? Dann gäbe es unter unsern Feinden sogar Royalisten?“

„Im Heere Jourdans gibt es nur Soldaten, mein Herr.“

Vom Marktplatze tönte wildes Lachen und Schreien. Dann schrillte der Hilferuf eines Weibes durch die Luft.

Der Arzt sprang ans Fenster und riß es auf. „Herr Oberst, Ihre Soldaten vergreifen sich an einer Wehrlosen!“

Der Franzose trat neben ihn und sah hinab in den rotqualmenden Dunst. Noch einmal ertönte in der Mitte des Platzes, hinter dem Grafenbrunnen, der Hilferuf.

„Herr Oberst — im Namen der Menschlichkeit — helfen Sie!“

Der Franzose wandte sich ab und sagte verächtlich: „Nicht der Rede wert. Das ist der Krieg.“

„Herr Oberst, ich empfehle mich.“

„Sie bleiben!“ sagte der Oberst. „Man bringe Wein und Tabak!“ herrschte er gegen die Türe hin.

„Ich muß heim, ich weiß ja nun, daß nicht einmal unsre Frauen und Kinder sicher sind vor Ihren Soldaten.“

„Sie bleiben, mein Herr! In Ihrem Hause liegt eine Schutzwache.“ Der Oberst setzte sich an den Spieltisch und nahm die frische Pfeife aus der Hand eines Soldaten. „Noch eine Partie, dann können Sie gehen.“

Und nun spielte der Arzt mit zusammengepreßten Lippen, mit starren Augen im Scheine der flackernden Kerzen. Und er setzte Zug auf Zug und achtete nicht auf den dritten Schrei, der vom Marktplatze herübergellte. Er spielte, als ob es um sein Leben ginge, und er hatte nur noch den einen, den brennend heißen Gedanken: Siegen über den da drüben und über die da drunten. Und er stellte Figur vor Figur und griff mit solcher Wucht an, daß der andere sein Spiel gar nicht zu entwickeln vermochte. Mit zuckenden Lippen saß der Franzose. Die Pfeife war ihm ausgegangen, mit

zitternden Fingern setzte er seine Figuren. Er hatte seine Ruhe verloren. Der Deutsche aber rückte fast im Takte vorwärts. Nach zwanzig Zügen war der Franzose in die Enge getrieben, und nach ein paar weiteren Zügen sagte der Deutsche verächtlich: „Matt!"

Und nach Jahren noch erzählte er von diesem Spiel mit dem Feinde am Abende des 12. August 1796, und jedesmal fügte er bei: „Es war mir so ruhig, so tröstlich zu Mute. Und ich sah so klar — wir dummen Deutschen können ja doch viel mehr als sie, nur das Vertrauen müssen wir haben."

Der Oberst bezwang seinen Verdruß und erhob sich: „Mein Herr, ich danke Ihnen."

Von unten herauf ertönte lauter Gesang.

„Die Leute amüsieren sich," sagte der Oberst gleichgültig. „Wollen wir zusehen?"

Schweigend trat der Arzt ans Fenster neben ihn.

Im weiten Kreise hielten die Soldaten und sangen ein wildes Lied. Mitten im Kreise aber stand ein großes Faß, über dem eine bläuliche Flamme wallte.

„Sie sehen, wie sich unsere Soldaten die Gottheit vorstellen. Wünschen Sie diese Art des Gottesdienstes in Ihrem Vaterlande? Nur zu! Die Kosten des Kultus sind unbedeutend."

„Noch verstehe ich das Ganze nicht," sagte der Arzt.

„Der Kessel auf dem Fasse ist mit Schnaps gefüllt, und in den Flammen des brennenden Schnapses verehren die Kerle das höchste Wesen."

Der Gesang wurde wilder. Etliche hatten sich bei den Händen gepackt und tanzten in den freien Raum hinein. Andere schlossen sich an. Länger und länger wurde die Kette der Tanzenden und wand sich endlich wie eine Riesenschlange um das Feuer. Die Flamme wallte züngelnd, und wie die Teufel tanzten die Soldaten um das bläuliche Licht. Andere und andere wurden hineingezogen in den Strudel der

Singenden, Schreienden, Jauchzenden, und zuletzt wogte alles in einem einzigen, hüpfenden, unentwirrbaren Knäuel. Rings in den offenen Fenstern drängte sich Kopf an Kopf. Wachtfeuer brannten allüberall, und die Giebelwände leuchteten im roten Widerscheine. Drunten aber brannte züngelnd, als wollte sie überquellen über den Kesselrand, die blaue Flamme, und die Fremdlinge rasten in wahnwitzigem Wirbel um sie herum und tobten im Dienst einer Gottheit, die sich ihnen geoffenbart hatte im brennenden Schnapse. Und es war, als ob die Giebelwände der biederen, alten, deutschen Häuser erglühten vor Scham bis unter die Schindeln.

„Pfui Teufel, die Hunde!" sagte der Arzt auf deutsch. Dann aber besann er sich und übersetzte die Worte in die französische Sprache.

„Was wollen Sie, mein Herr Doktor? Jeder auf seine Art."

„Ich habe nun die Ehre, mich zu empfehlen, Herr Oberst."

„Sie sind ein guter Schachspieler, mein Herr," sagte der Franzose und hielt ihm die Hand hin. „Man wird die Schutzwache nicht von Ihrem Hause nehmen, solange wir hier sind. Und Sie sind nicht nur ein guter Spieler — die Tapferkeit grüßt die Tapferkeit."

Der Arzt nahm die Hand nicht. Und er bedankte sich nicht für die Schutzwache. Er schüttelte nur den Kopf und sagte: „Ich bin getröstet, mein Herr Oberst. Ihre Soldaten mögen fürchterlich sein — aber Sie kommen mit ihnen nicht weit."

Gleichmütig antwortete der Offizier der französischen Republik: „Bestien sind's, aber sie schlagen sich gut."

*

Der Doktor schlich nahe an den Häusern um den stinkenden Marktplatz. Er schämte sich der allgemeinen Schmach.

Als er die Freitreppe an seinem Hause emporstieg, tönte aus dem Fenster zur Rechten wilder Gesang trunkener Männer.

Er sperrte auf.

Aus der offenen Türe des Zimmers schrieen sie ihm entgegen, was er wolle. Und einer kam auf die Schwelle, schwankte, hielt sich am Pfosten und rief auf welsch, er solle hinaus, dies Haus werde von ihnen bewacht.

Mit verhaltener Stimme erklärte der Arzt, er sei hier der Hausherr. Aber der Franzose zog den Säbel und vertrat ihm den Weg.

Da schrie einer aus der Stube, er wisse, daß der Mann recht habe, und ein anderer schrie, der Doktor solle hereinkommen und mit ihnen trinken. Und sie streckten ihm die Gläser entgegen. Da mußte er hinein und einem jeden Bescheid tun. Sie lachten und schlugen ihn auf die Schulter, schrieen wirr durcheinander und verlangten Wein, immer noch mehr Wein.

In der Küche saß der Knecht und machte ein jämmerliches Gesicht. „Ich täte ihnen schon Wein holen, aber die Klara hat die Kellerschlüssel."

„Wo sind die Frauen?"

„Haben sich eingesperrt in der Gaststube droben."

„So komm!"

Er sprang die Treppe empor. Er pochte: „Liebste, ich bin's, mach auf!"

Schritte näherten sich der Türe. Aber eine angstvolle Stimme rief: „Nicht aufmachen, Klara!"

„Frau Doktor, der Herr ist's."

Zaghafte Schritte kamen ganz nahe an die Türe.

„Ich bin's, mach doch auf!"

„Ich glaub' nun fast, er ist's." Sie schob den Riegel zurück und öffnete einen Spalt.

„Aber Liebste!" Ungeduldig drängte er sich in die Stube.

„O gelt, Hermann, jetzt bleibst du immer bei uns?" Sie umklammerte ihn.

„Du Arme, ich war ja wie ein Gefangener."

Sie schluchzte, sie bebte am ganzen Leibe: „Gottlob, sie haben dir doch nichts getan!"

Liebkosend strich er über ihren Scheitel: „Die Franzosen haben euch hoffentlich nicht geängstigt?" Er wandte sich gegen das Fenster, wo die Magd stand.

Klara kam heran. „Nicht, gar nicht, Herr Doktor. Aber die Frau hat sich so sehr vor dem Singen gefürchtet."

„Wenn sie nichts Böseres täten, Liebste!" Der Arzt beugte sich zu seinem Weibe hinab.

„Ach, wenn ich die Klara nicht gehabt hätte —," flüsterte sie. „Du, vor der hab' ich Respekt!"

„Ich bleib' immer bei Ihnen, Frau Doktor," tröstete die Magd.

„Draußen steht der Knecht, gib ihm den Schlüssel, Klara; die Soldaten wollen Wein."

Sie flüsterte: „Ich trau' ihm nicht, Herr Doktor. Ich will selber in den Keller gehen."

„Nein, du gehst mir nicht allein im Hause umher."

„Aber ich trau' ihm nicht."

„Gib ihm den Schlüssel, ich will es."

Der Doktor hatte seine Frau an einen Stuhl geleitet. Da saß sie nun, ließ die Arme schlaff herabhängen und sah unter halbgeschlossenen Augenlidern vor sich hin: „Weiß wohl — bin schwach — erbärmlich schwach und muß mich schämen. Aber ich fühl's ja doch, das Herz ist's, das Herz hält keinen Schrecken aus."

Er nahm ihre Rechte und fühlte den Puls.

Eifrig flüsterte die Magd auf der andern Seite: „Aber wir sind ja bei Ihnen. Da ist der Herr, und da bin ich. Wer sollte Sie denn erschrecken?"

„Geh zur Ruhe, Liebste," sagte er und trat an das eine von den beiden Betten.

„Bleibst du jetzt auch ganz gewiß bei uns?“ flüsterte die Frau.

„Gewiß, wenn man mich nicht zu einem Kranken ruft.“

Er stand vor dem Bette. Da lagen seine Knaben nebeneinander und schliefen. Sie hatten rote Wangen, und ihre Mündlein waren halb geöffnet. Sie atmeten tief und ruhig. Er stand und sah mit feuchten Augen auf die zarten Kinder herab. Hinter ihm tröstete die Magd leise an seiner Frau. Da faltete er die Hände.

Die Magd war auf die Knie gesunken und streichelte die Hände der Frau. Die Hände der Frau waren schmal und weiß, die Hände der Magd stark und rot und rauh.

Und aus weiter Ferne kroch an die beiden Frauen das Unheil heran. Die eine saß mit geschlossenen Augen, ihre feinen Nasenflügel zitterten, es war, als witterte sie das Kommende, und lang ehe es kam, war sie zusammengebrochen. Die andere aber sah mit hellen Augen auf das Nächstliegende und hatte keine Zeit, sich vor dem, was etwa kommen konnte, zu fürchten. Während sie tröstete, bedachte sie, daß der Herr wohl noch etwas zu essen wünsche. Und sie erhob sich.

Er ließ sie nicht allein auf die Stiege und schloß die Frau und die Kinder ein.

Oben an der Stiege blieb sie stehen und sah mit großen Augen zu ihm empor: „O Herr, wie bin ich froh, daß Sie da sind!“

„Du sollst dich nicht fürchten, Klara.“

Trotzig schüttelte sie den Kopf. „Fürchten? O nein. Aber es graut mir. Da drunten ist ein Soldat, größer um einen Kopf als Sie, und vor dem, jawohl, vor dem graut mir.“ Sie hatte es geflüstert. Und nun ging sie voran. Er antwortete nur das eine: „Jetzt bin ich im Hause.“

Sie trug das Licht und schützte die Flamme. Als sie die

Kammer neben der Küche aufsperrte, hielt er das Licht, und sie brachte Brot heraus. Mehr war nicht vorhanden. Dann gingen sie beide zurück.

Aus dem Zimmer zu ebener Erde tönte Gesang. Aber es waren nur noch zwei Stimmen, die ein schwermütiges Lied sangen.

„Bring nun die Frau zu Bett," befahl der Arzt. „Ich wache im Zimmer nebenan."

„Die arme Frau," murmelte sie.

Und aufrecht ging sie dem Unheil entgegen. Ihr graute, aber sie sparte unbewußt ihre Kraft. Und sie blieb stark, das Unheil zu überwinden.

*

Schneider Koram gehörte zu den wenigen, die mit den Ereignissen zufrieden waren. Er hatte in seine zwei Stuben nur einen einzigen Soldaten bekommen. Der litt an Fieber und lag still im Bette, starrte mit glänzenden Augen an die Decke empor und lispelte sein merci madame, wenn ihm die mitleidige Schneiderin einen labenden Trunk reichte. Der Schneider selbst kam den ganzen Tag nicht heim. Und bis spät in die Nacht hinein sah man seine rote Mütze auf dem Marktplatze. Ja, er und noch drei von den Bürgern tanzten im Knäuel der Fremden um die blaue Flamme des höchsten Wesens und berauschten sich mit dem Branntwein, den man hernach in irdenen Schüsseln kreisen ließ am qualmenden Feuer. Spät erst fand er sein Haus. Lallend blieb er mitten in der Stube stehen. Sein Weib deutete auf zwei Strohsäcke, die im Winkel lagen, und murrte: „So leg dich halt hin und schlaf ihn aus."

Aber Koram wollte noch nicht zur Ruhe gehen. Er nahm seine Mütze vom Kopfe, schwenkte sie, torkelte von einem Fuß auf den andern und stieß zornig heraus: „Es ist schändlich, genau weiß ich's jetzt. Lug und Trug ist's, was sie uns

gelehrt haben von Kindesbeinen an — nix ist es mit unserer ganzen Religion."

„Da kannst du recht haben," meinte die Koramin.

„Gelt, du sagst's auch! Ganz genau hab ich's jetzt erfahren. Da ist einer dabei, ein Pfälzer, der hat mir alles haarklein bewiesen. Mich soll aber noch einer von den Pfaffen in der Kirche sehen — gar nix ist's mit unserer ganzen Religion —."

„Mit deiner Religion, da hast du recht Koram," bestätigte sie. „Aber jetzt schlaf!"

Er sah sie mißtrauisch an, als besänne er sich. Dann aber murrte er. Es war ihm nicht recht, daß sie ihm so beistimmte. „Von meiner Religion ist da gar keine Rede, daß du's weißt. Von der ganzen Pfaffenreligion, vom Grafen seiner und von der Gräfin ihrer und von deiner eigenen Religion."

„Leg dich nur schlafen!" rief sie und stellte das schwelende Licht auf den Tisch.

„Ich muß aber doch noch die Hosen zusammenrichten."

„Welche Hosen?"

„No, die vom Stelz Hannes und die vom Schmied Görg und — und — und —"

„Das hat morgen auch noch Zeit; die werden s' heut nimmer brauchen."

„Ach die!" Er torkelte brummend gegen den Schneidertisch. „Die brauchen s' freilich nicht. Rekeriert sind s' — verstehst mich?"

„Ei, du wirst aber doch nicht die guten, geflickten Hosen — ?" Sie schlug die Hände zusammen.

„Gegen bare Bezahlung —!" lallte er.

„Du wirst aber doch an deinen Kunden nicht zum Dieb werden wollen, Koram?"

„Ach was — gegen bare Bezahlung!" Er wurde nun sehr zornig und torkelte auf sie zu. „Wo sind die Hosen?"

„Geh schlafen!"

„Auf — der Stell — gibst mir die Hosen oder ich schlag alles kurz und klein."

Da erschrak die Frau: denn so hatte er schon öfter im Rausche gehandelt. Und sie ging hinaus in die Schlafkammer und holte die Hosen unter der Bettlade des Franzosen hervor.

Koram hatte sich auf den Tisch gesetzt und murmelte vor sich hin. Die Frau kam und legte die Hosen neben ihn. Da griff er zu und begann zu zählen — von eins bis fünfe.

„Sechs Hosen sind's gewesen."

„Koram, die eine, die ist ja noch so gut wie neu — die vom Herrn Dekan."

„Grad die will ich. Gibst sie gleich 'raus?"

„Sie gehört dir aber nicht."

Da nahm er den irdenen Krug vom Tisch und warf ihn mitten in die Stube. „Gibst sie jetzt 'raus, die Hos'?"

Zitternd brachte sie die sechste Hose, die gute schwarze Hose des hochwürdigen Herrn Dekan. Und nun torkelte Koram mit den sechs Hosen im Arm zum Strohsack und sank darauf. Das Weib aber suchte die Scherben zusammen.

*

Nacht war's. Die Feuer auf dem Marktplatz waren in Asche gesunken.

Kein Sternlein leuchtete. Nur lautlose Blitze flammten. Aber es kam zu keinem Gewitter, kein Regen löschte den Staub der Straße.

Wie ein vielhundertfaches Raubtier lag der Feind auf dem Städtlein. Fest saßen die Dächer auf den Häusern, die hohen Schindeldächer auf den alten Häusern, und die Stuben und Kammern waren umschlossen von Wänden und Dielen und Decken. So hörte man nicht viel voneinander. Und das war gut. Konnte sich doch kein Bürger um den andern

bekümmern; hatte ein jeder genug zu tragen an eigener Last. Zuweilen drang freilich aus einem dunklen Hause ein dumpfer Schrei. Die Nachbarn hörten ihn. Aber wer getraute sich, dem andern über die Straße zu Hilfe zu kommen? Zu Hilfe? Wer konnte überhaupt helfen in jener lichtlosen Nacht? Die Brüder aus Westen saßen unter den Schindeldächern der deutschen Stadt, und die Brüder aus Westen waren die Herren. —

In seinem Lehnstuhle ruhte der Arzt. Er wollte wachen die ganze Nacht.

Anfangs hörte er noch das Schreien und Lachen der Soldateska, das Stampfen der Rosse. Dann senkte sich allmählich die Ruhe herab aus der Tiefe der unermeßlichen Wälder. Da wurden seine Lider schwer, und sein Haupt sank auf die Brust. Etliche Male fuhr er noch auf und lauschte. Dann begann er zu schlafen.

Ein Uhr schlug's. Da wachte er auf, und das Bild seiner Frau stand in rührender Hilflosigkeit vor seiner Seele. Sehnsucht, sie leise zu küssen, ergriff ihn. Aber das war ja nicht möglich; denn die Magd schlief in der Kammer der Frau. Da stand er auf, schlich an die Verbindungstüre und lauschte. Tiefe Atemzüge der Schlafenden klangen durcheinander. Auf den Fußspitzen kam er an seinen Lehnstuhl zurück.

Mit gefalteten Händen saß er und starrte ins Dunkle.

Und es war ihm, als sollte er sich winden in dumpfer Sehnsucht nach einem Schutzherrn. Doch wer war dieser Herr? Wo war dieser Herr? Das wußte er nicht. Er selbst erinnerte sich keines solchen Herrn, seine Eltern hatten ihm auch von keinem erzählt. Aber andere Stämme, andere Völker hatten solche Herren gehabt; aus der Vergangenheit seines eigenen Volkes tönte verworrene Kunde von solchen Herren — in der Tiefe der Geschichte flammte manch ein scharfes Schwert, funkelte manch eine Königskrone, ganz von ferne strahlten

sie, gleichwie aus leise zitternden Märchen, herein in eine armselige Gegenwart.

So träumte dieser Deutsche mit brennenden Augen. So sehnte er sich. Er, der gestern noch die ganze Welt in träumender Sehnsucht umfangen zu müssen — gewähnt hatte.

Und es ist gewißlich wahr — solche Nächte der Angst haben in zahllose deutsche Herzen die Samenkörner gestreut, die kleinen Samenkörner, aus denen hernachmals die tausend und abertausend mannhaften Gedanken emporwuchsen und der hochauflodernde Wille zur Einheit. —

Gegen das Ende der schrecklichen Nacht sank er wieder in Schlaf. Und Zeit seines Lebens gedachte er des Traumes, den er nun sah:

Es war etwas Wüstes geschehen. Er, er allein hatte Kunde davon; denn alle die andern schliefen. Und siehe, er war Student und lag in seiner Stube. Er hatte die hohen, weiten Stiefel an den Beinen, und in der Rechten hielt er den blanken Hieber. Und es war ihm, als läge er mit vielen Schnüren an den Fußboden gefesselt. Aber die Gefahr kam näher, und er mußte empor; denn er allein kannte die Gefahr. Er zerrte an seinen Banden, und sie gaben nach. Er sprang auf und rannte die Treppen hinunter, hinaus in die stille Gasse. Er schwang den Hieber und rief mit gellender Stimme: „Burschen heraus! Burschen heraus!" Er sprang und schrie von Gasse zu Gasse und hörte es wohl, hinter ihm rannten sie aus allen Häusern, schwangen ihre Hieber und schrieen gleich ihm: „Burschen heraus! Burschen heraus!" Und er sprang und schrie vor ihnen her. Dann standen sie alle auf dem Marktplatze vor der Universität. Fackeln glühten, Musik spielte. Sie standen im weiten Kreise, und wie Meeresbranden tönte ihr Gesang zum sternfunkelnden Himmel empor. — Aber wie seltsam, es war nicht das Gaudeamus, das sie sangen, sondern der alte Choral: Nun danket alle Gott —!

Er fuhr auf und rieb sich die Augen er dachte nach und fand sich wieder zurecht. Über dem Rathause war der Himmel blutrot gefärbt, und eine Trompete weckte mit Schmettern die Schläfer. Der Tag begann.

Der Traum versank hinter dem Erwachten. Aber seine Augen blickten zornig hinab auf den Marktplatz, wo sich die kleinen, wüsten Kerle vom Lager erhoben und mit den Fingern das Stroh aus den Haaren kämmten, wo die Pferde mit gesenkten Köpfen reihenweise standen. Und es klang ihm in die Ohren der uralte Kampfruf der Studenten — Burschen heraus! Der Ruf des Bedrängten, dem jeder folgte, wenn er kein Feigling war, wenn er nicht verscherzen wollte die Freuden des gemeinsamen Lebens. Und wie träumend wiederholte er halblaut den Ruf, und von fernher klang aus den tiefer gelegenen Gassen der Ruf der französischen Trompete zur Antwort.

6. Zertreten

Vor dem Rathause hielten in langer Reihe leere Bauernwagen, und am Brunnen qualmte noch einmal ein Feuer zum Himmel.

Neben der Treppe stand der kleine Kommissär mit seinen Soldaten, schimpfte und fluchte, und die Bürger schleppten Brotlaibe herbei und Stiefel und Weinfässer. Der Kommissär zählte die erpreßte Ware, fuchtelte mit seinem Degen, tat, als ob er dem und jenem die Brust durchbohren wollte, und kreischte, daß es zuweilen das Geschrei und Getöse der aufbrechenden Mannschaft übertönte. Ein elsässischer Soldat machte den Dolmetsch.

Der Doktor stand in seiner Stube am Fenster und blickte hinüber. Die Wache war von seinem Hause gezogen, die Türe verschlossen.

Der Kommissär stand vor derselben Bank, über der seit zwei Tagen der Aufruf des Generals Jourdan hing, vor derselben Bank, auf der vorgestern Schneider Koram seine Rede an die Bürger gehalten hatte. Aber das Schriftstück des Franzosen war auf einer Seite losgerissen und flatterte im Morgenwinde.

„Hundertundzwanzig Paar Stiefel — ihr deutschen Hunde? Wieviele Stiefel sollt ihr liefern?“ Der Kommissär kritzelte etwas in sein Taschenbuch. Dann ließ er seine Augen rollen und fuhr auf den Schultheiß los.

Der antwortete Unverständliches und stand mit gesenktem Kopfe vor dem schreienden, fauchenden Männlein.

„Zwölfhundert Paar!“ kreischte der Franzose, und der Dolmetsch brüllte es auf deutsch. „Eine Unmöglichkeit? Es gibt keine Unmöglichkeit. Aber wartet nur, man wird euch —“

Seine Augen spähten suchend umher. „Habt ihr nicht selber noch gute Schuhe an den Füßen? Allez!" Er wandte sich an die Soldaten. Im Nu saß ein halbes Dutzend deutscher Bürger auf dem Pflaster, und die Franzosen rissen ihnen mit Hohngeschrei die Schuhe samt den Strümpfen von den Füßen.

Die Bürger rafften sich vom Pflaster auf und standen barfüßig vor ihrem Herrn und Gebieter. Die Schuhe kollerten in den Wagen.

„Fünfhundert Laib Brot?" kreischte der Kommissär. „Und wie viele sind euch auferlegt? Zweitausend — sehr wohl. Und wo sind die fünfzehnhundert? Was? Drei Bäcker haben die ganze Nacht gebacken? Ei, wißt ihr denn nicht, daß es um eure Köpfe geht? Aufladen, das Brot!" Die Brotlaibe kollerten auf die Schuhe, und der Franzose vollendete seine Rede: „Man wird euch die Häuser über den Köpfen anzünden, man wird eure Weiber und Kinder hinausjagen und euch Hängebäuche in die Flammen werfen, daß euer Fett gen Himmel stinkt."

Brüllend übersetzte der Dolmetsch.

Der Schultheiß aber, der riesige Mann, sank auch vor diesem Peiniger aufs Pflaster und streckte ihm die gefalteten Hände entgegen. Und der Franzose erlustierte sich an ihm und fuhr ihm mit der Degenspitze vor der Nase hin und her. Und so lag der rote, struppige Schultheiß auf den Knieen vor dem kleinen, fremden Männchen, das er mit einem Faustschlage hätte zu Boden schmettern können. Der Franzose aber genoß die Wollust des Augenblicks und konnte sich's nicht versagen, dem Riesen die flache Klinge über die Schulter zu schlagen.

Da kam der Handelsmann mit großen Schritten heran, trat hart hinter den knieenden Schultheiß und zerrte ihn empor. „So kann's freilich nichts werden! — Geben Sie mir Vollmacht?"

Der Schultheiß wandte schwerfällig den Kopf, sah den Helfer mit verdrehten, blutgeröteten Augen an und nickte. „Nix conspirez!" kreischte der Franzose und packte den Handelsmann am Ärmel. Der aber riß sich los und donnerte auf französisch: „Wagen Sie es, mich anzurühren!"

Der Franzose wich zurück: „Ich muß Sie warnen, mein Herr."

Der Handelsmann stand mit geballten Fäusten und spuckte aufs Pflaster. „Sie aber bleiben nun stehen, Herr Schultheiß," befahl er auf deutsch. Und französisch fügte er drohend bei: „Auch der Feind weiß, daß unter den Besiegten das Ansehen der Obrigkeit gewahrt werden muß; denn sonst geht alles in Scherben."

Wortlos stand der Schultheiß, der Kommissär aber sagte fast höflich: „Mein Herr, Sie wundern mich."

„Wäre es nicht besser, wir träten zur Unterredung ins Stadthaus?" fragte nun der Handelsmann. Und als sich der Franzose einen Augenblick unschlüssig besann, setzte Ehrhardt verbindlich hinzu: „Man spricht freier unter vier Augen."

Der Kommissär warf ihm einen geschwinden Blick zu. Dann nickte er, und die drei gingen die Freitreppe hinan.

Sie standen in dem düstern Stiegenhause. Der Handelsmann aber zog seine Brieftasche hervor und fragte: „Worüber sind Sie uneins?"

Der Franzose sagte: „Zweitausend Brote sind requiriert, fünfhundert geliefert."

„Ist das richtig?" Ehrhardt wandte sich an den Schultheißen und übersetzte die Worte. „Gut, also richtig. Und es ist unmöglich, diese Anzahl zu liefern? Sie hören, Herr Kommissär, es ist eine Unmöglichkeit."

Da begann das Männchen wieder die Augen zu rollen und wieder zu schreien: „Ich will's euch zeigen — — ihr — ihr —!"

Aber der Handelsmann donnerte ihn an: „Unmöglich — haben Sie gehört? Also betragen Sie sich wie ein Mann und nicht wie ein Schuljunge."

Entsetzt starrte der Schultheiß auf seinen Helfer, der in der fremden Sprache also auf den Feind hinein zu wettern wagte.

Der Franzose aber sah verdutzt auf seinen Gegner. Dann schrie er: „Was meinen Sie, mein Herr? Ich werde mir wohl von Ihnen Lebensart lehren lassen?"

„Wenn Sie so schreien, dann ist es unmöglich zu verhandeln," bemerkte Ehrhardt und sagte dem Schultheißen einige deutsche Worte. Der nickte. „Also, wir bieten Ihnen für die fehlenden Brote acht Gulden unter der Hand, wovon niemand außer uns etwas zu wissen braucht."

Das grimmige Gesicht des Franzosen hellte sich auf, und während der Schultheiß erwartete, daß er nun den Deutschen mit seinem Degen durchstoße, sagte er leichthin etliche Worte, die Ehrhardt mit unbewegter Miene verdeutschte: „Zehn Gulden verlangt er."

„Um Gottes willen, sagen Sie ja!" drängte der Schultheiß.

„Neun Gulden und keinen Heller mehr," rief Ehrhardt auf deutsch und französisch und vermerkte die Zahl. „Haben Sie verstanden, mein Herr?"

Mürrisch nickte der Kommissär; verwundert schwieg der Schultheiß.

Und so fragte der Handelsmann nach allen weiteren Requisitionen und setzte den Preis fest, der auch gewöhnlich nach einigem Feilschen angenommen wurde. Dann sagte er: „Bleibt noch die Geldrequisition. Wieviel?"

„Vierzigtausend Taler," brachte der Schultheiß stotternd hervor.

Der Handelsmann lachte laut auf, übersetzte und fragte den Franzosen: „Wann soll die Summe gezahlt werden?"

Wieder begannen die Augen des Fremden zu rollen, und wieder begann er mit dem Degen zu fuchteln: „Jetzt auf der Stelle!"

Mit verbindlichem Lächeln erkundigte sich der Handelsmann, ob der Herr Kommissär Theater zu spielen wünsche oder ob er weiter verhandeln wolle, und bot — dem Schultheiß blieb der Mund offen stehen und krampfhaft schlossen sich seine Hände — fünfzig Gulden Abfindung für die vierzigtausend Taler, sofort zu zahlen, unter sechs Augen. Der Kommissär begann zu fluchen; aber ganz gegen seine Gewohnheit mit gedämpfter Stimme. Und dabei rannte er hin und her im dämmerigen Hausflur. Der Handelsmann beachtete ihn weiter nicht, zählte die einzelnen Posten der Abfindung halblaut zusammen, riß das Blatt aus seinem Buche und hielt es dem Kommissär hin.

Der hatte sich nun vollkommen beruhigt. Aufmerksam las er das Rechenexempel. Dann gab er das Blatt fast höflich zurück: „Es stimmt."

„Nun können wir's gleich ins reine bringen," wandte sich Ehrhardt an den Schultheißen. „Sie werden das Geld nicht in der Kasse haben?"

Der Schultheiß antwortete mit tonloser Stimme: „Ich kann es wohl sogleich von einem Mitbürger beschaffen."

„So gehen Sie. Zuvor aber sperren Sie uns Ihre Schreibstube auf. Ich will die Quittung aufsetzen." Er wandte sich zum Kommissär: „Die Quittung über die Abfindungssumme können Sie gleich unterschreiben."

Da fauchte der Franzose: „Was schreib? Ick nix schreib. Donnez-moi l'argent et baisez —!"

„Auch recht," lachte der Handelsmann.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Wenn ich das gewußt hätt', daß man so umgehen darf mit einem Franzosen, dann hätt' ich den Ehrhardt auch

nicht gebraucht. Aber wer denkt denn an so was?" Also pflegte der lange Schultheiß späterhin mürrisch zu erklären, wenn man beim Weine auf dieses Geschäft zu sprechen kam. Und ganz später, als viel Gras über dieser Geschichte und auch über anderen Geschichten gewachsen war, fügte er dann und wann noch bei: „Das hat ja ein Blinder sehen können — er hat geschmiert sein wollen, der Franzosenhund. Na, und das hab' ich ihm halt auch besorgt." — Damals aber, an jenem Schreckenstage und noch längere Zeit hernach, war der Schultheiß dem Handelsmann von Herzen dankbar.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Hausglocke ging, und Klara kam unter die Stubentüre, meldete, sie habe den Nachbar Martin durchs Guckloch gesehen.

„Mach auf!" sagte der Arzt und trat ans Fenster.

Drüben vor dem Kommissär stand nun der lange Koram mit der roten Mütze auf dem wackeligen Kopfe und mit einem Packen Kleider über dem Arm. Aber Koram fürchtete sich nicht wie der Schultheiß vor dem kleinen Fremden. Er, der Bürger Koram, der gestern mit all den französischen Brüdern auf dem Marktplatze getanzt und getrunken hatte! Und wenn der Kommissär kreischte, dann brüllte Schneider Koram. Es ging um die Hosen, die man bestellt hatte und nicht zu zahlen wünschte — sechs Hosen, die der lange Koram krampfhaft umschlungen hielt.

Gleichgültig blickte der Arzt hinüber auf den zappelnden, hüpfenden Jakobiner.

Da pochte es an der Stubentüre, und ein älterer Mann trat herein. Er hatte nur Hemd und Hose am Leibe, blieb wortlos stehen und stierte her.

„Nachbar Martin — aber was ist Euch, wie seht Ihr denn aus?"

Da lallte der Mann, seine Zähne schlugen aufeinander,

nochmals versuchte er zu sprechen, und stoßweise kam's endlich heraus: „Herr Doktor — mein Weib — geschwind —!" Wieder schlugen seine Zähne aufeinander, und klappernd, als käme er aus kaltem Wasser, vollendete er: „Sechs Franzosen — sind's gewesen — heut' früh."

Der Doktor riß eine Flasche vom Schrank und goß ein Gläschen voll: „Da trinkt den Kirschgeist, der wird Euch Kraft geben."

Der Nachbar streckte die zitternde Hand abwehrend gegen das Schnapsglas: „Kommen S', Herr Doktor!" Und er zerrte ihn am Ärmel hinaus in den Hausflur, die Freitreppe hinab.

Die Pferde standen gesattelt, die Chasseurs waren zum Abmarsch bereit. Der Arzt und Nachbar Martin mußten nahe am Rathaus vorüber und drängten sich zwischen Rossen und Reitern und Wagen hindurch.

Koram stand noch immer vor dem Kommissär, und der Wortkampf war allgemach zum Handgemenge geworden. Koram hielt seine Hosen fest, und ein Soldat zerrte an den Hosenbeinen. Da kreischte der Kommissär. Zwei Soldaten stürzten sich auf den langen Schneider und warfen ihn zu Boden, ein dritter riß ihm die Hosen aus den Armen, und während ihn die andern noch immer festhielten, zog ihm ein Vierter unter Lachen und Schreien die eigene Hose vom Leibe. Dann gab man ihn frei.

Händeringend stand der Schneider auf seinen nackten, dürren Beinen, er trippelte von einem Fuß auf den andern, und sein Kreischen und Heulen übertönte den Lärm der aufbrechenden Soldateska. Lachend und schreiend begannen die Franzosen um das hohe Wesen zu tanzen und seinen schmalen Rücken mit flachen Klingen zu dreschen.

Der Arzt und der Nachbar gingen um die Ecke. Der Arzt wußte, daß der Nachbar zu den Stillen im Lande ge-

hörte. Das reizte ihn. „Es ist ein satanisches Unglück, das uns getroffen hat," begann er, während sie mit eiligen Schritten vorwärts strebten.

„Gottes Heimsuchung," antwortete der Nachbar mit dumpfer Stimme.

Der Arzt zuckte die Achseln. „Gottes Heimsuchung? Das ist schwerlich zu glauben." Und er ging hinter dem andern ins kleine Haus.

•

Die Pferde stehen gesattelt, die Herren Chasseurs warten des Befehls. Gellende Rufe hallen über den Marktplatz, Pferde drehen sich am Zügel im Kreise, Hufe klappern auf dem Pflaster. Die zerschlissenen Reiter sitzen in den Sätteln. Trompeter blasen eine lustige Weise, die Pferde tänzeln, die Chasseurs reiten in langem Zuge hinunter zum Bachtor, hinaus über die hölzerne Brücke.

Festverschlossen sind die Türen und Fenster in der kleinen Stadt. Nur da und dort lugt ein Kopf hinter dem Vorhang heraus. Öde liegen die Gassen.

Drunten im Grunde auf Müllers schöner dreimähdiger Wiese sammeln sich die Fußsoldaten. Kommandorufe tönen empor ins Städtchen. Trommeln rasseln. Da und dort rennt noch ein kleiner, zerlumpter Kerl zwischen den Häusern hervor.

Auf der Ringmauer, im Wehrgange hinter den Gucklöchern, drängen sich Leute und spähen hinaus: armes Volk, das in winzigen, an die uralte Mauer hingepappten Hüttchen sein Wesen treibt.

Wolkenloser Himmel ist ausgespannt über dem Getümmel der Erde. Dunkelgrün ragen die friedlichen Linden hinter der Stadtmühle im Grunde, ragen die Kastanien draußen an der Heerstraße über des Ochsenwirts Bierkeller. Bepackte Wagen rasseln in langem Zuge von der Brücke zu Tal.

Schon trotten unter Trommelschlag die Fußsoldaten im

Staube dahin. Weit unten im Grunde reiten die Chasseurs. Noch eine kurze Weile, dann zerflattert ihre Musik.

Das Fußvolk wandert unter Trommelschlag, und die vielen Wagen und Karren rollen im Staub der Straße. Soldaten und Wagen werden kleiner und kleiner. Die Trommeln schweigen. Langsam senkt sich der Staub.

„Wo ziehen sie hin?" fragt einer von denen auf der Mauer.

„Gegen den Kaiser," antwortet ein anderer.

Gegen den Kaiser. Das ist ihnen ein gleichgültiges Wort; denn der Kaiser wohnt weit von ihnen. Sie haben eine dumpfe Ahnung, daß zahllose Kolonnen dieser Art zur gleichen Zeit in der Morgensonne nach Osten marschieren, sie vermuten, daß es zur Schlacht kommen wird, aber sie wissen, es wird ferne von ihnen sein. Der eine oder der andere gedenkt wohl auch des Kaisers und sieht ihn noch sitzen in der großen Reisekutsche, wie er vor etlichen Jahren durch das Städtchen gerollt ist. Aber was ist ihnen der Kaiser? Mögen die da drunten, die da drüben weithin ziehen gegen den Kaiser. Was ist diesen gräflichen Untertanen der Kaiser?

*

Auf dem Marktplatz liegt das zerwühlte Stroh, zwischen dem Stroh glimmen die zusammengesunkenen Kochfeuer, und die Morgenluft trägt den Gestank des verlassenen Lagers in die Fenster, die sich allgemach öffnen. Gefährlich glimmen die Kohlen zwischen dem Stroh. Da kommt ein vorsichtiger Bürger mit der Butte zum Brunnen, füllt sie und trägt auf dem Rücken von Feuerstätte zu Feuerstätte das einzige, was rein geblieben ist in diesen Tagen — das Wasser. Wo eine Kohle glimmt, macht er halt, beugt sich seitwärts und gießt das Wasser in die Glut, daß sie leise zischt und erlischt. Immer wieder kehrt er zum Brunnen zurück und füllt die Butte und geht seinen Weg. —

Vor dem Rathause stehen nun etliche Bürger. Sie stehen im Kreise, haben die Hände in die Hosentaschen gesteckt und blicken zu Boden.

Der Schultheiß kommt die Freitreppe vom Rathaus herunter. Sein Gesicht ist grau, und mit heiserer Stimme sagt er den andern sein Gutenmorgen. Wer eine Kappe auf dem Kopfe hat, der hebt die Hand und rückt ein wenig daran. Wer barhäuptig ist, der nickt. Dann stehen sie wieder und schweigen. Und auch der Schultheiß findet kein Wort. Er sieht sich wohl noch knieen vor dem kleinen, schwarzen Kerl da vorn auf dem Pflaster.

Die rote Mütze aber hat keiner von den Bürgern mehr auf dem Schädel.

Der Doktor kommt von seinem Hause herüber. Er geht mit hocherhobenem Haupte und machte große Schritte. Sein langer, blonder Bart leuchtet im Morgensonnenscheine. Dort, wo vorgestern der Schneider Koram gestanden ist, steht nun der Doktor, und alle sehen auf ihn. Das Schriftstück Jourdans hängt lose herab, es hängt nur noch an einem von den vier Nägeln und flattert im Lufthauch.

Von allen Seiten kommen die Bürger, und im Umsehen ist aus dem Trüpplein ein großer, dunkler Haufe geworden.

Der Doktor weiß, was er will. Es ist über ihn gekommen wie ein Befehl aus der Höhe, und in seinen Ohren summt es: „Burschen heraus!" Sind freilich keine Burschen, diese da. Nun kommt aber auch der dicke Notar. Der ist ja ein Bursche gewesen. Und neben ihm der Kanzleiassessor. Burschen, Ordensmänner! Und da drüben am Eingange zur Bachgasse liegt auch der zerbrochene Wagen mit einem Teil der geraubten Waffen — es muß gelingen.

Wäre nur nicht jetzt gerade der kleine Direktor vor seine Behausung getreten. Er stelzt heran und hat das hochmütige Gesicht wie vordem in guten Zeiten. Denn die Gefahr ist

vorüber, und jetzt will er abrechnen mit denen da. Lottchen ist der gleichen Meinung wie er, und Lottchen steht droben hinter den Gardinen. Das weiß er ganz gut. Darum tritt er auch hocherhobenen Hauptes vor den Haufen und hindert den Doktor am Sprechen. Dürfte nur der Doktor sprechen. So aber muß er doch höflich sein und dem andern den Vortritt lassen.

Und mit seiner hohen, dünnen Stimme beginnt der Kanzleidirektor: „Da seht ihr nun, Leute, wohin die Unbotmäßigkeit gegen die Obrigkeit, die Rebellion gegen alles, was recht ist, das Jakobinertum, das gottverdammte, führen."

Die Bürger haben die Köpfe gehoben und beginnen zu murren. Und einer im Haufen ruft: „Hat man denn auch gestern und heute nacht was gesehen oder gehört von unserer hohen Obrigkeit?"

Der Direktor ist rot geworden und will etwas sagen. Ein anderer aber fällt ihm in die Rede: „Oder ist's wahr, daß die hohe Obrigkeit gestern am hellichten Tag im Bett gelegen ist?"

„Mitbürger, Freunde!" ruft nun der Doktor. „Ist es jetzt an der Zeit, daß wir stehen und uns zanken?"

Etliche murmeln ihm Beifall.

„Jetzt, wo unsere Häuser noch stinken von den fremden Soldaten?"

„Stinken, da hat er recht," ruft einer im Haufen.

Aber der Direktor gedenkt dem Arzte das Feld nicht zu räumen. Lottchen steht doch am Fenster, und die da sind vom Feinde geduckt. Also jetzt oder nie. Und mit kreischender Stimme beginnt er eine Rede über die Pflichten des gemeinen Mannes und über die Sünden der letzten Tage.

Die Bürger murren; etliche lachen. Aber die Angst liegt ihnen noch in den Gliedern, sie sind geneigt, sich unter jede Obrigkeit, auch unter die kläglichste, zu fügen. Nur wollen

sie ihn nicht reden hören, den feigen Mann. Und so geht einer nach dem andern fort, heim, nach dem Seinen zu sehen.

Zuletzt sind nur noch wenige beisammen; aber der Direktor läßt sich nicht stören: er fährt weiter in seiner Strafrede.

Dem Doktor ist zu Mute, als stehe er auf der heißen Asche eines zusammengesunkenen Wachtfeuers. Er sieht die Bürger auseinanderlaufen und ahnt doch, daß sie beisammen bleiben sollten. Er möchte sie allesamt an den zerbrochenen Wagen hinführen und möchte sie bitten, daß sie sich waffnen; denn es ist unsichere Zeit. Aber der Direktor spricht und spricht. Dann wendet er sich und geht befriedigt in seine Behausung.

Nur ein Häuflein steht noch vor dem Rathause.

Da — — Hufschlag galoppierender Rosse!

Vom Bachtor herauf klingt's. Was ist denn? Da klappert's auch schon auf den Markt herein und hallt wider von den Häusern. Chasseurs sind's.

Woher denn kommen diese Chasseurs? Sie sind doch fortgeritten, die Herren Chasseurs? Sind's Nachzügler?

Wie die Hühner vor dem Falken sind die Bürger auseinandergestoben, dahin und dorthin. Etliche erreichen ihre Haustüren, die andern werden zu Boden gerissen. Was vermag man gegen die Übermacht? Man kann sich nicht wehren, man kann nicht schreien — Burschen heraus! Man muß sich binden lassen und ist den Teufeln übergeben auf Gnade und Ungnade.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Des Doktors Knecht hat vom Fenster des ersten Stockes alles mit angesehen. Er rennt auf den Vorplatz hinunter zur Küche. Er reißt die Türe auf und schreit hinein: „Die Franzosen kommen!“ Dann rennt er zur hinteren Haustüre hinaus.

Klara ruft ihm nach. Helfen soll er. Die Frau ist mit den Kindern im Garten. Aber der Knecht hört nicht; er rennt über den Hof in den Stall. Er will auf den Boden klettern,

sich verkriechen im Heu und sein kostbares Leben retten vor dem wütenden Feind.

Da dröhnen auch schon Kolbenstöße an die Haustür, und eine Stimme brüllt auf französisch: „Macht auf, ihr Hunde, die Sauvegarde kommt!“

Einen Augenblick steht die Magd, als wäre sie vor den Kopf geschlagen, und horcht dorthin, wo sie die Stimme gehört hat. Denn sie kennt diese Stimme.

Dann aber rast sie aus dem Hause, über den Hof, durch das Pförtchen hinein in den Garten. Sie schlägt die Holztüre zu, sie stößt den Riegel vor die morsche Türe.

Dort unter dem Bäumchen sitzt die Mutter mit den beiden Kindern. Sie blickt untätig vor sich hin, und die Kinder spielen im Sande.

Hinter ihnen ragt der hohe, graue Turm. Seine Zinnen sind da und dort abgebrochen wie schlechte Zähne, und Grasbüschel stehen zwischen den Fugen der steinernen Brüstung.

Schüsse knallen in den Gassen, und wildes Geschrei tönt in den Garten herein.

Die Doktorin ist aufgesprungen. „Die Franzosen!“ keucht die Magd und rafft den Kleinen von der Erde. Die Doktorin steht wie erstarrt, sie bewegt tonlos die weißen Lippen. Dann greift sie an ihr Herz und sinkt zurück auf die Bank.

„In den Turm!“ Die Magd umfaßt die Herrin, zerrt sie auf und mit sich fort, hinein zwischen die Johannisbeerstauden, dem Turme zu.

Der Knabe auf ihrem Arme beginnt zu schreien. Der größere heult; er hat sich eingekrallt in den Rock der Mutter und läßt sich hinter ihr herschleifen.

Sie sind am Turme. Die zerbrochene Holztüre hängt halb in den Angeln. „Hinauf!“ befiehlt die Magd und zieht und hebt die wankende Frau die steilen Treppen empor.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Draußen, vor dem Rathause, stehen sie, der Doktor und ihrer fünf oder sechs. Die Hände sind ihnen auf den Rücken gebunden, und mit stieren Augen sehen sie zu, wie die Räuber in ihre Häuser dringen. Sie hören das Krachen der Türen, das Schreien der Weiber, das Kreischen der Kinder, das Bellen der Hunde. Die Stricke schneiden in ihr Fleisch, sie beißen die Zähne in ihre Lippen, ihre Zungen speien Blut. Regungslos müssen sie stehen; denn vor ihnen halten etliche Kerle, stinkend von Schweiß und Schmutz, halten vor ihnen mit gespannten Pistolen und rollenden Augen. Und wie im Spiele setzen sie bald diesem, bald jenem die Mündung auf die Brust: „Taisez-vous, chien allemand!"

Fünfzig zerlumpte Chasseurs sind's, nicht mehr als fünfzig. Aber ihnen ist das Städtchen übergeben auf Leben und Tod.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Spute dich, Erbgraf! Laß die Pferde laufen, was sie können! Noch eine Viertelstunde, dann kannst du das Städtchen erreichen mit deiner französischen Schutzwache.

Spute dich!

Ach, du weißt ja gar nicht, wie bitter not dein Schutz den Deinen wäre.

Im schlanken Trab geht's dahin auf der staubigen Straße. Man hat lange genug parliert mit dem Leutnant; jetzt ist das Gespräch verstummt.

Aber so spute dich doch!

Da lichtet sich der Wald und jetzt — jetzt —!

„Hören Sie das Schießen, Herr Leutnant?"

„Jawohl, mein Herr Graf."

„Vorwärts — ich bitte Sie sehr!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wohl sind nun die beiden Frauen hoch droben in dem Gartenturm, in der runden Stube mit den Guckfenstern, aus

denen man so weit hinaus zu sehen vermag über die Dächer des Städtleins, hinauf zur Grafenburg, hinunter ins Land. Die Türe zur Stube ist verriegelt. Aber ein kräftiger Knabe vermöchte mit einem Stoße die morschen Bretter zu sprengen. Dort steht ein schwerer Mörser aus der Zeit, wo der Doktor hier oben zuweilen laborierte. An einem Fensterchen aber steht der Tubus, mit dem der Doktor jetzt noch in hellen Nächten droben auf der Plattform des Turmes —

„Auf die Plattform!" Der Magd ist's durch den Kopf gefahren. Sie blickt empor. Da steckt auch der Schlüssel in der Falltüre. Das Schloß ist gut, und die Türe ist aus schwerem Eichenholz, ganz neu gezimmert.

„Da hinauf, geschwind!" Die Doktorin ist auf einen Stuhl gesunken und sitzt bleich, mit weitgeöffneten Augen da, als ginge sie das alles nichts mehr an. Sie hat das schreiende Knäblein auf dem Schoß; der ältere Knabe schmiegt sich verängstet an ihre Seite.

„Da hinauf!" Die Magd ist schon die paar Stufen oben, sie dreht den Schlüssel im Schlosse und stemmt ihre Schultern an die schwere Türe, sie hebt die Türe und lehnt sie an die Brüstung. Dann springt sie neben die Frau, nimmt das Knäblein auf den einen Arm und umfaßt mit dem andern die Herrin: „Geschwind, geschwind!"

Willenlos läßt sich die Doktorin hinaufzerren. Der ältere Knabe hält sich fest am Rocke der Mutter. Nun sind sie droben. Nun setzt die Magd das weinende Kind auf die Steinplatten. Sie selber geht zurück auf die Stiege.

Da besinnt sich die erstarrte Frau. „Du auch — du auch!" ruft sie angstvoll, bückt sich und will ihre Retterin heraufziehen. Die Magd aber befreit sich mit einem Griffe, packt die Falltüre und duckt sich. Mit hartem Schlage ist die schwere Türe herabgepoltert. Wieder ein Griff, und kreischend schiebt sich der Riegel in die Falle.

Sie steht hochaufatmend inmitten der Stube und hat den Schlüssel in der Hand.

Angstvoll ruft oben die Frau: „Aber so bleib doch bei uns!"

Noch einmal springt die Getreue die Stufen empor: „Und wer soll dann absperren da herunten? Es ist ja nur von unten zu sperren!"

„Aber um Gotteswillen, Klara, denk doch an dich!"

„Ruhig sein! Legen Sie sich auf den Boden! Bringen Sie den Gerhard zur Ruhe!" Sie sagt es in befehlendem Tone. Und angstvoll kommt die Antwort zurück: „Ich — will's — ja tun."

Mit dem Schlüssel in der geballten Hand steht sie am Fenster und späht hinüber zum Hause. Aus der Nähe und aus der Ferne tönt Schreien und Brüllen der Plündernden, Kreischen und Heulen der Überfallenen.

Sie faltet die Hände um ihren Schlüssel und bewegt ihre bleichen Lippen. Sie weiß, daß etwas Furchtbares kommen wird; denn sie hat seine Stimme erkannt. Wohl denkt sie einen Augenblick daran, mit ihrem Schlüssel durch den Garten zu entfliehen. Aber sie weiß ja, daß sie niemals über die hohe Mauer entkommen kann. Es gibt nur einen Ausweg aus dem Garten, und der geht durch den Hof, den Feinden entgegen. Sie mißt noch mit verzweifeltem Blick die Fenster. Aber, o Gott, die Fenster sind Gucklöcher; es ist gar nicht daran zu denken, daß sie sich hindurchzuzwängen und hinabzustürzen vermöchte. Gierig sucht ihre Hand in der Rocktasche; aber sie hat nicht das kleinste Federmesser bei sich. Soll sie vielleicht den Tisch und die vier Stühle die enge Treppe hinunterwerfen? Es wird nicht das Geringste nützen. Soll sie sich den Kopf einrennen an der Wand der Stube? Damit sic halbtot in seine Hände fiele!

Regungslos steht sie am Fenster mit ihrem Schlüssel in der krampfhaft geschlossenen Hand. Da fliegt es wie ein

Schatten heran, da läßt es sich nieder in der Fensterhöhle. Es ist eine von den Amseln, von den zahmen, die sie immer füttert im Garten. Regungslos steht die Magd, und die schwarze Amsel sieht sie an mit glänzenden Äuglein. Dann hebt sie die Flügel und schwebt über die Wipfel der Bäume davon.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Spute dich, lieber Erbgraf, gib dem Pferde die Sporen, spute dich, Erbgraf, es gilt!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Magd hört vom Haus herüber ein Krachen und Splittern. Die Gartentüre wird eingeschlagen. Da wirft sie den Schlüssel im weiten Bogen aus dem Fenster in den Krautacker des Nachbars.

Ihre Zähne schlagen aufeinander. Da — da — der Mörser — dort in der Ecke! Sie stürzt hinzu, sie will ihn heben. Das erstemal gelingt's nicht. Aber jetzt. Keuchend hebt sie den zentnerschweren Steinmörser und schleppt ihn zur Türe. Sie reißt die Türe auf und schleppt den Mörser hinaus an die Treppe.

Sie ist nun ganz ruhig. Vor ihr steht der Mörser.

Die Beerenstauden rauschen, und mit zwei Füßen zu gleicher Zeit springt einer in den Turm.

Die Magd hat sich gebückt, und ihre Hände umklammern die Griffe des Mörsers.

Die Stufen knarren unter polternden Tritten.

Sie steht regungslos, aber ihre Muskeln sind gespannt, und mit weitaufgerissenen Augen starrt sie hinab in die Tiefe.

Da stürmt er die krachenden Stufen empor, um die Ecke zur letzten Treppe. Er hat den Kopf im Nacken und späht nach oben. Er sieht das kauernde Weib. Er brüllt auf wie ein Stier und springt drei Stufen hinan.

Wie ein Weidenkörblein hebt sie den Mörser hoch und

läßt ihn senkrecht fallen. Krachend stürzt der Mörser mit dem Mann auf die Bretter.

Aber da poltern zwei andre um die Ecke und klettern wie die Pantherkatzen die Treppe hinan.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie rasseln die Bachgasse herauf, der Erbgraf und seine französischen Reiter, sie hauen die Wachen zusammen und durchschneiden die Stricke der Gefangenen.

Der Doktor rafft einen Säbel vom Pflaster und rast zu seiner Behausung. Der Erbgraf ihm nach.

Die Tür steht offen sperrangelweit. Im Hausflur ducken sich zwei plündernde Kerle, kriegen Hiebe über die Schädel und fliehen auf den Marktplatz hinaus. Der Doktor rennt die Stiege empor. Er schreit nach seinem Weibe, er brüllt den Namen der Magd, er stürmt von Stufe zu Stufe bis hinauf unters Dach. Der Erbgraf hinter ihm her.

Vom Bodenfenster fällt sein Blick auf den Gartenturm. Da sieht er seine Knaben.

Er weiß nicht, wie er in den Hof hinuntergekommen ist, er stürmt in den Garten. Er hört eine schwache Stimme aus der Höhe: „Papa, Papa!"

Sie dringen durch die Beerenstauden. Die Treppen krachen unter ihren Tritten.

Der Doktor stutzt. Ein Toter liegt im Wege. Daneben, halb versunken in eingedrückte Dielen, noch gehalten von zersplitterten Brettern, der Mörser.

Droben ist's totenstill.

Sie stehen in der Turmstube. Das Mädchen lehnt an der Mauer. Ihre Haare hängen wirr herab. Mit entsetzten Augen sieht sie den beiden entgegen.

„Klara — ist dir 'was geschehen?"

„Ja — Herr," bringt sie heiser heraus.

„Die Frau —?"

Sie wendet den Kopf nach oben und lallt: „Gerettet.“ Dann gleitet sie ohnmächtig an der Mauer zu Boden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es währte lange, bis sie das Schloß gesprengt hatten; dann kostete es harte Mühe, die Falltüre zu heben. Denn die Frau lag darauf.

Endlich gelang es, und die Knaben drängten sich lautlos dem Vater entgegen.

Liebkosend zog sie der Erbgraf hinab in die Stube. —

Lange lauschte der Arzt am Herzen seiner Frau. Endlich stand er auf.

Der Graf sah fragend empor.

„Das Herz steht still. Aber nun hilf mir die Magd hinunterbringen.“

Die Magd erwachte und richtete sich auf, versuchte ihre Haare zurecht zu streichen und sagte mühsam: „Zuerst die Frau. Ich geh' allein.“

7. Totenstille

Es liegt ein Totes in der Kammer.

Die Leute kommen und gehen und reden mit verhaltenen Stimmen. Ruhig brennen die Kerzen, und das Haus ist erfüllt vom Dufte der Blumen.

Warum doch schneidet man die Blume ab und steckt sie sorglos in den Gürtel? Willst du dich an Blumen erfreuen, dann gehe hinaus, bücke dich und atme den Duft der Rose, wenn ihr Kelch alle Süßigkeiten ausströmt in der heißen Mittagsluft, wandle zwischen Resedabeeten, wenn der Mond golden hinter dem Walde emporsteigt. So tue, nur stecke nimmermehr die abgeschnittene Blume in deinen Gürtel! Wenn aber ein Totes in der Kammer liegt und wartet, bis die schwarzen Träger kommen, dann überschütte den Leib mit der Fülle der Blumen, daß nur das Antlitz hervorschaut aus der schimmernden Decke; bette auch die gelben Hände auf Rosenkissen und überlaß es den abgeschnittenen Blumen, daß sie in Todesnot ihre letzten Düfte hinhauchen über das, was gleich ihnen verfallen ist der Verwesung.

Es liegt ein Totes in der Kammer, die Lebenden aber sind gezwungen zur Geschäftigkeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend und wandeln leise, leise im Dufte der Blumen.

Es liegt ein Totes in der Kammer. Die Zukunft hat sich klein gemacht und kauert draußen vor der Türe. Zu Häupten des Sarges aber steht, so unbewegt, wie der Tote in seinem Sarge liegt, mit geöffneten Augen die Vergangenheit. Und aus ihrem faltenreichen Gewande kommen in buntem Gewimmel die Tage, die gewesen sind, umdrängen den Trauernden und zeigen ihm ihre Stirnen, die leuchten im Abglanz eines versunkenen Glückes, ihre Augen, an denen

noch die Tropfen längst vergossener Tränen blinken. Lautlos huschen sie vorüber und schlüpfen in die dunklen Falten zurück.

Es liegt ein Totes in der Kammer. Hoheitsvoll ist das Antlitz, hoheitsvoll, wie es niemals im Leben gewesen. Still brennen die Kerzen, und über Vergangenheit und Gegenwart duften die sterbenden Blumen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Fahl wie eine Tote geht die andere, die Lebende, im Hause umher, die andere, die der Toten da drinnen den ungestörten Augenblick des Sterbens mit der Ehre eines Lebens erkauft hat. Ja, fahl wie das der Toten ist ihr schönes Antlitz, aber die Unruhe der wilden Gedanken blickt aus der Tiefe der Augen, zuckt um den krampfhaft geschlossenen Mund. Wohl der Toten, die da stille liegen darf im zitternden Lichte kleiner Kerzenflammen, umduftet von sterbenden Blumen. O, wie so gerne möchte die Lebende liegen, wo die Tote ruht in unantastbarem Frieden. Aber die Lebende ist in bitterkalte Einsamkeit gestellt auf die Gedankenscheide zwischen Vergangenheit und Zukunft. Vielhundertmal am Tage gleitet ihr Blick zurück, dorthin, wo riesengroß das Entsetzliche steht und alles verdunkelt, was jemals gewesen ist. Da vorne aber hebt aus wallenden Nebeln im tiefen Tale die andere, die blutleere Zukunft, ihr starres Antlitz und richtet lautlos ihre unbarmherzigen Fragen an sie.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Schier unerträglich war der Geruch der verwesenden Blumen geworden. Da pochten die schwarzen Männer an die Türe, kamen mit schweren Tritten herein, nahmen die Kränze vom Sarge, schlossen ihn und stampften unter ihrer Last aus dem Hause.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit gefalteten Händen, mit tränenlosen Augen steht die Magd in der Stube zur ebenen Erde hinter den Vorhängen

und starrt hinaus auf den Marktplatz, wo die Menge Kopf an Kopf sich drängt bis an den Grafenbrunnen hinüber. Und nun singen die Kinder, nun läuten die Glocken, nun schwankt der blumenbedeckte Sarg um die Ecke, nun zieht die Tote ihren letzten Weg.

Den letzten Weg! Und was hindert die Magd?

Schlaff sinken ihre Arme herab, schmeichelnd kommt es herangekrochen und ringelt sich empor an ihr — legt sich um ihren Leib, zieht sich zusammen und züngelt ihr von der Seite her in die Augen. Ein scheuer Blick mißt die Höhe des Kirchturmes drüben vom großen Schalloch bis herab aufs Pflaster, und ein anderer Blick schweift hinüber in die Ecke, wo des Doktors Handapotheke steht und die versperrte Lade mit dem gemalten Totenkopfe. Aber nicht lange, gar nicht lange. Dann richtet sie sich hoch auf, schlingt die Finger fest ineinander und betet seufzend: ‚Führe uns nicht in Versuchung!'

Da löst sich das Tier machtlos von ihrem Halse, gleitet herab und entschwindet.

Das Tier kann warten und kann wiederkommen. Es wird wiederkommen, immer wieder kommen und wird sich süß und immer süßer um sie schlingen. —

Die Glocken schweigen, der Markt ist leer. Die helle Nachmittagsonne leuchtet herab. Ein tiefblauer Himmel ist ausgespannt, und das vergoldete Schwert des steinernen Grafen funkelt über dem fließenden Brunnen.

Noch immer steht die Magd am Fenster hinter den zusammengezogenen Vorhängen und sucht nach einem Wege hinaus in die Zukunft. —

Allmählich kommen auch die Leute vom Kirchhofe zurück: die Männer im schwarzen Rocke, die Frauen im Abendmahlkleide, um den Kopf ein schwarzes Tuch. Und alle tragen die großen, schwarzen Gesangbücher mit dem gelben Schnitt.

Endlich biegt der Doktor um die Ecke. Er geht langsam, und sein blonder Bart leuchtet im Sonnenschein. Rechts und links führt er seine zwei Buben. Der Kleine trippelt vergnügt neben seinem Vater und fährt mit dem freien Händchen hin und her. Der größere aber ist bleich, er geht mit gesenktem Kopfe und bemüht sich, so lange Schritte zu machen wie sein Vater. Es ist fast lächerlich anzusehen, und dennoch treibt es der Magd zum ersten Male wieder das Wasser in die vertrockneten Augen. Denn es ist anzusehen, als wollte das Kind im Unglück einherschreiten wie sein Vater, der Mann.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Doktor geht nicht in seine Behausung. Er biegt mit den Kindern in die Bachgasse ein. Denn die Kinder dürfen heute bei der Baronin bleiben, bei der Kusine seiner seligen Frau.

Nach einer Weile kommt er zurück. Jetzt geht der Nachbar Martin neben ihm, der Pietist. Auch der schreitet im schwarzen Rock; denn auch er kommt vom Kirchhofe.

„Die Meine begraben, Nachbar Martin, die Euere —."

„Verrückt," ergänzt der alte Mann die Rede. „Und Ihre fromme Magd —." Nun stockt auch er. Dann aber vollendet er mit fester Stimme: „Alles ist Gottes Schickung, mein lieber Herr."

Der Arzt ist stehen geblieben. „Gottes Schickung? Das ist schwerlich zu glauben."

Der andere ist auch stehen geblieben. Er hat die Hand ans glatte Kinn gelegt und sieht den Arzt mit großen Augen an. Aber er sagt nichts, gar nichts.

„Wenn solches von dem da droben kommt, dann lös' ich mich heut noch von ihm," sagt der Arzt.

Der alte Mann reibt nachdenklich sein Kinn und sieht unverwandt auf den andern: „Das kenn' ich, so hab' ich auch schon gedacht."

„Ihr, solch ein frommer Mann?"

„Jawohl, Herr, ich, ein solcher frommer Mann. Denn auch ich sitze nicht in fester Wasserburg — wie tobende Wogen kommen die Gedanken und schlagen über mir zusammen. Und da könnte es wohl sein, daß ich mich endlich mit klappernden Zähnen lossagte von Gott. Aber —."

„Aber —?" fragt der Arzt.

Der Alte lächelt. „Ich kann ja nimmer los von ihm. Ich bin so fest an ihn gebunden, daß kein Engel und kein Teufel, am wenigsten ich selber mich von ihm zu reißen vermöchte."

„So habt Ihr Euch das ausgedacht?"

„Ausgedacht? O nein, nicht ausgedacht, Herr Doktor. Das ist so geworden und kann gar nimmer anders werden."

„Ei wohl, es kann auch anders werden!" ruft der Arzt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Tränen rinnen der Magd über die Wangen, als sie auf den Vorplatz geht, dem Herrn zu öffnen.

Sie steht hinter der Türe; denn sie fürchtet die mitleidigen, neugierigen Augen der Leute. Sie steht ganz hinten in der Dunkelheit.

Mit schweren, müden Schritten kommt der Doktor die Freitreppe empor, herein in den Hausflur.

Liebreich dankt er der Magd für ihren Gruß. Seine gütigen Augen blicken sie an. Er streckt ihr die Hand hin: „Gute Klara, gutes, tapferes Mädchen. Immer muß ich dran denken — und kann's gar nicht zu Ende denken."

Sie hat ihre harte Hand in die seinige gelegt und sieht ihn vertrauensvoll an, mit kinderfrommem Blick, wie ein Krankes den Arzt.

Da schießt es ihm heiß in die Augen. Er möchte sich bücken und ihre Hand küssen. Aber das wäre lächerlich. Nur sagen muß er etwas — jawohl, irgend etwas. Und es legt sich mit unbezwinglicher Gewalt auf seine stockende Zunge, und langsam, fast feierlich, sagt er: „Sei getrost, dein Gott ist bei dir."

Er wendet sich hastig ab und geht in seine Stube. Er hat die Hände geballt. Wie kann er so schwach sein? Wie kann er sie trösten mit dem, was ihm gerade jetzt im Zwielichte der Vergangenheit wie ein wesenloser Schatten versinken will?

Je nun, was wäre denn sonst zu sagen gewesen —?

Sie aber geht langsam über die roten Steine des Vorplatzes in ihre Küche. Sie steht mit gefalteten Händen am vergitterten Fenster, vor dem sich leise die Blätter der Holunderstaude bewegen im Lufthauche des sinkenden Tages. Und sie wiederholt halblaut: „Sei getrost, dein Gott ist bei dir."

Dann schlägt sie Feuer.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist Nacht. Die Magd ist noch durch alle Gelasse des Hauses gegangen, wie sich's gehört. Sie ist auch in der Kammer gewesen, aus der man die Tote getragen hat. Drei Kränze liegen auf dem Fußboden; sie sind von auswärts gekommen und müssen morgen früh hinaus aufs frische Grab.

Sie geht in ihre Stube und stellt das Licht auf den Tisch. Es ist totenstill im Hause. In der einen Ecke steht ihr Bett, in der andern das große Gastbett, das für die Kinder bestimmt ist. Aber die Kinder sind nicht bei ihr. Der Vater hat sie behalten. Sie schlafen in dem verlassenen Bette der Mutter. So kann's wohl auf die Dauer nicht bleiben. Ein Arzt wird mitten in der Nacht gerufen. Er muß ihr die Kinder geben.

Sie hat das Licht ausgelöscht und kniet an ihrem Bette. Sie hat das Antlitz in das Kissen gepreßt. Lange kniet sie, und es ist totenstill im Hause. Dann geht sie zur Ruhe.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie liegt auf dem Rücken und hat die Hände unter der Brust gefaltet. Ihre brennenden Augen sind geschlossen, und

mit schwerem Flügelschlage bewegen sich ihre Gedanken zurück in die Vergangenheit.

Flinke Schwalben schießen pfeilschnell im Abendlichte ums Vaterhaus; aber ihr frohes Pfeifen wird zum schrillen Klagen.

Flüchtigen Fußes steigt sie die Treppe empor in die Giebelstube. Der weiße Spitz kommt ihr nach; aber sein frohes Bellen wird zum kläglichen Winseln.

In die kleine Stube fällt zwischen Weinlaub das Licht der Abendsonne und spielt über die Bücher auf dem Holzbrette; aber das freundliche Licht wird zum grellen Gefunkel und tut ihr wehe.

Sie öffnet das Fensterlein, schiebt das Weinlaub zurück und beugt sich hinaus. Im Hof drunten steht ihre Mutter, hebt die Hand und deutet auf den goldnen Abendhimmel. Da wird der Goldglanz dieses Himmels zum drohenden Kupferrot, und schwere, schwarzblaue Wolken steigen lautlos empor hinter den Hügeln.

Die Abendglocke tönt vom Turme, aber sie ist zersprungen und bellt wie das Totenglöcklein draußen auf dem Friedhofe der Stadt, das die Menschen so eilig zur langen Ruhe lädt.

Alles, was hell und weich ist in ihrer Erinnerung, das wird nun hart und dunkel. Das Entsetzliche hat sich gestellt zwischen Sonne und Jugend und sie.

Jählings erwacht sie. Ihr Herz klopft bis an den Hals empor.

Heim! Sie möchte heim mit ihrer Schmach.

Sie richtet sich auf und starrt in die Finsternis —. Ach lieber Gott in deinem Himmel, sie kann ja nimmer heim. Sie hat ja gar kein Vaterhaus.

Wieder liegt sie auf dem Rücken, mit geschlossenen Augen, mit gefalteten Händen. Und wieder sieht sie im letzten Abendscheine hinein in den elterlichen Hof. Ihre Mutter steht unter der Haustür und streckt ihr mit einer Gebärde unsäglichen Mitleides die Hände entgegen. Sie aber kann keinen Schritt

weiter. Ihre Füße sind schwer, sie steht wie angewachsen mit ihrem Bündlein in der Hand. Lockend scheint das gelbrote Licht aus den zwei kleinen Fenstern der Wohnstube herüber. Dann ist ihr, als glitte das strohgedeckte Haus lautlos zurück; nur noch aus weiter Ferne grüßen die Lichtlein herüber, gleichwie zwei freundliche Augen. Dann verschwimmen beide Lichtlein in einen schwachleuchtenden Punkt. Und jetzt gähnt Finsternis dort, wo einst ihre Heimat gewesen.

Es ist totenstill. Mit geschlossenen Augen ruht die Magd. Da tritt zur Kammertüre herein die Frau, die man heute aus dem Hause getragen hat. Sie führt die beiden Kinder, das eine zur Rechten, das andere zur Linken. Und es ist seltsam anzusehen, wie der größere Bub sich bemüht, gerade so zu gehen, gerade so zu lächeln wie seine Mutter. Ganz nahe kommt die Frau heran, und die Kinder zupfen leise an ihrer Decke. Das Herz will ihr stille stehen, und mit Gewalt reißt sie die Augen auf. Die Stube ist leer, sie hat geträumt. Und wieder schließt sie die Augen. Da kommt die Frau zum zweiten Male, genau so wie vorhin, und wieder treten die drei an ihr Bett, und die Kinder zupfen an ihrer Decke. Es kostet ihr eine furchtbare Anstrengung, die Augen aufzuschlagen. Und wieder schaut sie ins Leere. Sie steht auf und macht Licht; sie untersucht die Türe, die Türe ist verriegelt. Sie untersucht die Stube, die Stube ist leer.

Wieder liegt sie mit offenen Augen. Ihr Herz klopft heftig, und ganz laut betet sie mit zitternden Lippen ein altes, frommes Lied.

Dann entschlummert sie wieder; denn sie ist todmüde nach all dem Elend der letzten Tage. Und wieder kommen die Knäblein. Ohne die Mutter kommen sie diesmal und setzen sich still auf den Stuhl neben das Bett, sitzen und lächeln auf sie herüber. Und auch sie lächelt im Traume und atmet friedlich.

8. Die Bauern

Die hungrigen, gierigen Fremdlinge waren vorübergezogen und hatten landauf und landab hinter sich gelassen zerschlagene Fenster und Türen, fast unaustilgbaren Gestank in beschmutzten Quartieren, ausgeraubte Ställe und Scheunen, da und dort auch halbverkohlte Balken und brandgeschwärzte Mauern und überall klagende Menschen.

Sie waren vorübergezogen — wohin denn? Ostwärts, der Sonne entgegen. Die Söhne der Finsternis der Sonne entgegen.

Großer Gott, und wenn sie wiederkommen?

Jawohl, sie werden, sie müssen wiederkommen.

Daran hatte zuerst niemand gedacht. Wenn der Wind über die Halme fährt, dann bücken sie sich, und wenn er vorüber ist, dann stehen sie auf und recken sich freudig gen Himmel. Also auch diese Menschen: Die Häupter empor, ein Dankgebet zu Gott — und den Besen in die Hand genommen und den Unrat aus den Häusern gefegt!

Die Glaser kitteten, die Schlosser pochten, die Schreiner hobelten, die Zimmerleute hieben, daß die Späne flogen, und die Händler schlichen von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof, standen vor den leeren Ställen und feilschten mit Lippen und Augen, mit Händen und Füßen.

Dann aber begann der und jener zu fragen in der unheimlichen Stille: ‚Wo sind sie denn?' Und der und jener konnte Antwort geben: ‚Im Oberpfälzischen hinten, wo die Kaiserlichen stehen.' — ‚Also wird es zur Schlacht kommen. Und dann?' — Sie sahen sich scheu in die Augen. ‚Dann werden sie wiederkehren. So oder so. Mit Beute beladen, mit fliegenden Fahnen und geschwollenen Halswülsten —

dann aber duckt euch, dann ist ihrer das Land und das Reich, dann werden sie euch sagen, was Freiheit ist! So — oder anders: Zersprengte Haufen, halbe Regimenter, zu Dutzenden, paarweise — gehetzt vom Feind, geritten vom Teufel, halbverhungerte, halbverzweifelte Bestien. Und auch dann gnade euch Gott!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Und es war einer, der ritt Tag für Tag auf seinem hochbeinigen Braunen, und wohin er kam, war Hilfe nahe in mancherlei Nöten. Alle kannten ihn, er aber kannte die meisten.

Das war der Arzt.

Und es begab sich oft in jener Zeit, daß er mit den Männern redete zwischen Tür und Angel oder am Gartenzaun, am Waldrand oder beim Schmied unterm Vordach, wenn drinnen die Funken sprühten und die Hämmer klangen. Und bald wußten sie genau, was er dachte, und seine Worte wurden übers Land getragen wie fliegender Same.

,Seid ihr Schafe, daß ihr euch klaglos zum Metzger führen laßt? Oder seid ihr Männer, die so stark sind wie jeder? Hört auf mich: die Franzosen werden wiederkommen, werden eure Weiber und Töchter mißhandeln und werden euch das wenige nehmen, was ihr noch übrig habt. Winter wird's, und sie liegen auf euch — wovon wollt ihr dann zehren? Einer allein kann freilich nicht trotzen. Aber wenn sich hundert zusammentun, dann ist's ein Haufe, und wenn's tausend werden, dann ist's eine Macht. Wollt ihr euch klaglos schlachten lassen wie Schafe?'

Und sie hörten ihm zu, nickten und dachten darüber nach. Und es gefiel ihnen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Bauer kam heim und schwieg. Doch er winkte dem Jungen, daß er Wasser gösse unter den Schleifstein. Da

drehte der Junge den Stein, und der Alte schärfte die Axt hinter der Scheune im letzten Abendsonnenglanze. Nach einer Weile fragte der Junge, ob es morgen ins Holz gehe und wer den Wagen ziehen solle, da doch kein Zugvieh mehr vorhanden sei? Der Alte schwieg und schärfte den Stahl.

Sie dengelten auch ihre Sensen, daß es hallte zwischen den Häusern des Dorfes. Immer wieder kam einer zum Schmied und brachte ihm seine scharfe Sense. Der Schmied fragte nicht erst; schweigend nahm er die Sense und tat seine Arbeit. Wenn sie aber mit geschulterten Sensen aus der Schmiede gingen, dann blinkten die Sensenblätter wie silberne Flammen schrägauf gen Himmel. Und sie lehnten zu Hause das friedliche Werkzeug in eine Ecke, daß es aufrecht stand gleich einer Hellebarde.

Da nahm wohl ein halbwüchsiger Bub die seltsame Sense, ging hinaus in den Grasgarten und kam wieder zurück. ‚Vater, so geht's nimmer.'

Der Alte schwieg.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Noch schlief die Kraft. Nicht jene Kraft, die das Pflugeisen tief in den Ackerboden drückt und die Schollen umlegt, nicht jene Kraft, die das Roß bändigt, den Eichbaum zu Fall bringt und aus den Felsen Steine bricht zum Häuserbauen. Nein, die Kraft, die hinausblickt über die Dorfmark und mit fester Hand das eigene Wohl und das Wohl der Gesamtheit umfaßt, diese Kraft schlief. Jahrhunderte hatten daran gearbeitet, sie einzuschläfern. Denn Fürsten und Herren und Pfaffen waren einig, daß man wohl Knechte brauche, nicht aber Männer. So hatten sie weit und breit die Kraft unterdrückt. Aber es ist gefährlich, über ein Volk von Knechten zu herrschen. Knechtsinn gleicht der Pest, die aus der Tiefe heraufsteigt und in der Höhe nicht halt macht. Knechtsinn war von den Bauern zu den Bürgern, von den Hörigen

zu den Vögten, von den Bürgern und Vögten zu den Herren und Fürsten gekrochen und blickte nun allenthalben mit stumpfen Augen aus ragenden Schlössern und von goldenen Stühlen hinaus über das deutsche Land.

In jenen Tagen aber war's, als wollte da und dort die Kraft langsam erwachen. Sie runzelte die Stirnen der Männer, sie funkelte aus ihren Augen, sie fuhr in zahllose Fäuste — eine ungeschlachte, eine ungeübte, aber doch eine unermeßliche, eine furchtbare Kraft. Wo man sie fest eingeschlafen, ja erstorben wähnte, gerade dort reckte sie sich gewaltsam empor — bei den Bauern. —

Im Staube waren die Franzosen nach Osten gezogen, und das Klagen und Wimmern der Mißhandelten klang ihnen nach. Aber dort, wo die undurchdringlichen Wälder zu einem Riesenwall aufgebaut sind gegen das böhmische Land, dort standen und warteten die verachteten Kaiserlichen, und dort brach sich der Ansturm der Söhne der Freiheit. Im Staub waren sie gen Osten verschwunden, im Brandrauche angezündeter Dörfer wälzten sie sich rückwärts gegen den fränkischen Kreis, und vor ihnen gellten die Sturmglocken von Dorf zu Dorf, flog von Mund zu Mund das grausige Wort: Sie kommen! Zwar keine Heersäule wie ehedem, sondern eine geschlagene Horde, bedrängt von den Säbeln der Kaiserlichen, gepeinigt vom Hunger, getrieben von der Angst — aber eine entsetzliche Gefahr, gerade jetzt in ihrer Verzweiflung.

Weit voran eilte das hundertfältige Gerücht: Bauer hab' acht!

Und im breiten Talgrunde, von der Grafenburg abwärts zu den Talbauern und aufwärts zu den Waldbauern in weitverstreuten Dörfern liefen Boten — nicht Boten mit dem gräflichen Wappen auf der Blechbüchse, sondern heimliche Boten des erwachenden Volkes. Und in der letzten stroh-

gedeckten Hütte wurde das geschliffene Beil zurechtgelegt, die gestreckte Sense bereitgestellt.

In all den Dörfern der Grafschaft aber nannten sie damals, erst leise, dann immer lauter einen Namen mit Ehrfurcht, mit Zuversicht: den Namen des Arztes.

Und es geschah, daß dieser durch eines der großen Taldörfer ritt und am Gemeindehause vorbeikam. Es war ein Sonnabend, und Weiber und Kinder gossen und kehrten die Straße. Vor dem Gemeindehause aber stand ein Haufe von Männern.

Der Doktor grüßte, wie er gewohnt war, und sie rückten die Mützen. Der Braune war müde und klapperte gleichmäßig im Schritt die Straße entlang. Da kam ein Bauer nachgelaufen, zog die Mütze und sagte seinen Spruch. Der Doktor wandte das Pferd und ritt an den Haufen heran.

Zuerst schwiegen sie alle und sahen auf ihn. Er aber kannte seine Leute und schwieg auch. Dann begann er vom Wetter, und Rede und Antwort ging hinüber und herüber. Endlich sagte der Schultheiß: „Ich meine, wir machen uns vors Dorf, da können wir frei sprechen.“

Der Doktor stieg ab, einer führte sein Pferd in den nächsten Stall, und der Haufe bewegte sich hinaus unter die Linde. Viele Kinder folgten von weitem. Mit harten Worten scheuchte man sie zurück.

Die Linde war sehr alt; zwölf Männer konnten sie mit Mühe umspannen. Eigentlich waren's zwei ineinander gewachsene Bäume, vereinigt im riesigen Stamme, zweifach auseinander strebend in ihren gewaltigen Ästen.

So standen die Männer schweigend im Schatten des heiligen Baumes. Dann hob der Schultheiß an zu reden, stoßweise, in ungeschlachten Sätzen. Die andern schwiegen, und alle Augen waren auf den Doktor gerichtet.

Die erwachende Kraft tastete unbeholfen nach einer Stütze.

Der Schultheiß hatte alles gesagt, was er wußte: sie seien einig, die Dörfer im Grund, alles, was Mannsbild heiße, wäre bereit, und auch die Walddörfer wollten mittun. Seien schon zusammengekommen, viele Schultheißen und viele Geschworene — aber da heiße es halt auch, viel Köpf', viel Sinn. Einen Führer möchten sie haben.

Der Doktor stand hochaufgerichtet vor dem Haufen der Männer. Hinterm Walde ging die Sonne unter, und in ihren letzten Strahlen leuchtete sein langer, blonder Bart. „Ganz goldig," sagten die Bauern späterhin, wenn sie von diesen Dingen erzählten.

„Was für eine Macht hätte ich dann über euch alle, ihr Leute?" fragte er endlich.

„Wir geben Ihnen alle Macht, Herr Doktor," antwortete der Schultheiß.

Der Arzt schwieg und senkte die Augen. Fester umklammerte seine Hand den silbernen Griff seines Reitstockes. Es mochte ihm zu Mute sein wie damals, wo die Kommilitonen ihm die Würde des Ersten übertragen hatten und alle Macht im Ordensverbande.

„Wollt ihr nicht doch lieber zum Herrn Grafen gehen als zu mir?" fragte er nach einer Weile.

Da waren sie alle stille und blickten zu Boden.

Endlich murmelte einer etwas, und der Schultheiß rief: „Sag's laut, was du weißt!"

„Den Herrn Doktor wollen wir," meinte der Bauer.

„Der Graf kann uns nit helfen, das kann nur der Doktor," äußerte sich ein anderer.

Der Arzt ließ seine Blicke von einem zum andern gehen. „Ich? Was kann denn ich? Der Graf ist euer angestammter Herr. Und mit dem Grafen muß man reden, das ist billig und recht."

„So soll der Herr Doktor mit dem Grafen reden," lenkte der Schultheiß ein. „Uns ist's so recht und so."

„Wenn uns aber der Graf nicht helfen will?" fragte ein anderer aus dem Haufen heraus.

Der Arzt reckte sich: „Ihr könnt euch auf mich verlassen."

Beifälliges Gemurmel erhob sich, und der Schultheiß sprach: „Ein Mann, ein Wort."

„Das aber sage ich euch," rief der Arzt mit erhobener Stimme, „Grausamkeiten gegen den Feind erlaube ich nicht, wenn ich euer Führer sein soll."

„Wir wollen uns nur der Haut wehren," meinte der Schultheiß und machte ein treuherziges Gesicht.

„Daß wir nit mehr wie die wilden Tiere in Wald laufen müssen!" rief ein anderer.

„Ganz recht, und dazu helf' ich euch mit Herz und Hand," rief der Doktor. „Aber Mannszucht muß sein."

„Mannszucht, ja wohl, die muß sein," bestätigte der Schultheiß.

„Denn wir sind keine Räuber, verstanden?"

„Die Räuberei hat schon der Franzos besorgt," äußerte sich einer im Hintergrunde.

„Ganz recht," antwortete ihm der Arzt. „Aber da hofft wohl der eine oder der andere von euch: laßt sie nur kommen, und wir werden uns schadlos halten."

„Könnt' uns auch kein Mensch nit verdenken," rief einer.

„Aber ich tät's euch verdenken, ich und alle Biederleute," donnerte der Arzt.

„Laßt halt den Herrn Doktor reden!" begütigte der Schultheiß und machte sein treuherzigstes Gesicht.

„Wir wollen alles tun, was der Herr Doktor will," sagte ein alter Bauer.

„Das ist die erste Bedingung!" rief der Arzt. „Wenn andere Leute die Hände dreckig haben, dann müßt ihr euch die Hände nicht auch dreckig machen. Verstanden? Und einen Räuberhauptmann geb' ich euch nicht ab."

Da und dort wurde ein Gesicht nachdenklich, da und dort ließ einer den Blick schief am Doktor vorübergleiten; vor dem und jenem tauchten wohl in Gedanken die kleinen zerlumpten Kerle mit den schrecklichen, goldstrotzenden Halswülsten empor. Aber was gab's da zu überlegen? Die Kraft tastete nach ihrer Stütze, die vielen Köpfe mußten einen Kopf haben, der weiter denken konnte, und der da vor den Bauern hatte den Kopf. Sie stimmten dem Arzte bei, und der Schultheiß rief mit lauter Stimme: „Wir sind keine Räuber, da kann sich der Herr Doktor verlassen."

Nun hatte der Ideologe seinem Gewissen genug getan. „Recht so!" sagte er und nahm den Hut vom Haupte. Einer nach dem andern nahm die Mütze ab, und wenn sie später davon erzählten, vergaßen sie niemals beizufügen: „Es ist ganz wie in der Kirche gewesen."

Der Doktor aber rief: „Und ich verspreche, euch mit allen meinen Kräften zu raten und zu helfen. Wir wollen dem Franzosenvolke die Zähne weisen, und wenn sie als unsere Feinde wiederkehren, dann wollen wir sie niederhauen, so wahr uns Gott helfe. Ich aber komme, wenn ihr mich ruft, ich komme bei Tag und bei Nacht."

„So wahr uns Gott helfe!" sagte der Schultheiß andächtig, ging einen Schritt vor und gab dem Doktor die Hand. Und wie er, so taten sie alle im Abendscheine unter dem Lindenbaume.

Also wurde der Doktor der Führer der Bauern.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Am selben Abend noch stieg er zum Schloß empor und ließ sich beim Erbgrafen melden. Lang sprach er mit ihm, dringend, beredt, erregt.

Der Erbgraf saß mit unbewegtem Gesichte, vorgeneigt hörte er ihm zu, die Hände hatte er um die Knie gefaltet.

„Bist du nun fertig?"

„Ich denke, es ist alles klargelegt," kam die Antwort zurück.

Da stand der Erbgraf von seinem Sitze auf. „Und es ist dein Ernst, daß ich das meinem Vater vortrage?"

„Ich bitte dich darum; denn ich halte es für meine Pflicht."

„Du könntest's mir und dir ersparen."

„Aber dein Vater muß doch diesen Vorstellungen zugänglich sein?"

Der Erbgraf lächelte.

„Und du selbst — du bist ja doch auch auf eigene Faust nach Nürnberg geritten, du wirst mir jetzt meine Bitte gewiß erfüllen."

Der Erbgraf schüttelte den Kopf: „Das sind zweierlei Dinge."

„Wenn aber dein Herr Vater selbst es wünschte?"

Der Erbgraf lächelte: „Dann — ja."

Er ging und blieb lange aus. Endlich kam er. „Mein Vater will dich empfangen."

„Und —?"

„Ich habe nur seinen Befehl auszurichten," sagte der Erbgraf und vermied es, dem Blicke des Freundes zu begegnen.

Der Arzt stand in der Bibliothek. Der alte Herr hatte sich von seinem Lehnstuhle erhoben, der Erbgraf war in eine Fensternische getreten.

„Sie wollen wirklich den Aufstand organisieren, Doktor?" Es klang sehr von oben herab, und die R rollten vornehm wie nur je über den Besucher hin.

„Nur die Abwehr, hochgräfliche Exzellenz."

„Sie haben schwer gelitten, Doktor. Ich bedauere, Ihnen heute erst persönlich meine Teilnahme sagen zu können."

„Ihre Exzellenz die Frau Gräfin hat mir auch im Namen Eurer Exzellenz viel Güte erwiesen."

„Sie haben eine ganze scharmante Frau verloren. Ich werde ihr stets das beste Andenken bewahren."

Der Arzt verneigte sich.

„Nun aber könnt' es genug sein, auch für Sie." Die Stimme des alten Herrn hatte sich verändert.

„Ich verstehe Eure Exzellenz nicht." Der Arzt richtete sich hoch auf.

„Zuerst ist Revolution in der Stadt gewesen, jetzt aber wollen Sie den Bauernkrieg organisieren."

„Ich habe mich an den Torheiten eines Koram nicht beteiligt, Exzellenz."

„Haben auch nichts dagegen getan."

„Ich denke, Exzellenz, ich habe meine Anhänglichkeit an das hochgräfliche Haus in so manchen Stunden bewiesen."

„Man wird Ihre ärztlichen Verdienste niemals vergessen."

„Dann bitte ich, als Arzt des hochgräflichen Hauses, aber auch als vereidigter Arzt der ganzen Grafschaft sprechen zu dürfen."

Der Graf nickte und ließ sich in seinen Lehnstuhl nieder.

„Die Greuel der letzten Wochen dürfen sich nicht wiederholen. Was gedenken Eure Exzellenz für die Sicherheit hochihrer Untertanen zu tun?"

„Habe ich nicht schon getan, was ich zu tun vermochte?" Die Stimme des alten Herrn klang ärgerlich, und er begann in den Papieren zu wühlen, die den Schreibtisch bedeckten. „Hier, lesen Sie!"

Der Arzt nahm das große Schriftstück mit dem aufgedrückten Siegel und überflog den französischen Schutzbrief des Generals Jourdan. Dann gab er ihn zurück: „Ein Papier, Exzellenz."

„Ein Papier, das uns zehntausend Gulden gekostet hat."

„Und dennoch nur ein Stück Papier, Exzellenz."

„Infolge dieses Briefes liegen dreißig französische Soldaten als Schutzwache in der Grafschaft, zehn hier oben im Schlosse und zwanzig drunten in der Stadt."

„Und wodurch haben Eure Exzellenz die Zuverlässigkeit dieser Franzosen erprobt?"

Der Graf erhob sich und stampfte: „Ich habe das Meine getan, und ich bin entschlossen, diesen Vertrag zu halten. Die Bürger sollen die Tore schließen und die Mauern besetzen wie vor Zeiten — ich habe nichts dagegen — diese Fettwänste, diese Jakobiner — —!"

„Das Jakobinertum, Exzellenz, hat keinen einzigen Anhänger mehr im ganzen Städtchen."

Da brach der regierende Herr los: „Alle miteinander seid ihr Jakobiner, ob ihr nun im Augenblick die rote Mütze tragt oder nicht, und alle miteinander hofft ihr, daß —."

„Hochgräfliche Exzellenz halten zu Gnaden, es ist jetzt nicht an der Zeit, über politische Anschauungen zu sprechen. Der Feind steht vor der Türe. Ich weiß es ganz bestimmt, im Oberpfälzischen, man nennt Amberg, ist es zur Schlacht gekommen. Die Franzosen fliehen zurück, herwärts nach Franken. Versprengte Scharen werden ohne Zweifel auch die Grafschaft berühren. Die Bauern sind bewaffnet und sind entschlossen, Gewalt mit Gewalt abzuwehren. Ich bitte, ja ich flehe, Eure Exzellenz wollen sich gnädigst dieser Leute erbarmen. Der Bauer hat unsäglich gelitten, seine Ernte ist geraubt, seine Ställe sind geleert, was ihm sonst noch geschehen ist — Eure Exzellenz wissen es so gut wie ich. Die Bauern im Grunde, die sechs Dörfer, haben mich gebeten, daß ich ihnen helfe mit Rat und Tat."

„Also Bauernkönig?" unterbrach ihn der alte Herr. „Ja, wissen Sie denn, was Sie da unternehmen? Sie wollen Bauern gegen reguläre Truppen führen. Haben Sie die Proklamation Jourdans gelesen? Man wird Sie und Ihre Bauern an den nächsten Bäumen aufknüpfen. Haben Sie das bedacht?"

Der Arzt verzog keine Miene. „Die Bauern haben mich

gebeten, daß ich ihnen mit Rat und Tat helfe. Und ich kann ihnen nicht besser helfen, als wenn ich den angestammten Herrn zu Hilfe rufe. Hochgräfliche Exzellenz erlauben, daß ich Sie einen Augenblick zurückführe in die Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Eure Exzellenz wissen besser als ich, wie damals hochihr Ahnherr —."

„Der Joachim —!" rief der alte Herr.

„Jawohl, Graf Joachim der Zweite, als die Kroaten gegen die Herrschaft zogen."

„Mit zweihundert Bauern hat er sich ihnen entgegengeworfen," sagte der Graf nicht ohne Stolz.

„Und hat ihrer tausend auseinandergesprengt," vollendete der Arzt. „Noch heute steht im Grunde neben der Straße das steinerne Kreuz."

„Sind andere Zeiten gewesen. Es geht nicht, Doktor. Habe einen Vertrag geschlossen und werde ihn halten."

„Hochgräfliche Exzellenz — das ist doch kein Vertrag im gewöhnlichen Sinne."

„Es geht nicht. Sie können sich das Vergnügen machen, nur für den andern Tag zu sorgen — ich aber muß auch an übermorgen denken. Ich muß erwägen, wer endlich Herr bleiben könnte im fränkischen Kreis, und danach habe ich mich zu richten."

„Hochgräfliche Exzellenz, der Feind ist geschlagen."

Der Graf zuckte die Achseln. „Und da ich nicht weiß, wer endlich Herr bleiben wird, gedenke ich meine Tore geschlossen zu halten und mit meinem Vertrag in der Hand zu warten. Dabei habe ich für meine ungetreue Bürgerschaft gesorgt, wie nur ein Landesvater sorgen kann."

„Und die Bauern?"

„Die tun mir leid, aber sie sollen halt in die Wälder laufen. Zu Kriegszeiten sind die Bauern immer in die Wälder gelaufen; das hat man noch nie anders gewußt."

„Aber wenn sie nun diesmal nicht wollten, Exzellenz, und wenn ihre entfesselte Wut sich zu Greueltaten hinreißen ließe?"

Der Graf zuckte die Achseln.

„Exzellenz, ich bin kein Soldat, ich gestehe, mir bangt vor meiner Aufgabe."

„Ach so!" Der Graf verzog den Mund.

„Daß ich mich nicht fürchte, wissen alle, die mich kennen," sagte der Arzt und blickte unverwandt hinüber auf den alten Herrn. „Aber ich weiß nicht, ob ich die Massen im Zaume halten kann. An meiner Stelle sollte ein wirklicher Führer stehen. Ein Wort von Eurer hochgräflichen Exzellenz, und der Herr Erbgraf —"

„Ich unterstehe dem Befehle meines Herrn Vaters," kam die Antwort zurück.

„Mein Sohn soll die Bauern führen? Niemals!"

„Der Forstmeister ist auch Offizier gewesen. Ein Wort von Eurer hochgräflichen Exzellenz —"

„Ich werde auch dieses Wort niemals sprechen."

„Ein Wort von Eurer Exzellenz, und die gräflichen Jäger verteilen sich unter die Bauern, formieren Abteilungen aus den wilden Haufen —"

Der Graf hatte die linke Faust auf den Schreibtisch gestützt und sagte: „Ich halte meinen Vertrag, und ich werde dafür sorgen, daß die Meinen nach meinem Willen handeln."

„Dann lade ich die Verantwortung für alle Unordnung, für alle Greuel, die kommen werden, auf das Haupt Eurer Exzellenz."

„Ich habe noch immer jede Verantwortung für meine Handlungen zu tragen gewußt," erklärte der Graf mit Würde. „Und was gedenken also nach diesem allen Sie zu tun, Herr Doktor?"

„Ich steh' mit Leib und Seele zu den Bauern."

Der Regierende wandte sich ab und begann die Papiere auf dem Schreibtisch dahin und dorthin zu werfen.

„Eure Exzellenz haben Ihr letztes Wort gesprochen?“

Der alte Herr fuhr jählings herum und brüllte: „Hören Sie mein letztes Wort: Wenn Sie die Insurrektion organisieren, dann sind wir für alle Zeit —“

Der Arzt hatte die Arme gekreuzt und — wartete lächelnd.

„Exzellenz, ich habe viel zu viel gelernt, als daß mir vor einer Dienstentlassung grauen könnte,“ sagte er, verneigte sich tief und ging.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Türe hatte sich hinter ihm geschlossen. Der alte Herr lief auf und ab. Endlich blieb er vor seinem Sohne stehen.

„Hast du ihn gehört, den Mann mit dem verdächtigen Bart? Wie kann einer nur solchen Bart tragen!“

„Ich denke, Sie können mit mir zufrieden sein, Herr Papa.“ Der Erbgraf lächelte bitter. „Ich habe keinen Augenblick daran erinnert, daß es sich hier nicht nur um Ihre Bauern, sondern um die Bauern unsres ganzen uralten Hauses handelt.“

„Also um deine Bauern — sag's nur offen heraus!“ höhnte der Alte.

„Verzeihen Sie, das habe ich nicht gesagt.“

„Aber gedacht.“

Der Sohn wandte sich ab und sah zum Fenster hinaus. Der Alte aber begann wieder auf und ab zu rennen: „Dieser freche Geselle, wie verächtlich hat er mich angesehen! Dieser Freigeist, dieser Atheist! Und ich muß schweigen und muß mir das bieten lassen in meinem eigenen Schlosse. Wenn er nicht solch ein vortrefflicher Arzt wäre — dieser Jakobiner, der in meinem Brote steht — heute noch schriebe ich ihm die Kündigung.“

„Es ist doch gut, daß unbestreitbare Tüchtigkeit im Berufe auch heute noch zuweilen einen ehrlichen Mann vor dem Verderben zu schützen vermag,“ sagte der junge Graf und ging hinaus.

*

Die Zachesmühle weit unten im Grunde zwischen den Erlen, dort, wo der Bach nahe am Waldhügel vorbeifließt — jedes Kind im Städtchen kannte die alte Mühle und die drei langen, festen Tische unter den Nußbäumen hinten im Grasgarten. Gab ja gar niemand, der nicht schon gesessen wäre am rauschenden Bache im grünen Gras unter den schattigen Bäumen; denn die Müllerin hatte gute Butter und goldigen Honig, süße Milch und kräftiges Brot. Die Zachesmühle und Bienensummen, Wachtelschlag und Amselgesang, Schwalbenpfeifen und Kuckucksruf, Wasserrauschen und Mühlenklappern — ei das war alles ein einziger Begriff im Städtlein droben seit alter Zeit.

Den Müller bekamen die Gäste nur selten zu Gesicht. Der wollte nicht viel wissen von den Stadtleuten. Aber die Müllerin und ihre Tochter waren immer bereit zum Dienste der Mütter und Kinder, die bei ihnen einkehrten — die Müllerin, die kleine, kräftige Frau, deren Haupthaar schwarz glänzte, und die schlanke, blonde Tochter mit den braunen Augen, dem zierlichen Näschen und dem kleinen, roten Mund.

Sechzehn Jahre war das Kind geworden gerade an dem Tage, wo die Franzosen ins Land einbrachen und auch in die Zachesmühle hinunter streiften.

Wißt ihr, was es bedeutet, wenn eine von der Verzweiflung getrieben sich zwischen das Mühlwerk stürzt und nimmer heraus will in Todesangst, ob sie draußen auch schreien und locken und drohen? Und endlich wird's Nacht, und die Angst um Vater und Mutter kämpft mit der Todesangst und treibt sie fort von ihrem erbärmlichen Sitze.

Totenstille ist's. Der Müller liegt mit offenen, glasigen Augen quer über der Schwelle, und in einer Ecke des Hausflurs liegt auch die Mutter. Aber die ist nicht tot, die stöhnt, und wie die Tochter mit leise tastenden Schritten herankommt, da richtet sie sich auf und raunt — „o trau nit, trau nit, sie sind noch da."

Und sie sind wahrhaftig noch da und springen aus der Totenstille gleich Katzen auf das belauerte Mäuslein. —

Wie vordem stehen die langen, festen Tische unter den Nußbäumen, wie vordem zieht der Windhauch durch die Bäume, und das Wasser des Mühlbaches fließt rauschend vorüber. Doch das große Rad will sich nimmer drehen, ungenützt rinnen die Wasser zu Tale. Die Bauern haben kein Korn, und der Müllerin ist alles, alles einerlei. Der Knecht hat freie Zeit; er streicht tagsüber durch die Felder, zerkaut Strohhalme, schielt nach der schönen Mühle und rechnet. In seiner Rechnung stehen unbeweglich in der Mitte zwei Zahlen, das Alter der Müllerin und seine Jugend, und um die beiden Zahlen tanzen andere Zahlen im Ringelreihen. Sie selbst aber, die Müllerin, sitzt fast den ganzen Tag auf der Bank vor der Haustüre. Nur notdürftig kocht sie für sich und den Knecht, und dann sitzen die beiden einander schweigend gegenüber in der niederen Stube. Der Knecht ißt und rechnet, und die Müllerin würgt ein paar Brocken hinunter. Die Fliegen laufen über die kleinen Fensterscheiben, und die Blumen des Mägdleins auf dem Fensterbrett sind vertrocknet in ihren Töpfen; stille, totenstille ist's in der Mühle.

Droben, zwischen den Haselsträuchern, liegt der Teich, der tiefe Teich. Weiße Seerosen schwimmen mit offenen Kelchen auf seinem braunen Gewässer, Huflattich umkränzt seine Ränder; Schirling hebt die weißen Büschelsterne aus dämmerigem Schatten. Zuweilen schnellt ein Fisch empor,

und jezuweilen quakt es auch von einem schwimmenden Blatt herüber, halblaut, behaglich. Unbewegt leuchten die offenen Seerosen, wieder schnellt ein Fisch empor und fällt patschend zurück. Und Kreise huschen hinaus ans Ufer, kaum sichtbare Kreise — — schwächere Kreise als damals, wo das arme, schöne Menschenkind mit einem wilden Sprunge sich und seine Schmach in das kühle Gewässer versenkt hat.

Verödet ist die Mühle, der Stall ist leer, das Rad steht still, die Müllerin hat keinen Honig mehr. Nicht mehr wie ehedem spähen zwei goldbraune Augen unter dem Dächlein der Hand nach Gästen aus, den Pfad entlang. Keine Kinderfüßlein trippeln mehr zwischen den Wiesen zur Mühle. Das verlassene Weib sitzt neben der spitzbogigen Türe. Sie hat die Hände in den Schoß gelegt und stiert vor sich hin; und der Knecht streift zwischen den Feldern umher, zerbeißt einen Strohhalm nach dem andern und rechnet und rechnet. —

So ging das Tag um Tag, bis der fremde Bauer aus den Waldbergen herabkam. Seine Schuhe waren staubig; denn er war weit gewandert. Nun saß er auf der Bank vor der Mühle und hielt Rast.

Die Müllerin kam heraus und setzte sich ans andre Ende der Bank.

„Jetzt geht's ihnen aber schlecht, den Franzosen. Hast's auch schon gehört?"

Sie wandte sich halb hin zu ihm: „Schlecht?"

„Im Oberpfälzischen drinnen ist eine große Schlacht gewesen, und die Kaiserlichen haben die Franzosen über und über geworfen."

„Im Oberpfälzischen —? Wo ist denn das?" Ihre Augen funkelten.

„Weit von uns — dort zu." Er deutete nach Osten. „Und jetzt müssen sie laufen, was sie können; denn die Kaiserlichen sind hinter ihnen her. Kommen auch schon solche durch,

die am schnellsten gelaufen sind. Schleichen sich über die Berg', durch die Wälder. Verstecken sich untertags und wandern bei Nacht. Aber wir sind halt nimmer so dumm wie neulich, wir Bauern. Mit Dreschflegeln und Sensen — verstehst mich?"

Er deutete auf seinen verbundenen Arm. „Und da hat mich halt so ein Luder noch 'naufgeschossen, bevor es verreckt ist. Jetzt muß ich zum Doktor."

Sie war aufgestanden und trat vor ihn: „Sind s' noch nit alle vorbei?"

Er lachte: „Alle vorbei? Was glaubst denn? Jetzt geht's ja erst los. Wir haben ihnen Weg und Steg verlegt, und wenn ihrer kommen, dann werden Feuer angezündet und die Glocken gezogen, und wie die Mäus' werden s' erschlagen. Aber warum schaust mich denn so an? Möchtest vielleicht gar mittun?"

„Mittun?" Sie wandte sich und ging langsam hinüber zum Holzstall. Sie schloß die Türe hinter sich und zog das Beil aus dem Holzstock. —

Gegen Abend kam der Bauer mit frisch verbundenem Arme den Wiesenpfad herunter gegen die Mühle, ging den Fußweg weiter über den schmalen Steg und stieg bergan. Als er an den Waldrand kam, blieb er stehen und sah sich um; denn er hörte Schritte hinter sich. Die Sonne stand nahe über den Bergen, der Mann hob die Hand und beschattete die Augen. „Die Müllerin, was will denn die?"

Nun stand sie vor ihm und sah ihn von der Seite an, ließ aber die Augen wieder abschweifen und murmelte: „Mach weiter und laß mich mit dir!"

„Wohin willst denn heut noch?"

„Mitgehen," sagte sie dringend.

„Und was hast denn da?" Er stieß mit dem Zeigefinger an ein längliches Ding, das sie eingewickelt in einer blauen Schürze in der Hand trug. Die Schürze verschob sich, und

ein Stück Eisen blinkte hervor. „Was hast denn vor mit dem Beil?“

Sie drängte sich an ihm vorüber und sagte halb rückwärts: „Abrechnen mit den Franzosen.“ Dann schritt sie voran.

„Du, hast gehört, das sind fein keine Weibersachen!“ Er rief es ihr laut nach; sie aber ging immer voran, hinein ins Holz und wandte sich nicht mehr. Und in der Linken trug sie das verhüllte Beil; aber ein Zipfel der Schürze hatte sich gelöst und schleifte mit dem Bändel auf dem Wege.

Der Bauer lief hinter ihr her und sagte zum zweitenmale: „Du, das sind keine Weibersachen, daß du's fein weißt.“

Sie blieb stehen: „Mach weiter! Jetzt mußt du voran, ich weiß ja kein' Weg.“

Zögernd ging er voran. Aber nach etlichen Schritten wandte er sich wieder: „Du, hast gehört, ich glaub doch, sie sind alle schon durch, die Franzosen.“

„Mach weiter!“ sagte sie.

Da ging er voran und zeigte den Weg.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war schon lange her, seit die Turmuhr droben im Dorfe elfmal geschlagen hatte; es ging auf Mitternacht. Am wolkenlosen Himmel, über dem kahlen Hochtale, stand der halbe Mond. Unken riefen mit klagenden Stimmen, Fledermäuse schwirrten lautlos.

Ein schlechter Fahrweg zog sich vom fernen, dunklen Walde herauf und lag weithin offen im fahlen Lichte des Mondes.

An einer einsamen Fichte hielt ein Trupp Menschen, und vor ihnen stand ein kleiner, dicker Mann in schwarzem Rocke; der hatte die Hände gefaltet und redete eifrig auf die andern ein. Und sie standen ihm fast lautlos gegenüber. Die einen hatten Sensen in den Händen und stützten sich daran. Die andern hatten Jagdgewehre an Riemen über dem Rücken;

etliche hielten Waffen aus Urväterzeiten, Hellebarden und Morgensterne; wieder andere waren mit Beilen und Äxten bewehrt.

„Bitt' um Gotteswillen, mengt euch nicht in das blutige Handwerk," flehte der Kleine. „Laßt den Soldaten das böse Geschäft; ihr seid ja Bauern. Es tut kein gut. Befleckt eure Hände nicht mit dem Blute Wehrloser, greift dem Arm des Herrn nicht vor. Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr. Und beschwert eure Gewissen nicht mit Mord und Raub; denn ihr wisset wohl, wie ihr ausziehet, aber nicht, wie ihr heimkommt."

„Der Franzos hat auch kein Erbarmen mit uns gehabt," sagte ein alter Bauer und reckte sich; da funkelte das Blatt der Sense über seinem Haupte.

„Und sollen wir warten, bis sie wieder brennen und sengen, morden und schänden?" fragte ein anderer.

„Das Feuer — seht ihr's?" rief ein Dritter, und alle wandten die Köpfe.

An einer Berghalde im Osten war ein Pünktchen aufgeglüht, und alle sahen sie über die Wälder. „Sie kommen," sagte einer halblaut. Droben aber im Dorfe begann die Glocke zu bimmeln, und es war, als stächen die schrillen Töne hinein in den duftigen Schimmer der Mondnacht.

Mit gefalteten Händen stand der Pfarrer und jammerte: „Wer läßt denn läuten? Wer tut mir das?"

„Überall läutet's heut nacht," sagt der Alte, hielt die Hand ans Ohr und lauschte. „Und laßt Euch sagen, Herr Pfarrer: Ihr habt Eure Pflicht getan, wie sich's gehört für einen frommen Herrn; wir aber wollen jetzt auch tun, was sich gehört für uns Bauern. Vorwärts!"

Und sie zogen mit ihren blinkenden Sensen den Weg entlang, dem Wald entgegen.

Es war dunkel im Walde unter den Fichten, und schweigend

zogen sie fürbaß. Hinter ihnen klang leiser und leiser das Glöcklein, und lauter tönte vor ihnen eine andere Glocke.

Sie traten aus dem Walde und kamen auf eine Wiese. Da rannte eine dunkle Weibsperson heran, blieb stehen und schrie: „Der Franzos kommt, ihr Bauern, aus dem Grund kommen ihrer zehn oder zwölfe herauf."

„Was willst denn du da heraußen?"

Sie riß das Beil aus der Schürze. „Mithelfen gegen den Franzosen."

„Ist aber keine Weibersach!"

„Wer ist denn die?"

„Kennt ihr mich denn nit? Bin doch die Müllerin von der Zachesmühl."

Da raunten die Bauern untereinander: „Die Zachesmüllerin ist's!"

Ei, von der Zachesmüllerin wußten sie alle. Wenn's die ist, dann kann sie bleiben, entschieden wortlos die Bauern.

Drüben aus dem Walde kam eine Gestalt — zaghaft geduckt.

„Holla!" schrie der alte Bauer, und alle packten ihre Waffen fester. „Gehen ihrer zwei vor und schauen, was los ist!"

Zwei Bauern gingen dem Fremden entgegen. Hinter ihnen aber schlich das Weib am Rande des Weges.

Er kam behutsam näher und schwenkte ein Tuch. Die Bauern gingen vor. Einer von ihnen zog seine Mütze und schwenkte sie. Bis auf zwanzig Schritt kamen sie also aneinander.

Da rief der Franzose mit kläglicher Stimme: „Bim, bim, bim, bim?" Und er schwenkte sein Tuch nach der Richtung, wo das Glöcklein leise herübertönte über den Wald.

„Bim, bim, bim, bim!" sagte der eine von den Bauern mit tiefer Stimme und setzte seine Mütze auf.

„Franzos bim, bim?" fragte der Fremdling.

„Franzos bim, bim,“ antwortete der Bauer.

„O quel malheur, ayez pitié, pitié, messieurs!“

„Wie viele Franzosen?“ rief der Bauer.

„O dix —!“ antwortete der Soldat und griff zweimal mit den gespreizten Fingern der Linken in die Luft, schwenkte immer wieder sein Tuch, kam näher und rief mit flehender Stimme: „Franzos nit kripp, nit hau, nit schieß, nit stech — Bauer auch nit kripp, nit schieß —!“

Da sprang das Weib von hinten her, schwang das Beil und schlug es auf das Haupt des Franzosen. Lautlos brach dieser zusammen.

Die Bauern packten die Müllerin und rissen sie zurück, andere liefen herzu; aus der Tiefe des Waldes tönte Trommelgerassel, klang wildes Geschrei; kleine Gestalten rannten gescheucht dahin und dorthin über die Wiese. Die Bauern brüllten, andere Bauern brachen aus dem Walde. Es begann ein Treiben und Jagen, die Hügel hallten wider vom Jammergeschrei der Gehetzten; Schüsse krachten, und hoch am schwarzblauen Himmel stand der halbe Mond und lieh dem Greuel sein Lichtlein.

Das Weib kauerte neben dem Röchelnden und besah sich das blutige Antlitz. Dann raffte sie sich auf und rannte mit geschwungenem Beil den andern nach. Sie mußte noch viele Franzosen erschlagen, bis sie die richtigen traf — die Fünfe, die Satanasse von damals.

*

Zwei Tage waren vergangen, seit der Doktor im Schlosse gesprochen hatte. Boten waren hin und her gelaufen. Die Entscheidung kam.

In der dämmerigen Stube war der Doktor allein mit seinen Knaben. Der Kleine saß auf seinen Knieen, der Große auf einem Stuhl am Fenster.

„Bitte reiten, Papa!“ bettelte der Kleine.

Da hob ihn der Vater empor, setzte ihn rittlings und begann das Spiel: Als Bauer und als Ritter, als Fräulein und als Jude durfte der Kleine reiten; jauchzend saß er und patschte in die Händchen, wenn das Reitpferd stieß wie eine Ackermähre und wenn es galoppierte wie ein Turnierpferd, wenn es ihn wiegte wie ein Zelter und zuletzt mit einem Bocksprung sänftiglich auf den Boden legte. „Noch einmal — noch einmal!" bettelte das Kinderstimmlein, und noch einmal und noch einmal begann das Spiel, während der Ältere seitwärts herüberblickte.

„Karl, willst du auch reiten?" rief der Vater, als der abgeworfene Kleine sich wieder einmal jauchzend auf dem Boden wälzte.

Da schüttelte der Große den Kopf, seine Züge verzerrten sich, krampfhaft schluchzte er auf, wandte sich und verbarg das Gesicht auf dem Sims zwischen seinen Armen.

Mit ein paar Schritten war der Doktor neben seinem Kinde und legte die Hand auf seinen Scheitel. Aber schluchzend stieß das Kind mit dem Ellbogen nach ihm in die Luft.

Der kleine Gerhard war aufgestanden und kam heran. Er hatte den Finger im Munde und sah verwundert auf den großen Bruder.

Der Vater sprach auf den weinenden Knaben ein. Heftig nickte dieser, so heftig, daß die Stirne zuletzt hart aufschlug, und stoßweise brachte er heraus: „Mama, Mama!"

Der Arzt ging zurück, nahm den Kleinen auf den Arm und trat vor das eine der Ölbilder, die über dem Sofa hingen.

Das dürftige Licht der Kerze auf dem Schreibtisch warf seinen ungewissen Schein über das Bild, und wie aus dämmerweiter Ferne lächelte die Mutter auf die beiden herab. Und mit leiser Stimme begann der Vater von ihr zu erzählen. Es war feierlich stille in dem düstern Gemache, und lautlos saß das Kind auf dem Arme des Vaters. Das

Schluchzen am Fenster verstummte, der große Knabe stand auf und kam langsam heran, trat neben den Vater und suchte dessen Hand. Und so standen die drei, und es war, als hielten die Lebendigen Zwiesprache mit der Toten.

Nebeneinander werden die Wege der beiden Kinder laufen durchs Jugendland. Der Kleine wird sorglos leben von Tag zu Tag; denn er hat nichts gesehen. Der Große aber wird sich ängstlich weitertasten von Tag zu Tag; denn er hat etwas gesehen, das er sich niemals zu erklären vermag, das tiefste Rätsel ist ihm in seinen Weg getreten, das Rätsel, das ihm auch kein Erwachsener jemals löst. Und er wird immer wieder zurückschauen, dorthin, wo er dem Tode zum ersten Male begegnet ist. Hinter dem Kleinen liegt freundlicher Tag, und vor ihm leuchtet die Sonne. Hinter dem Großen ist Nacht, und aus ihr läuft sein Weg hinaus in das Leben.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Klara kam, die Kinder zu holen. Leise drückte sie die Türe ins Schloß, faltete die Hände und blieb stehen.

Der Arzt wandte sich zu ihr: „Komm, du Treue, du gehörst neben uns hierher unter ihr Bild. Wie könnte ich dir's jemals lohnen, was du ihr Gutes getan hast!"

Da kam sie näher, und die Tränen schossen ihr über die Wangen.

Der Vater küßte den Kleinen zum Abschied. Das Kind schlang die Ärmchen um seinen Hals. Dann wurde es auf den Boden gestellt. Der Vater bückte sich und küßte den Großen auf die Stirn. Dann hob er sein Haupt am Kinn empor und sah ihm in die großen, dunklen Augen, aus denen ihn die Sterne seines versunkenen Glückes anschauten. Und er bückte sich noch tiefer, hob den Knaben hoch empor, drückte ihn ans Herz und flüsterte: „Mein lieber Sohn!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Türe hatte sich längst hinter der Magd und den Knaben geschlossen. Der Doktor saß an seinem Schreibtisch und stützte den Kopf mit beiden Händen.

Seine Gedanken fuhren zurück ins Land seiner Jugend. Wie vor langen Jahren stand er, ein halbwüchsiger Mensch, zum Bad bereit am obern Ende des Mühlschusses, der in das stille Flüßlein mündete. Es war ein sonnenheller Tag, und im breiten Holzbette schoß das Wasser zwischen den grünen Sträuchern hinunter. Das müßte eine Wonne sein, sich hineinzustürzen in die kristallklaren Fluten, pfeilschnell hinabzuschießen in den milchweiß tosenden Gischt dort unten am Ende der Bahn! Und er hob die Arme und tat den Sprung. Da war's, als ob ihn Riesenarme packten, er hatte nimmer Zeit, ein letztes Mal zu atmen, schon war er unters Wasser gerissen, ward mit Gedankenschnelle in den tollen Wirbel gespült, wollte noch einmal schreien in Todesangst und mußte ersticken im gurgelnden Graus. Als ihm Hören und Sehen zurückkam, lag er draußen auf dem Rasen, ein Mühlknecht kniete neben ihm und sagte grinsend: „Jetzt wärst bald ersoffen. Weißt was? Wo du nit schwimmen kannst, springst halt nit 'nein!"

Jawohl, wo du nit schwimmen kannst. Und wenn er nun ertrank?

Seine Kinder! Jawohl seine Kinder!

Durfte er denn von seinen Kindern gehen?

Er mußte gehen, er hatte sein Wort verpfändet.

Und wenn er unterging?

Dann starb er fürs Vaterland.

Warum denn er, gerade er?

Je nun warum? Weil es kein anderer wagte. — —

Es klingelte, und schwerfällig stand er auf, nahm das Licht, ging hinaus auf den Vorplatz und öffnete die Haustüre.

„Eure hochgräfliche Exzellenz —?" Er trat einen Schritt zurück und verneigte sich.

„Darf ich so spät noch kommen, Herr Doktor?"

„Zu jeder Stunde, meine gnädigste Gräfin." —

Sie saß nun auf dem Sofa unter den Bildern, und das Licht der kümmerlichen Kerze fiel gleichermaßen auf die Bilder da droben wie auf das Antlitz der alten Frau.

Dieses Antlitz. Ja wer in ihm zu lesen vermochte! Es war wohl niemals schön gewesen, auch nicht in den Tagen der Jugend. Scheinbar regellos liefen die Fältchen durcheinander, und hatte doch ein jedes seine Herkunft in ihrem ureigenen Wesen und sein Ziel in der großen Richtlinie ihres Lebens. Da liefen Kummerfältchen. Jawohl, Kummerfältchen — freilich nicht gegraben von der Sorge um Nahrung und Kleidung. Aber die Sorge ist ja doch die allgewaltige Herrin dieser Erde, zahllos sind ihre Diener, und zahllos sind die Pforten, die sich lautlos öffnen auf ihr fast unhörbares Pochen. Und gleich einem Machthaber verleiht sie den Menschen Zeichen der Erinnerung an Gefechte und Belagerungen, an Siege und Niederlagen — Narben und stilleuchtende Kreuzlein. Zahllose Ehrenzeichen der Art trug die Gräfin, die alte Frau, sichtbar auf ihrem welken Gesichte. Und zwischen den Kummerfältchen liefen Gebetsfältchen — neue, vom letzten Morgensegen her, und alte, ganz alte, noch aus den Tagen der Kindheit, wenn sich die Stirne zusammengezogen hatte über den fernhin gerichteten Augen, die krause Stirne, als wollte sie die wogenden Gedanken festhalten im engen Schreine und die Augen lenken aus der Zerstreuung aufs Ziel. Da liefen auch Fältchen und Falten leiblichen Elendes, Stammbuchzeichen aus den Nächten der Krankheit. Und zwischen darein schossen aus den Winkeln an Augen und Mund die Fältchen der Laune, des Witzes, des Spottes. Aber diese Fältchen waren schwach entwickelt

und verloren sich alsbald insgesamt in die Falten des Mitleids. Das alles war eingegraben im Antlitz der alten vornehmen Frau. Aber es wäre tot gewesen wie eine Winterlandschaft im Lichte des Mondes — hätten nicht in ihm geleuchtet die Augen. Diese sonnigen, blauen Augen strahlten jung und hell aus dem faltenreichen Gesichte und ließen hinunterblicken in die Ewigkeitsgedanken einer kristallklaren Seele.

„Eure Exzellenz haben gewiß auch schon gehört, was mir bevorsteht?"

„Man hört so vieles in dieser bösen Zeit, Herr Doktor."

„So bitte ich, sagen mir Eure Exzellenz Ihre Meinung."

Die Gräfin lächelte. Dann schüttelte sie den Kopf.

„Aber ich — es wäre mir ein Trost, Exzellenz."

Sie lächelte noch immer. Und nun schossen die nadelfeinen Fältchen des Spottes um ihre Lippen, und in ihren Augen fuhr es flackernd auf: „Ein Trost, wenn ich Ihren Entschluß gütigst mit neuen Stützen zu festigen bereit wäre — nicht so, lieber Doktor?"

Er schwieg und sah traurig vor sich hin.

Da verlor sich auch schon der Spott in die Falten des Mitleids, und aus der Tiefe ihrer Augen leuchtete die Liebe: „Ich weiß ja, Doktor, Sie können nicht anders."

Er nickte und sah ihr fest ins Gesicht.

„Und ich weiß ja, Sie suchen auch nicht das Ihrige."

„Dann spränge ich nicht in den Mühlschuß —. Um Vergebung, meine Gedanken sind abgeirrt. Suchte ich das Meine, dann blieb' ich daheim."

„Ich aber verstehe ganz und gar nichts von diesen Dingen, lieber Doktor, werde mich auch niemals darein mischen, da sei Gott vor. Weiß nur, daß mich die Bauern von Herzen erbarmen, und nicht bloß die unterdrückten Bauern, sondern vor allen —"

„Die blutgierigen Bauern," ergänzte der Doktor.

„Gehen Sie mit Gott, lieber Freund." Die Gräfin reichte ihm die Hand hinüber. „Und folgen Sie Ihrem Gewissen."

„Ich danke Eurer Exzellenz für diesen Trost in schwerer Stunde."

„Bin aber durchaus nicht deswegen gekommen, Doktor. Wollte nur eines sagen: Ist es Ihnen bestimmt, zu sterben auf dem Wege der Pflicht —"

Sie erhob sich, wandte sich ab und ging nach der Türe. Die Tränen schossen ihr die Wangen herunter. Sie faßte mit der Linken die Türklinke und mit der Rechten winkte sie dem Arzte zu: „Dann werde ich Ihre Knaben zu mir nehmen und werde ihnen viel erzählen von einer frommen Mutter und von dem Vater, dem Ehrenmanne." Schluchzend fügte sie bei: „Denn ich habe Ihre arme Frau sehr lieb gehabt."

Der Doktor griff nach ihrer Hand, neigte sich tief herab und küßte sie.

„Also ziehen Sie frei von Sorgen dieser Erde mit Gott Ihren Weg!" Sie ging rasch aus der Türe.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Als die Gräfin die Freitreppe hinabstieg, kam ein kleiner Mann vors Haus. Der Doktor stand oben und leuchtete mit hocherhobener Laterne, bis der Diener seiner Herrin in den Wagen geholfen hatte. Scheu drückte sich der Kleine an die Mauer und kam vorsichtig auf der andern Seite die Treppe herauf.

Der Wagen rollte über den Marktplatz.

„Du, Pieperich?"

„Jawohl, will dich sprechen. Aber weißt du, mit denen da droben mußt du mich auch so bald wie möglich versöhnen. Diese Ungnade halt' ich nicht mehr lange aus. Gewiß hat sie recht losgezogen über mich?"

„Die Frau Gräfin —? O Pieperich!"

Der Studienlehrer stand nun in der Stube.

„Es hat mir keine Ruhe gelassen, Doktor, ich mußte zu dir kommen. Weiß ja, du verachtest mich."

„Verachten?"

„Du mußt mich verachten." Der Studienlehrer sank auf einen Stuhl. „Bin mir oft so kläglich vorgekommen." Er sprang wieder auf und eilte mit ausgestreckten Händen auf den Doktor zu. „Frey, lieber, armer Frey, was hast du durchgemacht, während wir in Sicherheit saßen!" Er schüttelte ihm die Hände, er streichelte seine Arme.

„Laß gut sein, ich danke dir."

„Du bist ein Held, Frey! Aber wahrhaftig, auch bei mir fehlt es nicht am Willen, fürs Vaterland zu leiden. Am Willen fehlt's mir überhaupt niemals, auch heute nicht — und ging's nur immer meinem Willen nach, dann solltet ihr mich kennen lernen."

„Wo bist du denn die ganze Zeit gesteckt?"

Der Studienlehrer machte ein klägliches Gesicht und schlich auf seinen Platz zurück. „Ach, ich mußte ja doch die Frau und den kleinen Karl zu meinem Schwiegervater bringen."

„Karl?" unterbrach ihn der Arzt. „Ich dachte Jourdan —?"

Pieperich sprang wieder auf. „Jourdan?" Er rang die Hände. „Aber wie kannst du denn so 'was denken? So schlecht bin ich denn doch nicht."

„Also Jourdan soll er nicht heißen?"

„Nach diesem Räuber und Mordbrenner und Erpresser sollte ich meinen Sohn nennen? Nein, wisse, ich habe ihn auf den Namen Karl taufen lassen, und du kannst dir wohl denken, nach wem."

„Vermutlich nach einem der Großväter?"

Pieperich stieß die Hände nach oben.

„Großväter? Aber ich bitte dich, wer denkt denn in solchen Zeiten an Großväter?“

„Nun, ich vermute, der Großvater hat in solchen Zeiten um so mehr an euch gedacht.“

„Davon später,“ sagte Pieperich und begann umher zu rennen. „Also mein Sohn ist auf den Namen Karl getauft; denn ich glühe jetzt von Begeisterung für den großen Habsburger. Du doch auch? Ich sage dir, dieser Erzherzog Karl, der da in der Oberpfalz hinten den fränkischen Gockel in die Pfanne haut, daß die Federn umherfliegen, ich sage dir, der ist mein Mann, und ihm zum Gedächtnis heißt mein Erstgeborener Karl.“ Er blieb am Fenster stehen und starrte in die Finsternis. „Doktor, ich sage dir, es ist etwas Entzückendes um einen großen Mann. Wie auf einer Insel sind wir gesessen in dem Königlich preußischen Dorfe zwischen den schwarzweißen Pfählen. Ringsumher in den gräflichen, in den bischöflichen, in den Adelsdörfern ist alles drunter und drüber gegangen. Aber wir — nur drei Schildwachen vor den zerbrechlichen Toren —.“

„Und hinter jedem Schafsgesicht von einem Soldaten der Geist des großen Fritz. Der drohte mit seinem Krückstocke, und die Franzosen schlichen außen herum — nicht so?“

„Wie die Katze um den heißen Brei,“ rief Pieperich. „Das meine ich ja, wenn ich sage, was ist's doch Entzückendes um einen großen Mann. Jawohl, der alte Fritz, den sollten wir noch haben, der würde — weißt du, für den alten Fritz war ich auch immer schon begeistert —.“

„Auch für den? Ein Jakobiner ist der aber nicht gewesen. Das weißt du wohl?“

„Jakobiner? Laß mich aus mit diesen Verfluchten! Alle Fensterscheiben haben sie mir eingeschlagen, die Stuben mit Unrat angefüllt, den Wein ausgetrunken — ich glaube, niemand im Städtchen hat größeren Schaden als ich —.“ Er-

schrocken hielt er inne. „O, vergieb! Was rede ich so dumm?" Er ging auf den Doktor zu: „Weib und Kind habe ich bei den Schwiegereltern gelassen und will nun aushalten bei euch. Hast du mir denn gar nichts zu tun?"

„Du kommst zur rechten Zeit, Pieperich; die geschlagenen Franzosen sind nahe; der Landsturm ist vorbereitet."

„Gegen die Franzosen?" Pieperich schüttelte seine Fäuste.

Der Arzt lächelte unmerklich: „Jeden Augenblick kann ein Bote kommen, der mich zu den Bauern ruft."

„Das ist mein Fall! Im Vertrauen, Frey, schon als Knabe wollte ich nichts anders werden als ein Reiter, ein Husar. Du doch auch — nicht?"

„Keine Spur davon, Pieperich."

„Du hast mich zum besten, Frey. Du bist der geborene Soldat. Also, ich möchte mit dir. Nur fatal, daß ich so gänzlich ohne Waffen bin."

„Ich kann dich bewaffnen, Pieperich."

Der kleine Mann atmete vernehmlich. „Wie mich das aufregt, wie mein Blut pocht! Nur ein Bedenken noch, meine Stiefel sind nämlich beim Sohlen."

„Du wirst ja nicht nur ein Paar besitzen?"

„Gewiß nicht. Aber doch nur ein Paar, in dem ich weite Märsche wagen könnte. Zu ärgerlich. Heute früh erst habe ich dieses eine Paar zum Schuster gegeben."

„Schick hin zum Schuster, vielleicht sind sie gesohlt."

„Du hast recht." Pieperich griff nach der Türklinke. „Sogleich will ich hinschicken; denn auf die Stiefel kommt alles an."

Schon war er draußen im Hausflur.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Wetterwolken fuhren einher auf dem Rücken des Sturmes. Unter seinem Riesenbesen wirbelte der Staub auf den Straßen. Schon waren die ersten Tropfen gefallen.

Blitze zuckten von ferne, Donner grollte näher und näher. Das Gewitter brach los.

Die Glocken gellten über das offene Land, sie gellten im Talgrund von Turm zu Turm. Feuerreiter galoppierten. „Auf, auf, die Franzosen kommen! Die Häuser brennen hinter ihnen, und mit Geschrei fliehen die Menschen vor ihnen her. Auf, alles auf, was Bauer heißt, auf und heraus!"

Ein Feuerreiter hielt nach Mitternacht vor des Doktors Hause und schrie zu den Fenstern empor. Jetzt galt es — jetzt ging es hinein in das brausende Wasser — — jawohl, in den Mühlschuß hinein.

Für Zeit seines Lebens prägten und preßten sich die Ereignisse dieser Nacht in das Gedächtnis des Mannes. In späten Jahren noch sah er sich mit der Kugelbüchse und dem Säbel, und er sah die Magd vor sich stehen mit gefalteten Händen und bleich bis in die Lippen. Und damals rang sich's aus seinem Munde — „Klara, sag mir, tue ich recht?" Sie aber hob die gefalteten Hände unter sein Gesicht und sprach nur die paar Wörtlein: „Auf den Knieen will ich beten für Sie!"

Und vor diesem Ja zerrannen ihm die letzten Zweifel. Die Magd griff nach seiner Hand und sagte dringlich: „Um vieler, vieler Frauen willen!" Und jetzt sah er zum ersten Male, wie schön sie war. Jählings wandte er sich ab und brachte mühsam heraus: „Ich danke dir, tu so."

Dann aber trat er noch einmal unter das Bild seiner Toten. Mit diesem Bilde im Herzen wollte er sich stürzen ins wilde Gewoge, mit diesem Bilde und mit keinem andern.

Er ging hinaus auf die Freitreppe. Der Knecht führte sein Pferd heran. Er aber stemmte die Arme auf das Geländer, und es kam über ihn —. Mit gellender Stimme schrie er, daß es widerhallte von den Giebeln — er schrie ein sinnloses Wort, unverständlich allen, die es hörten in

dieser Stunde: „Burschen heraus!“ Sinnlos den andern, ihm aber von Jugend auf der Inbegriff vom Rechte des Bedrängten und von der Pflicht aller andern zur Hilfe: „Burschen heraus! Alle honorigen Burschen heraus!“ Was er sonst noch geschrieen hatte, das wußte er später nicht mehr. Aber Stadtschreiber Martin hat es aus seinem und anderer Leute Gedächtnis in das Quartheft geschrieben, das heute noch, vergilbt und von vielen Fingern zermürbt, im Briefgewölbe liegt, nahe dem Fenster im braunen Kasten: „Auf, zu den Waffen! Sind wir stumme Hunde, die sich treten lassen von jedermann? Deutsche sind wir. Auf mit mir! Wer da Ehre im Leibe hat, der helfe den Bauern!“

Noch viele Jahre später sah der Doktor in der Erinnerung, wie an den Häusern ringsumher so manches Fenster licht wurde, wie so manche dunkle Gestalt sich weit herausneigte, seinen Worten zu lauschen, und wie dann wieder so manches Lichtlein erlosch, manches Fenster sich mit leisem Klirren schloß. Aber noch viele Jahre hernach sah er auch die paar Gestalten, die dunkeln, die über den Marktplatz rannten und sich in Waffen unter die Freitreppe stellten.

Und wenn ihn später, in heimlicher Zwiesprache, oftmals die Erinnerung an seine Niederlage brannte wie eine untilgbare Schmach, dann kam's doch auch unversehens zu einem stillen Lächeln, wenn er an Pieperich dachte. Ganz zuletzt war der kleine Geselle über den Marktplatz gekommen und hatte schon von weitem eine Holzaxt geschwungen, daß das Eisen grausam blitzte im fahlen Mondlicht. Dann war er neben des Doktors Pferd getreten und hatte atemlos gesagt: „Wenn mich nur die Stiefel nicht so schrecklich drückten.“

Die Magd stand auf der Freitreppe hoch über dem Reiter und beugte sich über das Geländer herab. Der Doktor aber hob fast zaghaft die Augen zu ihr. Sie flüsterte etwas von seinen Kindern. Er verstand nicht, was sie wollte. Er sah

jetzt nur noch wie gebannt in ihre leuchtenden Augen und er sah zum andern Male, wie schön sie war.

Dann ging's hinunter die Bachgasse, hinaus zum Tore, das Tal entlang. Er raffte sich zusammen, er dachte an das Bild in seiner Stube, an das lächelnde Bild der Toten — da sah er die geliebte, schwache Frau, wie sie an jenem Abende zusammengesunken war, und hörte, wie sie flüsterte, du, vor der hab' ich Respekt. Mit allen Kräften seines Willens suchte er zu knebeln den Gedanken an jene Starke, die ihn soeben mit leuchtenden Augen gegrüßt hatte, die nun für ihn betete auf ihren Knieen. Es half ihm nichts, sie hatte es ihm angetan, sie leitete ihn fast fühlbar auf seiner Straße — indes die Tote zum Bilde verblaßte.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Du hast's gut, Doktor, das muß ich sagen. Du sitzest hoch zu Roß."

„Willst du aufsteigen, Pieperich? Sogleich bin ich herunten."

„Aber du weißt doch, daß ich noch nie auf einem Pferde gesessen bin."

„Nun also!"

„Aber es will mir nicht gefallen, daß du allein von uns allen reitest."

„Zum Henker, ich reite doch nicht zu meinem Pläsier."

Da mischte sich ein alter Bauer ins Gespräch: „Das wär' ein schlechter Hauptmann, der zu Fuß ging. Hoch muß er sein über den andern; dann kann er ihnen befehlen."

„Doktor, mich drücken meine Stiefel."

„Das müssen S' halt verbeißen, Herr Lehrer. Uns Bauern drückt auch oft der Schuh. Macht nix. Vorwärts! Linker, Rechter, Spitzbub, schlechter — so singen wir und beißen die Zähn aufeinander."

„Ikarus hat auch nichts dagegen vermocht, als das Wachs an seinen Flügeln schmolz, Doktor."

„Wenn ich dir nur helfen könnte, armer Kerl."

„Doktor, du wirst doch nicht gering von mir denken, wenn ich nun meine Stiefel ausziehe und nach meinen Blasen gucke?"

„Keineswegs."

„Will auch gleich wieder nachkommen, wenn ich in Ordnung bin."

„Übereile dich nicht, lieber Freund."

„Leb wohl, Doktor. Will mich hinten anschließen, wenn's möglich ist."

Der Bauer sah seitwärts zurück, wie der Kleine die Nächsten an sich vorbeiließ und sachte den Straßenrand gewann.

„Den haben wir gesehen für heut, Herr Doktor. Ist aber nit schad drum."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Länger und länger wurde der Zug der reisigen Bauern, die da mit ihren Waffen talabwärts trollten. Von rechts und links aus den Dörfern und von den Wäldern herab kam immer neue Mannschaft, floß in die Schar und flutete weiter mit ihr.

Noch blinkten die Sterne am Himmel, da gelangte man zwischen die niedern Hügel ans Ende des Tales. Dort gedachte der Doktor den Feind zu erwarten.

Und zwischen den Hügeln, die heute noch stehen, wie sie vor Tausenden von Jahren gestanden sind und stehen werden unausdenkbar lange nach unseren Tagen — dort erlebte der Stolz des Mannes die Niederlage, die er niemals verwand.

In schwachen, verschwommenen Umrissen sehen wir die Ereignisse jenes Spätsommermorgens in ihrer hundertjährigen Vergangenheit — so wie sie Stadtschreiber Martin im Tone alttestamentlicher Erzählung überliefert hat:

Auf den Hügeln saßen die Männer und warteten bis der Tag graute. Und vom flachen Lande herauf tönte das

Schießen, von den Türmen klangen die Glocken. Zwischen die Hügel aber kam keiner der Feinde. Da begannen die Männer untereinander zu murren, weil sie also sitzen mußten, wo sie doch zu kämpfen gedacht hatten. Und ihrer etliche gingen von Hügel zu Hügel.

Es war aber ein starker Mann unter ihnen, ein Schenkwirt aus den Walddörfern und gedienter Soldat. Der spottete, fragte, was für einen großen Feldherrn sich die Bauern gesetzt hätten. Und immer stärker ward das Gemurmel.

In der Morgendämmerung erhob sich draußen im Lande ein wildes Schießen. Da kamen ihrer etliche zum Doktor, baten ihn und sagten: „Führe uns nun hervor aus den Hügeln, hinunter gegen den Feind; denn uns gelüstet, den Brüdern zu helfen und Beute zu machen."

Er aber ward unwillig und sprach: „Ihr habt mich zum Führer gesetzt, daß ich mit euch die Grafschaft beschütze, nicht aber, daß ich euch Beute verschaffe. Hier wollen wir bleiben und warten, bis etwa der Feind kommt."

Während sie also miteinander sprachen, siehe da rannten fast alle Bauern von den Hügeln hinab auf die Straße, standen in dunklen Haufen und warteten. Mitten unter ihnen aber stand der Schenkwirt und schrie: „Hört ihr das Schießen? Und wir, sollen wir stehen bis uns die Wurzeln wachsen aus den Zehen ins Erdreich? Auf, ihr Bauern, folgt mir! Ich weiß Bescheid, ich habe zwanzig Jahre bei den Preußen gedient — ich will euch sagen, was nottut."

„Herr," sprachen die droben zum Doktor, „seht Ihr nicht, wie der Lange die Männer gegen Euch hetzt? Geht doch hinunter und zeigt ihm, wer Herr ist."

Da biß der Doktor die Zähne aufeinander und ging hinunter.

Der Schenkwirt, der gediente Soldat, rief ihm entgegen: „Platz, ihr Leute, der Feldherr kommt. Ich wette, nun führt er euch gegen den Feind."

„Nicht also," rief der Doktor. „Wir bleiben zwischen den Hügeln."

Zuerst schwiegen die Bauern. Dann aber begannen ihrer etliche dagegen zu sprechen, und zuletzt ward ein großes Geschrei. Stärker als die andern schrie der Schenkwirt und sprach: „Ihr Leute, der Feldherr hat Angst."

„So will ich doch sehen, wer Herr ist!" rief der Doktor und ging ein paar Schritte gegen den Schenkwirt vor.

„Wer's gelernt hat, wird Herr sein," schrie der ihm entgegen. „Und wo habt denn Ihr das Soldatenhandwerk gelernt?" Damit ging er die Straße talabwärts.

Indessen kam die Sonne herauf, und die Bauern teilten sich. Ihrer sehr viele rannten dem Schenkwirt nach, wenige blieben beim Doktor.

Und der Schenkwirt führte die Bauern hinaus ins flache Land.

Die Sonne stieg, und der Doktor wartete mit den Seinigen auf einem der Hügel. Da begab sich's, daß drei versprengte feindliche Reiter die Straße heraufkamen.

Die Bauern rannten vom Hügel, mit ihnen der Doktor. Und die Reiter wurden von ihren Pferden gerissen. Sie riefen und flehten um Mitleid. Unbarmherzig aber hieben die Bauern auf die Wehrlosen. Da warf sich der Doktor zwischen die Seinen und ihre Opfer, schrie und sprach: „Seid ihr Bestien oder seid ihr Menschen?" Und indem er ihnen also zu wehren versuchte, schlug ihn einer der Bauern unversehens über den Kopf, daß er wie leblos zu Boden stürzte.

Da lag nun der Mann, geschlagen von denen, die er zu führen gedacht hatte, abseits vom Wege, hinter Gebüsch.

Indessen kamen noch mehr feindliche Reiter gesprengt, und die Bauern flohen zwischen die Hügel. Berittene Bauern vom flachen Lande verfolgten die Franzosen. Man wurde handgemein, und die Bauern blieben im Vorteil. Also, daß

kein feindlicher Reiter und kein Fußsoldat in diesen Tagen seinen Weg nahm durch das Ländlein des Grafen.

Im Abendschein kamen etliche Bürger zurück in die Stadt. Es wartete aber die Magd des Doktors unter dem Tore. Und als sie hörte, daß ihr Herr am Wege liege, ward sie zornig, flehte und sprach: „Wollt ihr ihn halbtot liegen lassen, der alles für euch dahingegeben hat? Geht mit mir, ich will einen Wagen nehmen und will ihn heraufbringen." Sie aber zuckten die Achseln, fragten: „Was willst du? Er ist ja tot. Laß uns in Frieden, wir möchten schlafen." Da weinte sie und sprach: „Er ist nicht tot, ich weiß es gewiß."

Und nun konnte man sehen, was die Treue vermag. Als die Bürger dahin und dorthin gingen, lief die Magd hinauf ins Schloß zum Erbgrafen, bat und sprach: „Herr, Euer Freund liegt todwund am Wege. Wollt Ihr, daß ihn die Feinde erschlagen? Gebt mir zwei Knechte, daß ich ihn hole."

Da erschrak der Erbgraf und sprach: „Ich komme mit dir."

Und sie fuhren in derselbigen Stunde zu Tale, fanden den halbverschmachteten Mann und brachten ihn herauf in die Stadt.

Also rettete die Magd ihren Herrn.

*

Am nächsten Abende kam auch Konrektor Knorzius zurück aus den Wäldern. Er war von der Sonne verbrannt, hatte seltene Moose und Flechten in seiner Büchse und ging heitern Sinnes zurück in die Welt, die er so gründlich verachtete.

Zunächst aber begab er sich nicht in seine Behausung, sondern zur Wohnung des Kanzleidirektors.

Die Leute sahen ihm nach; denn er trug seinen Knotenstock über der Schulter, und am Eisenstachel hingen beschmutzte Fetzen herunter.

Im Zwielichte des scheidenden Tages stand er am Hause und spähte zu den Fenstern des Erdgeschosses hinauf. Und

das Glück war ihm hold: Frau Lotte stand hinter einer Gardine.

Konrektor Knorzius zog die Schirmmütze und machte einen Kratzfuß. Da öffnete sie das Fenster. „Womit kann ich dienen?" Sie sagte es ein wenig hochmütig — halt so vom Erdgeschoß auf die Straße hinunter.

Knorzius aber lächelte spöttisch, zwinkerte mit den Äuglein und begann feierlich: „Also daß er und seine ehelichen Leibeserben sich fortan schreiben sollen und daß ihnen geschrieben werden möge von jeglichen Standes Angehörigen für und für Blitz von —"

„Um des Himmels willen, Herr Konrektor, was meinen Sie denn?" Sie stand mit gefalteten Händen zwischen den weißen Gardinen, und es klang nun gar nicht mehr hochmütig, was sie sagte.

Konrektor Knorzius hatte den Knotenstock von der Schulter gehoben und reichte ihr die beschmutzten Fetzen des Adelsbriefes hinauf.

„Allmächtiger Gott, Herr Konrektor, wie sollen wir's Ihnen vergelten?" Lottchen löste die Blätter vom Stachel. „Aber hätten Sie's denn nicht doch etwas diskreter behandeln können?"

„Zwölf Kreuzer krieg' ich, Frau Direktorin. So viel hab' ich nämlich dem Bauern bezahlt, der's irgendwo im Straßengraben gefunden hat," sagte der schreckliche Knorzius und hielt die Schirmmütze unter den Sims. „Und so viel wird's Ihnen wohl wert sein?"

Hastig fuhr Frau Lotte in die Tasche, zog das Geldbeutelchen und warf ihm die zwölf Kreuzer in die Mütze. Dann aber beugte sie sich tief herab und raunte: „Nicht wahr, Herr Konrektor, ich darf Sie bitten, es bleibt unter uns?"

Der Konrektor verzog das Gesicht. „Aber um Vergebung,

wenn's unter uns bleibt, dann ist ja die ganze Adelung für die Katz'?"

„So hab' ich's ja doch nicht gemeint," sagte sie ärgerlich und schloß das Fenster. —

Knorzius begab sich nach Hause. Mit Wohlgefallen musterte er sein Stübchen. Unversehrt standen seine Bücher auf ihren Gestellen. Und während er seine Abendsuppe löffelte, erzählte ihm die Hausfrau von allem, was sich seither im Städtchen begeben hatte.

Konrektor Knorzius löffelte, wunderte sich und lachte endlich von Herzen über den Esel, den Doktor.

„Und jetzt wird er ihn halt fortjagen," schloß die Frau ihre Rede.

„Wer?" fragte der Konrektor.

„Seine hochgräfliche Exzellenz," antwortete die Frau.

„Darf ich fragen, wen wird er fortjagen?"

„Den Doktor doch."

Knorzius lachte still in sich hinein. „Seinen Leibarzt, der ihn kennt innen und außen? Er wird sich's überlegen, Frau Schirmer, wohl überlegen wird er sich's, der alte Herr."

9. Pflicht

Gelb und rot geflammt war der Wald an den Hängen des Schloßberges, und auf den Wiesen im Tale blühten die lilafarbenen Kelche des Herbstes.

Langsam genas der Doktor.

Er herbstelt, sagten die Leute, wenn sie sein Gesicht am Fenster sahen. Er wird schon wieder, ist ja noch jung, setzten sie eilig hinzu, als scheuten sie sich, ein böses Schicksal herauszufordern. —

Es war Abend. Das Licht eines wolkenlosen Nachmittages ward verschlungen von früher Dämmerung. Im Ofen knisterte ein Feuer, und am Fenster im Lehnstuhl, mit der Wolldecke über den Knieen, saß der Genesende.

Ein offenes Buch lag auf seinem Schoße. Er sah hinaus, über den Marktplatz hin zum Brunnen, auf dem der steinerne Graf sein Schwert schwang. Groß und klar aber standen vor seiner Seele die Worte Kants, die er soeben gelesen hatte:

‚Der Mensch von melancholischer Gemütsverfassung bekümmert sich wenig darum, was andere urteilen; er stützt sich desfalls bloß auf seine eigene Einsicht. Weil die Beweggründe in ihm die Natur der Grundsätze annehmen, so ist er nicht leicht auf andere Gedanken zu bringen ..... Er hat ein hohes Gefühl von der Würde der menschlichen Natur ..... Alle Ketten, von den vergoldeten an, die man bei Hofe trägt, bis zu dem schweren Eisen des Galeerensklaven, sind ihm abscheulich. Er ist ein strenger Richter seiner selbst und anderer, nicht selten seiner sowohl als der Welt überdrüssig.‘

Seine mageren Hände falteten sich über dem Buche, und seine Gedanken schweiften, wie so oft in diesen Tagen der Wiedergenesung, zurück zwischen die Hügel, wo ihm die Bauern entlaufen waren. Und je länger er darüber nach-

sann, um so tiefer wurmte ihn sein Unternehmen von damals, und er ward zum unerbittlichen Richter seiner selbst.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Erbgraf kam in das dämmerige Gemach und setzte sich zu seinem Freunde.

„Diese Komödie hätten wir nun auch glücklich überstanden," sagte er und nahm eine Prise.

„Welche Komödie?"

„Aber lebst du denn auf einer Insel, mein Lieber?"

„Zur Zeit — Gottlob — ja."

„Dann wisse: Gestern abend hat die gesamte Bürgerschaft Seiner hochgräflichen Exzellenz und hochdessen Frau Gemahlin, sodann im Abstand meiner Frau und mir einen solennen Fackelzug gebracht. Doktor Pieperich hat mit weithin schallender Stimme zweiunddreißig Strophen eines Huldigungskarmens von sich gegeben — an derselben Stelle im Hofe, wo ihn vor etlichen Wochen mein Vater nicht mehr kennen wollte. Und heute ward das große Versöhnungsmahl gefeiert. Mein Vater hatte zwar kein Kalb dazu geschlachtet, wohl aber etliche Rehböcke geschossen, und die verzehrten wir gemeinsam in sanfter Harmonie mit den verlorenen Honoratiorensöhnen und begossen uns reichlich mit Wein. Die Weltgeschichte kann weitergehen."

Der Doktor schwieg. Nach einiger Zeit sagte er nachdrücklich: „Und sie geht auch weiter, verlaß dich darauf."

Der Erbgraf zuckte die Achseln. „Zunächst wird unsere Jägergarde von Grund aus erneuert, soviel ist gewiß. Und deinen Bauern haben wir ja auch glücklich erwischt."

„Welchen Bauern?"

„Der Kanzleidirektor hat ihn ausgeschnüffelt, und nun kann er kriegen, was ihm gebührt."

„Aber ich will nicht, daß er es kriegt!" rief der Doktor. „Und ich hoffe, man nimmt Rücksicht auf mich."

Der Erbgraf schüttelte den Kopf: „Bist du sonderbar. Der Kerl ist's, der dich bei einem Haar zum toten Manne gemacht hätte."

„Tu, was du kannst, daß er loskommt!" rief der Arzt. „Hörst du? Was du nur kannst!" Und langsam setzte er hinzu, indes er die Hände flach auf das Buch legte: „Wie sollte ich Rache nehmen an meinem gerechten Geschick?"

„So meinst du das?" Der Erbgraf lehnte sich zurück und lächelte verlegen. „Verzeih, das ist mir zu hoch, da kann ich nicht mit. Aber ich will mich selbstverständlich verwenden."

Klara kam und trug die brennende Kerze auf blankem Leuchter zum Tisch.

Der Doktor sah seinen Freund mit dem weltfremden und doch überlegenen Lächeln an, das manche so haßten an ihm. „Die Schmach wird mich brennen, solange ich lebe. Und trotz der Schmach bin ich frei wie nie zuvor. Denn Zeit meines Lebens werde ich nicht mehr in Geschäfte hinübergreifen, über die ich nicht Herr bin."

Leise, wie sie gekommen, ging die Magd wieder hinaus.

„Eine scharmante Person," lenkte der Erbgraf ab. „Eine ganz außergewöhnliche Erscheinung von hervorragenden Qualitäten. Wie sie damals heraufkam ins Schloß, wie sie trotz tiefer Erregung alles mit Würde und sicherem Anstande vorzubringen wußte — es hat einen nachhaltigen Eindruck auf mich gemacht. Vor der hab' ich Respekt."

Der Arzt nickte: „Es gibt noch Freie im Knechtsgewande. Mehr, als wir ahnen. Man muß sie nur aufwecken."

„Aufwecken?" Der Graf zuckte die Achseln. „Ich dächte, wir hätten genug von dieser Aufweckerei."

Der Arzt ballte die mageren Hände. „Aufwecken! Alles, was frei und edel im Volke ist, aufwecken! Aber nicht jählings von heute auf morgen. Nein, langsam und klug. Und jeder wecke seinen Nächsten. Dann aber muß einer kommen, der

das Ganze weckt, hörst du? Das Ganze aufweckt zur Freiheit!"

Der Erbgraf schwieg.

Nach einer Weile fuhr der Doktor fort. „Es kommt auch einer; des bin ich gewiß."

Der Erbgraf seufzte: „Paule, du rasest. Die schwere Krankheit steckt dir noch in Gliedern und Gehirn. Wollen wir Gott danken, daß die Franzosen über den Rhein geworfen sind. Der Erzherzog belagert Kehl. Deutschland diesseits des Rheins ist frei. Nur Italien ist noch in den Händen jenes Generals — wie heißt er doch?"

„Bonaparte, wenn ich mich recht erinnere," half ihm der Arzt.

„Mag sein, Bonaparte, jawohl. Aber hörst du, daß ich's ja nicht vergesse: für die arme Magd sollte man denn doch beizeiten sorgen. Man müßte sie — halt, so könnte es gehen! Da gibt's ihrer genug armer Teufel, etwa einen Förster oder einen Lakaien, der sie mit einem Stück Geld auch unter solchen Umständen gerne nähme — so ein schönes Frauensmensch. Wart nur, ich will mich besinnen."

„Hör auf!" schrie der Arzt und saß mit verzerrtem Gesichte.

Verwundert sah ihn der Erbgraf an. Aber ganz beschäftigt mit seinem menschenfreundlichen Plane fuhr er fort. „Das wäre nicht das erstemal, solch eine kleine Reparatur. Was ein Kanzleidirektor getan hat, kann doch wahrhaftig auch ein Förster besorgen."

Der Arzt erhob sich schwerfällig: „Denk, was du willst — aber die beiden nimm du mir nicht zu gleicher Zeit in den Mund, diese Blitzin —"

„Halt, ich bitte, nunmehr Blitzin von Wolkenfels," unterbrach ihn der Erbgraf mit Lachen.

„Ich will ausreden!" Der Doktor trat hart vor den Freund. „Diese abgedankte Geliebte des — was ist der Kerl?"

„Gesandter am Hof zu Wien. Daher doch das Geld."

„Gut, also diese und die unschuldige Magd, nimm die beiden nicht mehr zugleich in den Mund. Und wisse, ich lasse die Magd niemals an einen ausliefern, der sie nur um eines Stück Geldes willen heiraten möchte."

„Ich bitte dich, Frey, du bist erregt. Aber ich weiß ja, die Krankheit, die Krankheit."

„Jawohl, Erbgraf, die Krankheit, die schwere, die allgemeine Krankheit ist schuld daran."

„Versteh mich recht, du bist erst in der Genesung, lieber Doktor. Ich wollte nur sagen, man muß die Dinge nehmen, wie sie sind."

„Jawohl, Erbgraf. Aber das haben wir nun wohl Hunderte von Jahren klaglos getan, und deshalb ist auch endlich bei uns in Deutschland alles vor die Hunde gegangen. Erbgraf, wir beide denken immer weiter auseinander. Nicht einmal wenn wir das Gleiche sagen, ist es das Gleiche."

Der Graf streckte ihm gutmütig die Hand entgegen. Zögernd nahm sie der andere.

„Das wird sich alles geben, wenn du erst wieder gesund bist."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Allgemach kehrten die Kräfte des Doktors zurück.

Die Knaben durften nun allabendlich in seiner Stube spielen. Aber sie mußten leise spielen, und so setzte sich die Magd zu ihnen auf die Dielen und half ihnen bauen.

Und wie konnte sie spielen und plaudern mit seinen Kindern!

Gegen ihn selbst war sie scheu und verschlossen. Sie sprach nur, wenn er sie fragte.

Dann aber kam der Tag, wo sie vor ihn trat und mit verhaltener Stimme sagte, sie könne nicht mehr lange bleiben — sie müsse fort mit ihrer Schande. Und sie sprach von einer Base, die ferne in einer Stadt wohnte. Etwas Geld habe

sie ja auch; an die zweihundert Gulden elterliches Erbteil. Vor Not sei sie geschützt.

Der Doktor hörte halb hin auf das, was sie vorbrachte. Dann wandte er sich ans Fenster und sah hinaus.

Nach einiger Zeit murrte er: „Das wird sich geben. Kommt Zeit, kommt Rat.“

Sie preßte die Hand aufs Herz und sagte: „Ich kann nicht bleiben. Nach Neujahr muß ich wandern.“

Als er nichts mehr sagte, ging sie bescheiden aus der Türe.

In der folgenden Nacht lag er schlaflos in seinem Bette. ‚Was mag nun werden? Sie hat ihre Ehre eingesetzt für meine Frau, und es ist ihr so erbärmlich ergangen. Und ich? Was wäre ich ohne sie? Ein toter Mann.‘

Er setzte sich auf. ‚Wie nun, wenn du auf einer einsamen Insel wärest, allein mit ihr und den Kindern?‘ Er ballte die Hände. ‚Was tätest du? Ei, das Natürliche!‘ Er atmete tief auf. ‚Und was ist denn — das Natürliche?‘ Tastend, gleichsam mit geschlossenen Augen dachte er sich an das heran, was doch schon hell und klar vor ihm stand, und ganz laut sagte er vor sich hin: ‚Leben um Leben!‘

Dann legte er sich zurück und entschlief. Und es träumte ihm, er läge mit offenen Augen, und am Spiegel drüben stände seine verstorbene Frau und kämmte ihr dichtes, blondes Haar. Angstvoll sah er hinüber und wartete, was sie wohl sagen werde. Lange Zeit stand sie mit dem Rücken gegen ihn; er aber wartete und wartete. Da endlich drehte sie sich um und kam heran. In der linken Hand hielt sie eine starke Flechte, und ihre Rechte schob den Kamm hindurch, daß es leise knisterte. Und wie damals, wo er vom Obersten der Chasseurs gekommen war, sprach sie — aber nicht mit verstörtem Gesicht sondern mit wundervoll friedlichem Lächeln: „Du, vor der hab' ich Respekt.“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Tage kamen und gingen, und in den Adern des Arztes strömte das Kraftgefühl der Genesung. Keines von beiden, nicht der Herr und nicht die Magd, hatten wieder vom Gehen gesprochen.

Desto mehr sprachen die Leute im Städtlein. Warum? Ja, wer hätte das sagen können?

Und so geschah es, daß die Blitzin der Baronin von Goldeneck einen Besuch machte, daß die Baronin von Goldeneck der Blitzin den Besuch erwiderte, und daß die Blitzin der Baronin, als der Cousine der seligen Doktorin, ganz im Vertrauen —. ‚Unmöglich, meine Liebste!' ‚Unmöglich? Was ist da unmöglich?' ‚Grundlose Vermutungen.' — ‚Beweisen kann ich's freilich nicht; aber wir werden ja sehen. Solch ein schrecklicher Ideologe!'

Die Baronin lebte während des Sommers gewöhnlich auf einem kleinen Gute, und des Winters bewohnte sie ein schönes Haus im Städtchen. Sie war verwitwet, kinderlos und stand in den Fünfzigern. Deshalb konnte sie ohne Gefahr mit dem Doktor ein offenes Wort reden. Sie mußte es tun, es war ihre heilige Pflicht.

Und so saß sie eines Nachmittags im Zimmer zur ebenen Erde, linkerhand vom Eingang, auf dem achtbeinigen Sofa, und roch stark nach Moschus.

„Sagen Sie mir, verehrter Cousin, nur ein einziges beruhigendes Wörtlein."

„Und was belieben Sie zu hören, gnädigste Cousine?"

Ihre kleinen, grauen Augen bewegten sich hastig hin und her, sie vermied es, in sein ruhiges Gesicht zu blicken. Es war doch nicht leicht, so etwas schlankweg zu fragen. Sie spielte mit ihrem Spitzentüchlein, sie hob es an die Wangen und betupfte sich, sie ballte es zusammen auf ihrem raschelnden Kleide. „Nur das eine Wort, liebster, bester Cousin, es ist nicht wahr, die Leute sind verrückt, ich heirate nie und nimmer unter meinem Stande."

„Mit Vergnügen, Cousine.“ Er machte ein spöttisches Gesicht. „Ich bin überzeugt, daß Sie niemals unter ihrem Stande heiraten werden.“

„Sie, Sie, nicht ich.“ Sie hob die gefalteten Hände: „O, scherzen Sie nicht in dieser ernsten Sache!“

Er machte ein finsteres, abweisendes Gesicht.

Sie aber hielt ihm beide Hände hin: „Nun also, Herr Cousin, ich darf hinausgehen und den Leuten sagen, redet nur nicht so töricht, er denkt nicht daran.“

Der Doktor rührte sich nicht.

Sie saß mit offenem Munde. Nach einer Weile fragte sie: „Also doch —?“

„Und wenn, gnädigste Baronin?“

„Wenn?“ Sie ballte das Taschentüchlein. „Wenn — dann sage ich, es ist unglaublich, einfach unglaublich. O, meine arme, arme selige Cousine!“

„Lassen Sie die Entschlafene ruhen. Sie ist jenseits der Torheiten, mit denen die Menschen sich ihre Lebenswege verbauen.“ Der Arzt erhob sich und trat ans Fenster.

„Und Ihre bejammernswerten Kinder?“ Die Baronin rang die Hände.

„Ich wüßte keine bessere Erzieherin für meine Knaben. Aber im Vertrauen, Baronin, ich weiß nicht — ob sie mich mag.“

Sie sprang auf: „Also wäre es noch gar nicht so weit?“

„Wie weit?“ fragte er drohend und wandte sich vom Fenster.

Sie wurde glührot. „Die Leute,“ murmelte sie. Dann stöhnte sie: „Man hörte ja auch so mancherlei, was mit dem Franzoseneinfall zusammenhängt.“

„Sehr richtig, Baronin, was aufs engste damit zusammenhängt. Und ich möchte niemand raten, sie nur mit einem Wörtchen an das zu erinnern, was ihre stolze Seele schmerzen muß.“

Die Baronin hatte die Hände gefaltet und den Kopf gesenkt. Mit veränderter Stimme begann sie: „Herr Cousin, ich bitte Sie, denken Sie nur einen Augenblick an unsere ästhetischen Abende. Dort saß ich neben Ihrer Seligen, wie glücklich waren wir, als Sie uns einführten in die Tiefen der Dichtung aller Zeiten. Das ist nun freilich vorüber. Ich aber soll in Zukunft nicht einmal mehr Ihr Haus betreten können."

„Mein Haus wird Ihnen immer offen stehen, Cousine."

„Und das alles um einer Magd willen!" rief sie leidenschaftlich. Dann aber änderte sie abermals den Ton. „Sie degradieren sich selbst. Sie degradieren Ihre Söhne, Ihre Familie."

Er ballte die Hand. Sie aber bemerkte es nicht und fuhr flüsternd fort: „Dazu heißt es eben, die Magd befinde sich —"

Grollend, aus tiefer Brust kam seine Antwort: „Ganz recht, Baronin — sie befindet sich. Sie befindet sich in den Umständen, die unter Umständen sogar in einer Mätresse ohne weitere Umstände das Gefühl der Schutzbedürftigkeit erwecken können. Solche Umstände sind vielleicht auch Ihrer Freundin bekannt und geläufig."

„Meiner Freundin — welcher Freundin?"

„Ihrer Freundin, die hinter dem allen steht. Und so bitte ich, halten Sie einen Augenblick den Begriff der Schutzbedürftigkeit fest — dann haben Sie den einzigen Punkt, an dem sich das Schicksal der unschuldigen Magd berührt mit dem Schicksal einer andern, die gesellschaftlich so weit von ihr entfernt steht, daß ich die beiden niemals ohne Not beisammen zu sehen wünsche. Grüßen Sie Ihre Freundin von mir."

Sie hatte ihre Fassung wieder gewonnen. „Es gäbe vielleicht doch einen andern Ausweg," sagte sie kühl und reichte ihm die Fingerspitzen. „Voilà tout, ich habe meine Pflicht getan."

„Ein erhebendes Bewußtsein, gnädigste Cousine, ein Bewußtsein, zu dem auch ich mich in meinem Falle um jeden Preis durchringen möchte."

An der Türe blieb sie stehen: „Unserer Freundschaft soll's dennoch keinen Eintrag tun, Cousin."

„Sehr gütig," sagte der Arzt.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Am gleichen Abende sprach er mit seiner Magd.

Sie hatte die Kinder zu Bett gebracht, kam noch einmal in die Stube und legte das offene Haushaltbüchlein neben ihn auf den Schreibtisch.

Er sah flüchtig auf die sauber geschriebenen Zahlenreihen und gab es ihr zurück. „Was für eine schöne Handschrift. Ich kenne wenige Frauenzimmer, die so rein und fehlerlos schreiben wie du."

„Aber Sie haben's ja wieder gar nicht gelesen?"

„Warum auch? Das ist doch alles in den besten Händen." Er stand auf und ging etliche Male hin und her.

Sie warf einen scheuen Blick auf ihn und wich zur Türe. „Haben Sie noch etwas zu besprechen?"

Er vertrat ihr den Weg und lehnte sich an die Türe. Seine Stimme bebte, als er ihr antwortete: „Jawohl, wir haben noch etwas zu besprechen."

Sie hob die Augen zu ihm empor. Da traf sie sein leuchtender Blick, und sie wurde rot bis unter die Haare. Mit gesenkten Augen stand sie vor ihm und preßte das Büchlein an ihre Brust.

„Klara, ich hab's nun vollends zu Ende gedacht."

Er hielt inne, die Wanduhr tickte laut. Auf dem Schreibtisch, hinter der Magd, brannte die kleine Flamme der Kerze. Ihr Antlitz war im Schatten; das des Doktors war schwach beleuchtet.

Sie hob die Augen und sagte ängstlich: „O nicht, Herr!"

„Ich möchte dich zum Weibe."

Sie erbebte und sprach ganz leise: „Aus Mitleid, Herr."

Da streckte er ihr die Hände entgegen.

Aber sie wich vor ihm zurück und wiederholte: „O nicht, Herr, o nicht!"

Er blieb stehen und ließ die Hände sinken: „Weil ich dich liebe."

Sie schüttelte traurig den Kopf. Ein Schluchzen brach ihre Stimme, als sie sagte: „Haben Sie Mitleid mit mir!"

Die Wanduhr tickte überlaut.

„Aber Klara, ich verstehe dich nicht."

„Herr Doktor —"

„Ich sehe, du hast mich nicht lieb."

Da hob sie das Haupt, blickte ihn voll an, strich über ihren schwarzen Scheitel und atmete tief auf.

Er hatte ihren Blick verstanden und breitete seine Arme aus. „Ist's nicht, als wären wir beide allein auf einer glücklichen Insel?"

Da wich sie zurück bis an den Schreibtisch und sagte ängstlich: „Nein, Herr, Sie irren, das sind wir nicht."

„Klara!"

„O lieber Herr, morgen, ich bitte Sie, morgen!"

„Wie du willst. Morgen abend, wenn alles wieder so still ist, wie jetzt."

Er war ehrerbietig zur Seite getreten und gab ihr den Weg frei.

„Morgen abend," wiederholte er.

„Morgen abend," murmelte sie und griff nach der Klinke.

„Ich reite morgen zum ersten Male wieder über Land und komme abends zurück."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war am andern Vormittag.

Draußen fiel in dichten Flocken leis und weich der erste

Schnee. Im grauschimmernden Lichte dehnte sich der Marktplatz. Mühsam stapften etwelche Leute dahin und dorthin.

Behaglich warm war es in der großen Wohnstube. Klara saß auf der Bank neben dem Ofen. Der kleine Gerhard spielte zu ihren Füßen mit seinen Bausteinen und sang halblaut, wie Kinder tun, vor sich hin.

Sie hatte die Hände im Schoße gefaltet und blickte ins Leere. Unter ihren Augen waren dunkle Schatten. Sie hatte wenig geschlafen in dieser Nacht.

Sie glitt von der Bank, schlang den Arm um das Kind und drückte es an ihre Brust: „Gerhard, o das wär' aber schön." Das Knäblein wollte spielen; es zappelte in ihrem Arme, hielt einen Baustein in der Faust weit ab von sich und strebte zu seinem Turme.

Sie gab ihn frei.

Dann ging sie zum Fenster, auf den Holztritt, und blickte zwischen den Blättern des Wachsblumenstockes hinaus auf den Marktplatz — wie damals. Und es war ihr auf einmal, als sagte die Frau hinter ihr mit leiser Stimme: „Mir ist so angst, unsagbar angst."

Sie wandte unwillkürlich den Kopf zurück. Am Ofen spielte das Kind.

Sie ging herab vom Antritt, nahm den großen Schlüsselbund vom Haken, verließ die Stube und begann eine Wanderung durchs ganze Haus. Sie stieg empor auf den Speicher, sie ging in die Giebelstuben des dritten Gadens, sie betrat das Schlafzimmer, wo noch das verlassene Bett neben dem Lager des Herrn stand. Sie suchte einen kleinen Schlüssel am Bunde, öffnete den Wäscheschrank, strich mit zitternden Fingern über die blühweiße Pracht und sog den süßen Duft getrockneter Kräuter in tiefen Zügen ein. Dann hob sie eine flache, runde Pappschachtel heraus und legte sie vorsichtig auf das Bett der seligen Frau, hob den Deckel ab und

besah sich den dürren Myrtenkranz. Tränen tropften über ihre Wangen herab.

Da schreckte sie zusammen. Hatte das Kind ihren Namen gerufen?

Sie rannte über den Flur, die Stiege hinunter ins Wohngemach. Singend stand das Knäblein und baute an dem Turme, der ihm bis an die Brust reichte.

Wieder kniete sie neben das Kind und streichelte seine Locken. Aber das Kind war ungnädig, schüttelte sich und sagte: „Geh weg, sonst fällt er ein!“

Sie ging zurück in das Schlafzimmer, schloß die Schachtel und legte sie sorgsam zurück in den Schrank.

So kam sie von Gemach zu Gemach, so öffnete sie alle Kästen in dem alten Hause und sah noch einmal den ganzen Hausrat an, den drei Geschlechter zusammengebracht hatten.

Zuletzt ging sie in die Stube des Herrn, strich liebkosend über die Rücken der Bücher auf dem großen Gestelle, setzte sich an den Schreibtisch, legte die gefalteten Hände auf die Platte und sah hinauf zu den beiden Bildern an der Wand.

Es war noch Wärme in dem großen Kachelofen, und es roch nach Tabaksrauch. Das Schneien hatte aufgehört; kaltes Winterlicht kam zu den drei Fenstern herein.

Klara saß im gepolsterten Stuhle des Herrn; sie war umschlossen von den festgefügten Mauern eines angesehenen Hauses — sie saß lind und warm. In dieser Stube, dort an der Türe, hatte er's ihr gesagt, er selbst, der Herr des Hauses, sie solle sitzen lind und warm Zeit ihres Lebens.

Es war traumhaft stille. Nur zuweilen tappten draußen dumpfe Schritte durch den Schnee.

Noch einmal blickte sie hinauf zu dem gütigen Antlitze des geliebten Herrn. Es war ein langer, heißer Blick, bis ihr die Augen übergingen. Dann streifte sie über das lächelnde Gesicht der seligen Frau, zog die Schublade auf,

wo der Doktor sein Briefpapier verwahrte, nahm die Feder, prüfte den Spalt auf dem Daumennagel und begann zu schreiben, indes die Linke von Zeit zu Zeit die rinnenden Tropfen von den Wangen wischte.

Sie schrieb, und die Feder knirschte und kreischte, und sie gedachte des Wortes, das er gestern gesprochen: „Was für eine schöne Handschrift. Ich kenne wenige Frauenzimmer —."

Nein, heute schrieb sie schlecht, ganz schlecht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Brief war fertig. Sie faltete ihn kunstgerecht. Dann ging sie in die Küche und entzündete am Herde den Wachsstock, kam zurück und siegelte den Brief mit dem Petschaft des Herrn.

Scharf ausgedrückt leuchtete ihr das Bild des Wappens im roten Siegellack entgegen. Es war der Pelikan, der seine Brust aufreißt und mit dem eigenen Blute die Jungen labt.

Ein uraltes Sinnbild. Uralt und abgegriffen wie eine landläufige Münze.

Nicht so. In leuchtender, in ewig junger Schönheit hütete der edle Vogel den Inhalt dieses Briefes. —

Fernes Poltern und klägliches Kindergeschrei schreckte sie empor. Wehklagend lief ihr Klein-Gerhard Frey auf der Stiege entgegen: Der Turm, den er zu bauen unternommen, war in sich zusammengestürzt.

Die Glocke ging, und der größere Knabe kam aus der Schule. Sie nahm ihm die Mütze ab und half ihm den Schnee von den Absätzen klopfen.

Dann deckte sie den Tisch, trug die Suppe auf, band den Kindern die Schürzen um und sprach das Gebet.

Nach dem Essen kleidete sie die Knaben sonntagsmäßig und brachte sie hinunter in die Bachgasse zur Baronin, bat sie und sprach: „Ich muß über Land. Darf ich Ihnen die Kinder geben?"

„Über Land?“ Die Baronin machte ein verwundertes Gesicht.

„Weit fort; denn es muß sein,“ sagte die Magd.

Die Augen der Baronin wurden groß. Das Herz wollte ihr stille stehen vor Freude. Dann aber schlug's ihr bis an den Hals herauf. Und sie verhielt sich regungslos, während die Magd niederkniete und die Knaben herzte und küßte.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

In den nächsten Tagen erfuhr das ganze Städtchen, wie tatkräftig und umsichtig die Magd gehandelt, wie sie ihre Truhe gepackt und zum Fuhrmann gefahren, einen Schlitten bestellt und den Fahrpreis im voraus erlegt hatte bis zur nächsten größeren Stadt. Und Frau Lotte von Blitz erzählte nicht ohne Rührung jedem, der es hören wollte: „Sie ist auch bei meinem Männchen gewesen und hat ihn um ein obrigkeitliches Zeugnis gebeten. Und er hat's ihr gerne gegeben; denn sie kann ja gewiß nichts dafür — man versteht mich ja wohl.“

Der Brief aber, den der Doktor am Abend in seinem verödeten Hause gefunden hatte, schloß also:

„Deswegen, liebster Herr, kann ich nicht für das Natürliche halten, was Ihnen als natürlich erscheint. Sie sind gewohnt, in die Ferne zu sehen, und Sie übersehen die spitzigen Steine im Wege. Sie haben's doch nicht ganz zu Ende gedacht. Ich aber hab's getan und will meine Schmach auch in Zukunft allein tragen. Heute fühle ich mich noch stark. Morgen könnte ich wieder schwach sein. Deshalb gehe ich heute noch. Sorgen Sie sich nicht um mich; forschen Sie nicht nach mir. Ich komme durch. In Gottes Namen. Es ist die Pflicht Ihrer gehorsamen Magd Klara Groß.“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Eine ganz außerordentliche Person,“ sagte die Gräfin. „Eine ganz außerordentliche Person,“ sagten die Frauen im

Städtlein. Dann aber begannen sie sich liebevoll mit der Zukunft des Witwers zu beschäftigen.

Tage wurden hell, und Tage versanken in Finsternis. Und wie dürres Laub legten sich die vielen, vielen Tage auf diese Geschichten.

Lange noch herbstelte der Doktor.

Zweites Buch

Ein deutscher Bub

1. Dämmerlicht

Wie vor Zeiten ragte am Ende des Doktorgartens der alte Turm. Aber festverschlossen war seine Türe, seit Jahren hatte keines Menschen Fuß die hölzerne Stiege betreten, und eine schier undurchdringliche Wildnis trennte das graue Gemäuer von den Beeten des Gartens.

Es war ein heißer, stiller Sommernachmittag. Da unternahm Klein-Gerhard Frey einen Streifzug durch das Gesträuche.

Über ihm, vor, neben ihm hingen die dunkelroten Johannisbeeren herab. Die Rechte zupfte die saftigen Träublein und führte sie an den Ort ihrer Bestimmung, die Linke griff schon wieder begehrlich in den Überfluß. So bedienten die Hände gleich zwei gehorsamen Sklaven den unersättlichen Mund, während die Beine weiter stapften unter Blättern und Früchten, durch Schatten und zitternde Lichter. Es war wie im Schlaraffenland.

Endlich stand er vor der Turmtüre und entdeckte die große Steinplatte rechts an der Mauer: über tiefgemeißelten Schriftzeichen das Brustbild eines Mannes mit starren, weitgeöffneten Augen und einem Kelch in der Hand über dem Herzen. Leise bewegten sich die Schatten der Blätter auf dem moosgrünen Steine. Da gelüstete es Klein-Gerhard, seine junge Lesekunst an den alten Buchstaben zu erproben.

Zuerst wollte es gar nicht gelingen. Aber jetzt, jawohl, da waren etliche Wörter, die konnte man lesen. Und er buchstabierte: E–J–N J–U–E–N–G–E–R J–E–S–U Ch–R–J–St–J.

Mit offenem Munde stand der Knabe. Er wiederholte: „Ein Jünger Jesu Christi.“ Dann wandte er sich und stapfte zurück in die Wildnis. Die roten Träublein hingen ihm wie

vorher in den Mund, er aber achtete ihrer nicht. Er hielt die Fäuste vor die Augen und schob sich durch die rauschenden Zweige ins Freie hinaus, rannte die Gartenwege entlang, kam atemlos ins Haus, in die Küche und zerrte die Mutter auf den Gang: „Komm, komm!"

Und sie konnte nicht erfahren, was ihn so tief bewegte. Willig folgte sie ihm hinaus in den Garten und arbeitete sich durch die Stauden zum Turme.

Hastig fuhr sein Finger die Schrift entlang, dann richteten sich seine Augen fragend auf sie: „Ein Jünger Jesu! Weißt du denn das auch, Mama?"

Sie stand neben dem Kinde und legte die Hand auf sein Haupt.

„Welcher Jünger des Herrn Jesu liegt hier begraben? Sag doch, Mama!"

Da setzte sie sich auf die moosgrüne Steintreppe und zog den Knaben neben sich, schlang den Arm um ihn und fühlte, wie sein Herz pochte in froher Erwartung.

„O du, das muß ich allen, allen Leuten erzählen," brach nun der Knabe jauchzend los.

Noch einen Augenblick rang sie mit sich. Sollte sie sagen, irgend ein Jünger des Herrn, oder sollte sie sagen, was ihn aufs schmerzlichste enttäuschen mußte? Aber es lag ja nicht einmal in ihrem Belieben. Sie durfte ihn doch nicht dem Spotte der andern preisgeben. Also die Wahrheit!

„Höre mich, Gerhard. Wie viele Jünger hat der Herr gehabt?"

„O zwölf. Einer aber hat ihn verraten." Er wandte sich zum Steine und warf einen Blick auf den Mann mit dem Kelche. Dann sagte er ganz bestimmt: „Der Judas ist es nicht."

Sie lächelte. „Nein, der gewiß nicht. Aber sag, hat Jesus nicht noch mehr Jünger gehabt?"

„O ja, die Siebzig."

„Hat Jesus nicht später auch noch Jünger gehabt?"

Über das kluge Gesicht zog ein Schatten. „O ja, wir alle ollen Jünger Jesu sein. Ist's also kein richtiger Jünger, der da?"

Sie erhob sich und trat mit ihm vor den Stein, und ihre scharfen Augen fanden den Namen. Balthasar Glaubrecht Frey, Pfarrer allhier, starb 1612, dem Gott gnädig sei. Sie las es laut und fuhr mit dem Zeigefinger die Buchstaben entlang.

„Wie kommt denn der Stein in den Garten, Mama? Der gehört doch auf den Friedhof hinaus."

„Ich denke, der Großvater hat ihn herein bringen lassen, als man den Gottesacker hinter der Kirche aufließ und anfing, die Toten vor der Stadt zu begraben."

Er hob das Antlitz zu ihr auf, und die blauen Augen schimmerten feucht. Er seufzte: „Das wär' aber doch so schön gewesen."

Sie streichelte seine Locken: „Hast du ein Märlein hören wollen?"

Er schüttelte heftig den Kopf.

„Nun aber, Gerhard, weiß ich noch einen Gang für dich. Lauf geschwind zur Flick-Liese und sag ihr, sie soll übermorgen kommen."

*

Er hatte sein Geschäft besorgt und ging nach Hause zurück.

Der Marktplatz lag schon halb im Schatten — der Marktplatz, auf dem einst die blaue Flamme des höchsten Wesens züngelnd gebrannt hatte.

Am Grafenbrunnen lehnte ein großer Knabe. Der hatte die Fäuste in den Hosentaschen und sah gleichgültig vor sich hin. Gerhard mußte am Brunnen vorbei. Er war schon etliche Schritte vorüber, da lief ihm der Große nach, packte ihn von hinten an den Schultern und stieß ihm das Knie

ans Gesäß. Erschrocken suchte der Knabe loszukommen, aber der andere hielt fest und schüttelte ihn. Ein alter Mann kam mit seiner Wasserbutte zum Brunnen. Der rief zornige Worte herüber. Der Kleine begann zu schreien und zu laufen, aber der Große hielt ihn fest, lief hinter ihm drein und schüttelte ihn heftig. Zuletzt gab er ihm noch einen Stoß mit dem Knie, daß er vor die Freitreppe rollte, kehrte um, steckte die Fäuste in die Hosentaschen und ging befriedigt zum Brunnen zurück.

„Schämst du dich nit, du Lausbub, was hat dir denn das Büble getan?“ schalt ihn der alte Mann und nahm seine Wasserbutte auf den Rücken.

Als Klein-Gerhard weinend in den Hausflur rannte, kam sein Vater aus der Stube.

„Aber wie siehst du denn aus?“

Schluchzend, kaum verständlich, berichtete er sein Unglück.

„Und warum hat er dich so mißhandelt?“

„Ich — ich weiß es wirklich nicht.“

„Hast du ihm auch gewiß nichts getan?“

Der Knabe stand nun ganz still vor dem Vater und sah ihm fest ins Gesicht: „Ganz gewiß nicht.“

Da zuckte der Doktor die Achseln und entschied ernsthaft: „So kannst du dir's auch nicht gefallen lassen. Denn was habe ich dir immer gesagt?“

„Nie zu raufen anfangen.“

„Aber —?“

„Sich nie 'was gefallen lassen.“

„Nun also?“

Bekümmert sah der Kleine vor sich hin. „Er ist aber viel stärker als ich.“

„Trotzdem. Ich glaube, du könntest heute nacht gar nicht schlafen. Solch eine Schmach!“

Klein-Gerhard ballte die Hände. Der Doktor aber ging in seine Stube und kramte in einer Ecke.

„Komm!"

Er hielt ein spanisches Rohr in der Hand. „Schau hin, dort steht er noch am Brunnen."

Der Knabe trat ans Fenster.

„Und jetzt nimm diesen Stock."

„Ich will mich hinten herum schleichen." Gerhard hielt den Stock in der zitternden Rechten.

„Nein, du mußt gradaus losgehen auf ihn, mein Sohn. Und wenn er nicht so viel stärker wäre als du, müßtest du mit den bloßen Fäusten auf ihn losgehen. Verstanden? Aber nun vorwärts! Ich stehe am Fenster und sehe dir zu."

„Wie viele Hiebe muß ich ihm geben?"

„Einen Hieb über die Schulter."

Da ging der Knabe. —

Der alte Mann kehrte mit der leeren Butte zurück, ging nahe an dem Buben vorbei, der noch immer am Brunnen lehnte, und stellte die Butte unter den glitzernden Strahl.

Da blickte der Bube auf und sah Gerhard mit seinem Stocke herankommen. „Was willst denn du?" rief er verächtlich. Dann wartete er, bis der Kleine ganz nahe war, hob den Fuß und stieß ihn ans Schienbein.

Gerhard taumelte zurück und sank ins Knie. Aber sogleich stand er wieder auf, schwang seinen Stock, sprang vor und hieb den Gegner übers Gesicht.

Mit einem Wutschrei warf sich der Bube auf ihn, und beide rollten über das Pflaster. Doch jetzt rannte der alte Mann auf klappernden Holzschuhen herzu, packte den Großen und riß ihn von seinem Opfer. „Genug ist's. Wenn du noch muckst, dann kannst was erleben. Und du, Büble, recht hast gehabt, und nimm jetzt deinen Stock und geh heim."

Der Kleine strich die Haare aus dem Gesicht, raffte seinen Stock vom Boden und lief dem Vaterhause zu.

In seiner Stube stand der Doktor, nahm ihm den Stock ab und sagte: „Brav, mein Sohn."

„Ich — ich habe ihn nicht übers Gesicht schlagen wollen, Papa," entschuldigte sich Gerhard.

„Du hast auf die Schulter gezielt?"

„Gewiß." Der Kleine atmete heftig.

„Du hättest wirklich nicht schlafen können nach dieser Schmach."

„Ich hätte nicht schlafen können," bestätigte der Knabe mit großem Ernste.

„Und nun laß dir deine Abendmilch schmecken."

„O, ich hab' doch so viele Johannisbeeren gegessen!"

„Das ist freilich fatal."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Als er aus der Stube trat, fühlte er sich rückwärts von zwei Armen umfangen, und eine zärtliche Stimme sprach: „Brav, Brüderle, brav!"

Der Kleine zappelte heftig. „No, laß mich halt los, du!"

Da gab ihn der Große frei. „Du bist mein tapferes Brüderle."

Hochbefriedigt fragte der Kleine: „Hast du's auch gesehen?"

„Freilich hab' ich's gesehen. Du wirst einmal ein braver Deutscher."

„Meinst du?"

„Ich will dir auch 'was schenken. Da —!"

Der Knabe jauchzte auf: „Das Messer, Karl — das schöne Messer —?"

„Nu freilich, weil du so tapfer gewesen bist."

„Das Messer mit dem Hirschhorngriff." Der Kleine lächelte selig vor sich hin und hob die Klinge. „O du — aber dann hast ja du kein Messer? Magst du's denn nimmer?"

„Ich muß dir doch etwas schenken, was mir selber lieb ist; sonst habe ich meinen Lohn dahin," belehrte der Große den Kleinen."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war Nacht, und die beiden Knaben lagen in ihrer Kammer, deren Fenster in den Hof hinaus ging. Der Mond stand am klaren Himmel und warf den Schatten des Weinlaubes auf den weißen Fußboden. Das eine der Betten stand rechts, das andere links vom Fenster.

Da kam die Mutter die Treppe empor und trat in die Stube. Sie trug das Kerzenlicht und schützte die Flamme mit der andern Hand. Aber als sie in der Kammer war, löschte sie das Licht aus und stellte den Leuchter auf den Sims.

Dann setzte sie sich auf den Stuhl ans Fenster, faltete die Hände und sagte: „Wir wollen beten, Kinder."

Die Knaben knieten in ihren Betten, und der Ältere begann: „Lieber Herr Gott himmlischer Vater, wir danken dir durch Jesum Christum, unsern Herrn, daß du uns behütet hast alle die Zeit und diesen Tag und bitten dich, behüte unsere Eltern und uns Brüder auch heut in dieser Nacht an Leib und Seele, vergib uns alle unsere Sünden und wo wir unrecht getan haben und gib uns endlich dein ewiges, seliges Leben. Amen."

Dann fiel der Kleine mit seinem zarten Stimmchen ein und sprach: „Lieber Gott, mach mich fromm, daß ich zu dir in Himmel komm. Amen."

Wieder begann der Ältere langsam und feierlich: „Herr Gott, himmlischer Vater, behüte und segne du unser deutsches Volk und liebes Vaterland, und laß den Bruder und mich stark werden und tapfer, daß wir einst auch kämpfen können fürs Vaterland, wenn's not tut."

„Amen," sagte die helle Stimme des Kleinen. Die Mutter aber stand auf und begann: „Vater unser, der du bist im

Himmel —." Sie betonte jedes Wort, wie sich's gehörte, und die Stimmen der Kinder schlangen sich um ihre Stimme wie Blumenranken um einen Stab.

Sie trat an das Bett des Größeren, der nun auf dem Rücken lag und sie aus seinen dunklen Augen anblickte. Sie beugte sich nieder und küßte ihn auf die Stirne: „Gute Nacht, Karl — und nicht mehr lange plaudern, gelt?"

„Er hat mich um eine Geschichte gebeten."

„Ihr sollt schlafen."

„Er ist aber doch heute so tapfer gewesen."

„Meinetwegen. Aber nur bis der Nachtwächter tutet."

Sie trat an das Bett des Kleinen. „Du hast doch keinen Groll auf Schusters-Jörg?"

Er lächelte ihr lieb und klar entgegen und schüttelte den Kopf: „Ich hab ihn ja so verprügelt, Mama."

„Auch wenn du ihn nicht so verprügelt hättest, Gerhard?"

„Ich weiß nicht," meinte er nach kurzem Besinnen.

Sie unterließ weitere Gewissenserforschung, beugte sich herab und küßte seine Stirne. Dann ging sie.

„O Karl, fang an, sonst tutet's."

„Was soll ich denn erzählen?"

„Vom Kaiser Barbarossa!"

Da begann der große Knabe. Der Kleine aber lag regungslos. Er hatte die Augen geschlossen und die Händchen auf der Brust gefaltet. Es war ihm, als hörte er die tiefen Atemzüge des schlafenden Kaisers und das Flügelrauschen der krächzenden Raben.

„Und wann wird er aufwachen?" fragte er endlich.

„Er wird bald aufwachen, sagt unser Vater."

„Wann denn, wann denn?"

„Vater sagt, wenn genug Männer sein werden in Deutschland."

„Sind denn jetzt noch nicht genug Männer?"

„Nicht genug Männer, wie sie der Kaiser braucht."

„Was für Männer?"

„Tapfere Männer."

„O, ich will immer tapfer sein!" beteuerte der Kleine und preßte die Finger ineinander.

„Und wahrhaftige Männer, sagt der Vater."

„O, ich hasse die Lüge," rief der Kleine.

„Und drittens, sagt der Vater —"

In diesem Augenblick tutete der Nachtwächter vorn auf dem Marktplatz vor Doktors Haus.

„Drittens —?" drängte der Kleine.

„Schluß!" entschied der Große, drehte sich geräuschvoll an die Wand und sagte kein Wort mehr.

Das war die Luft, in der die Söhne des Doktors atmeten, das war die Erde, auf der sie standen, und das war der Himmel, zu dem sie emporschauten.

2. Evangelium Matthäi 5, 23 und 24

Samstag vor Palmarum. Die braungoldenen Knospen der Kastanien hatten ihre Hüllen gesprengt und streckten grüne, flaumige Spitzen der Sonne entgegen.

Samstag vor Palmarum. Die grünen Wiesen waren gelb gesprenkelt. Nußbaum und Linde, Ahorn und Buche trauerten noch mit kahlen Zweigen; scheinbar — denn auch in ihren schwellenden Spitzen wirkte die Kraft der steigenden Sonne. Violett leuchteten die frisch aufgerissenen Felder, eintönig klangen die Rufe der Pflüger und hallten wider von den Felswänden der benachbarten Höhen. Und am Saume der Wälder, zwischen dem toten Laube von gestern, schimmerten die weißen Sterne der Anemonen. Amseln lockten in der Tiefe, und da und dort, am Feldrain und auf gelbgesprenkelten Wiesen, hockten Kinder und pflückten Blumen.

Samstag vor dem Feste der Konfirmation. Auf dem Marktplatze murmelte wie ehedem der Röhrenbrunnen, und auf dem moosgrünen Sockel stand noch immer der dicke Graf und reckte sein vergoldetes Schwert zum Himmel empor. Sein bartloses Antlitz war seitwärts nach oben gerichtet, er hob das linke Bein auf der Fußspitze, als wollte er nun allsogleich ein Tänzchen beginnen, und auf den steinernen Locken seiner mächtigen Perücke saß der Hut, schief und vergnügt.

Vor dem Portale der Kirche hielt ein Leiterwagen, hochbeladen mit jungen Fichten, und behaglich wühlten die Mäuler des Kuhgespannes im vorgeworfenen Heu.

Halbwüchsige Mädchen kamen über den Markt, da eine, dort eine; jede von ihnen trug mit beiden Händen sorgsam einen Blumenstock, und alle streiften sie umständlich ihre

Schuhe an den zertretenen Grabsteinen der Freitreppe ab, ehe sie flüsternd die Kirche betraten. Und auf der obersten Stufe wartete der uralte Küster und schnüffelte behaglich, wenn dann und wann der Duft von heißem Schmalz und knusperigen Küchlein aus den hohen Häusern herüber kam.

Ringsum kehrten die Mägde das Pflaster. Am Brunnen spielten die Kinder mit Schussern. Da und dort saß einer alt und wintermüde auf der Hausbank und wärmte sich im Lichte der allbarmherzigen Sonne. Zartbegrünte Sträucher lugten zwischen den Häusern über graue Gartenmauern. Amseln schluchzten in den Gärten. Finken schmetterten, Stare trieben Unfug auf lichten Zweigen, Katzen strichen an den Mauern hin und äugten lüstern empor zu den geflügelten Sängern.

Ein gelber Postwagen rumpelte im Staube der Straße heran und hielt vor dem finstern Tore der Stadt. Die müden Pferde schnauften hörbar, indes der Torschreiber durch seine Hornbrille ernsthaft die Pässe prüfte.

Ein königlicher Schreiber. Denn die Grafschaft von einstmals war aufgegangen in einem Königreich von Bonapartes Gnaden.

Das Posthorn erklang in der engen Gasse, die Räder rasselten, und die Leute kamen an Fenster und Türen.

Alt und Jung wartete vor dem Fetten Ochsen. Umständlich entstiegen Männlein und Weiblein dem gelben Bauche des Wagens, reckten und dehnten ihre steifen Glieder. Ruf und Antwort schwirrte durcheinander. Hier lagen sich zwei in den Armen, dort schleppten Kinder das Felleisen eines Gastes über den Marktplatz.

Abglanz des kommenden Festes spiegelte sich auf manch einem glatten Antlitze, und zwischen manchen Runzeln war heimlich zu lesen — Palmarum.

Drunten aber, vor dem Städtchen, hielt in Reih und Glied ein Reitertrupp. Der linde Hauch des Frühlings spielte

mit den Schweifen der nickenden Rosse und mit den Schweifen, die von den Helmkämmen herabhingen.

Ein Offizier ritt die Reihen entlang und schalt auf die Soldaten hinein.

Kinder hockten unter dem kahlen Birnbaum nahe dem Graben und ergötzten sich an dem Anblick der bunten Uniformen, der funkelnden Helme und wehenden Schweife.

Die Kinder verstanden nichts von den gellenden Scheltworten des Offiziers. Aber sie lachten über den beweglichen Mann auf dem flinken Pferde und über die starren Soldaten in Reih und Glied. Und ein Mägdlein begann mit feiner Stimme zu singen:

„Schimpfen, schimpfen tut nit weh —"

Und hellauf sangen die andern mit:

„Wer mich schimpft, hat Läus und Flöh."

Es war weit hinüber vom Birnbaum zum scheltenden Franzosen, und die Stimmlein zerflatterten in der Luft. Er hätte wohl auch gar nicht recht verstanden, was die deutschen Kinder ihm zum Spotte sangen.

Französische Reiter waren's; die übten vor dem deutschen Städtlein im Angesichte der Grafenburg. Soldaten des Kaisers der Franzosen.

Samstag vor Palmarum. Und man trug die duftenden Fichtenbäumchen und die Blumenstöcke in die dunkle, winterkühle Kirche und schmückte den Altar und die Säulen. Auf den sonnigen Dächern gurrten die Tauben, und hoch oben im Kirchturm begann eine Glocke mit tiefer Stimme zu singen: Palmarum, Palmarum.

*

Über den Graben des Bergschlosses führte wie ehedem eine Brücke. Aber es war nicht mehr die Zugbrücke von damals, die alte mit den verrosteten Ketten, sondern eine feste Brücke, aus Steinen gemauert.

Im offenen Torwege, zwischen den finstern Flankentürmen, standen zwei Knaben, ein schmächtiger, blonder, und ein großer, dunkler.

„Wollen wir wieder hineingehen?" fragte der Ältere.

„Entschuldige, Hanskarl, ich muß noch auf Gerhard Frey warten."

„Gerhard Frey? Wer ist das?"

„Nur ein Bürgerlicher," sagte der Grafensohn in entschuldigendem Tone. „Er ist seit einem Jahre auswärts auf dem Gymnasium. Aber wir sind zusammen unterrichtet worden und werden morgen zusammen konfirmiert. Gelt, sei halt recht freundlich gegen ihn — er — er kann ja nichts dafür. Seine Mutter war übrigens eine Geborene."

„Also ein Bastard. Ei, wenn mir der Bastard gefällt — warum nicht?"

„Er ist gewiß kein Bastard, er ist der Sohn unseres Doktors, ich bitte dich! Aber sieh, da kommt er auch schon."

Und eilig ging das Grafenkind dem andern entgegen.

„Lieber Gerhard, wir haben heute früh Besuch bekommen," flüsterte er. „So eine Art Vetter. Brocken heißt er."

„Von dem hast du mir ja noch nie erzählt?"

Altklug raunte das Gräflein: „Ich hab' ihn noch gar nicht lange, den Vetter. Weißt, es war zwischen unseren Familien nicht alles so recht in Ordnung. Aber jetzt sind das vergangene Dinge. Die Brocken führen ja auch unsern Namen gar nimmer und sind nur Barone. Da muß man doppelt freundlich mit ihnen sein. Denn es ist doch recht traurig für die armen Verwandten."

Gerhard lachte hell auf: „Wie freundlich mußt du dann erst mit mir sein — ich bin ja nicht einmal ein Baron."

Der Grafensohn war ganz rot geworden. Dann brachte er stotternd heraus: „Ich bitte dich, Gerhard, ich meine, wenn man Graf sein könnte und ist nur Baron —"

Gerhard lachte noch immer. „Ja dann ist das allerdings zum Zahnwehkriegen."

„Also gelt, sei recht freundlich mit ihm. Er ist ja auch zwei Jahre älter als du."

„Wenn er mir gefällt — warum nicht?" kam die sorglose Antwort zurück. „Übrigens, kannst du dir denken, weshalb ich komme, Johann?"

„Warum denn?"

Halb lachend, halb ernsthaft rief Gerhard: „Wir werden doch morgen konfirmiert, und du weißt, ich habe dich manchmal geprügelt —"

„Du bist ja auch älter und viel stärker als ich," meinte Graf Johann entschuldigend.

„Umso schlimmer. Ich habe dich aber auch oft einen Schafskopf geheißen —."

„Das hab' ich dir wahrhaftig nicht nachgetragen," sagte der Grafensohn und schlug treuherzig in die dargebotene Hand ein.

„Na, dann ist mir's lieb, Johann. Denn du weißt ja —!"

„Matthäi fünf!" rief der andere und nickte verständnisvoll. „Aber du mußt mir fein auch alles verzeihen — gelt?"

„Wo steht's geschrieben?" forschte Gerhard.

„Im fünften Kapitel, mehr weiß ich auch nicht."

„Na ja, deswegen bin ich also gekommen."

„Vergib auch du alles Böse, was ich dir angetan habe, Gerhard."

„Du hast mir nie 'was Böses angetan."

„O doch, Gerhard, in Gedanken. Ich bin nämlich sehr adelsstolz."

„Das Vergnügen lass' ich dir, Johann."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie standen voreinander, der Doktorssohn und Hanskarl Freiherr von Brocken, und neben ihnen stand der schmächtige

Grafensohn und blickte fast ängstlich von einem zum andern, ob sie auch freundlich miteinander wären.

Brocken hielt das Haupt sehr hoch und bemühte sich, von oben herunter zu fragen: „Sie werden morgen konfirmiert?"

Gerhard hob das Kinn womöglich noch höher und stieß sein Ja heraus.

Ein paar Augenblicke sahen sie einander fast feindlich ins Gesicht. Wortlos tat Gerhard dem Baron zu wissen: Dich mag ich nicht. Und wortlos gab dieser zurück: Ganz meine Empfindung.

Brocken wandte sich ab. „Johann, was bedeutet das eingemeißelte Kreuz in dem Stein hier?"

Der Grafensohn war froh, daß er etwas sagen konnte, und begann eifrig zu erklären. Gerhard stand abseits von den beiden, kreuzte die Arme und hörte gelangweilt zu. Die alte Sage von dem Mordkreuz, die wußte er doch schon lange.

„Fünfhundert Jahre ist's her?" sagte Brocken lachend. „Was die Leute doch dumm gewesen sind vor fünfhundert Jahren. Wegen des Erbes? Ei, das kann ich verstehen. Aber welch ein Narr, der seinen Bruder da im offenen Torweg ersticht!"

Der dunkle Knabe hatte seine Unterlippe zwischen die Zähne gezogen, das hübsche Gesicht war verzerrt. „Warum hat er ihn nicht trunken gemacht und ihm dann das Blut eines bestimmten Fisches in die Adern gespritzt? Wozu das Aufsehen?"

„Fischblut?" Der Grafensohn machte ganz entsetzte Augen. „Wozu denn?"

„Jawohl Fischblut, aber es muß von einem ganz bestimmten Fische sein; dann frißt es das Menschenblut, und der Mensch ist verloren."

Der Grafensohn faltete die Hände. „Ist das dein Ernst, Hanskarl?"

Da schüttelte sich der andere, lachte übers ganze Gesicht und sagte in herzlichem Tone: „Du armer Kerl, jetzt hab' ich dich wohl gar noch erschreckt?"

Johann atmete auf: „So 'was Schreckliches hab' ich halt nie noch gehört."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Gerhard kam vom Schlosse zurück. Er trat aus der engen Kirchgasse und ging am Brunnen vorbei quer über den Platz. Langsam stieg er die Freitreppe empor.

Er trat in den Hausflur. Es war still im Hause. Hinten im Garten aber sang eine Amsel ihr bewegliches Lied.

Er sprang nun hinauf über die breiten, blinkweißen Treppen und öffnete seine Stube. Er nahm seine alte Bibel vom Bücherbrett und legte sie auf das grüne Arbeitstischlein am offenen Fenster. Im Wasserglase neben dem Tintenfasse stand ein Frühlingsstrauß: Silberweiße Weidenkätzchen, braune Haselnußblüten, blaue Leberblumen.

Er saß vor dem geschlossenen Buche und blickte mit leeren Augen über Buch und Blumenstrauß auf die knospenden Bäume des Gartens.

Endlich murmelte er seufzend: „Matthäi fünf." Hastig schlug er das Buch auf, daß die vergilbten Blätter die Haselnußblüten streiften. Und goldener Blütenstaub fiel zwischen die Blätter der Bibel hinein. Mit ein paar Griffen hatte er das Kapitel und las murmelnd: ‚Wenn du deine Gabe auf dem Altar opferst und wirst allda eingedenk, daß dein Bruder etwas gegen dich habe, so laß allda vor dem Altar deine Gabe und gehe zuvor und versöhne dich mit deinem Bruder.'

‚Na ja!' Er sprang auf, griff nach seiner Mütze und sah nun aus, als wollte er kopfüber ins kalte Wasser springen. Und er ging die Treppe hinunter, zu handeln nach der Vorschrift des fünften Kapitels im Evangelium Matthäi.

Zunächst war es aber kein Bruder, sondern eine Schwester aus der Gemeinde, der sein Besuch galt. Er hatte nicht weit zu gehen, nur um die Ecke in die Bachgasse, drei Häuser weit. Doch er brauchte lange Zeit, bis er vor ihre Haustüre kam. Im Geschwindschritt ging er vorbei die Gasse hinunter, gab sich einen Ruck, machte Kehrt und ging langsam zurück, wieder bis zur Haustüre und dann im Geschwindschritt hinaus auf den Marktplatz. Mit scheuen Blicken sah er sich um. Aber es waren nur wenige Menschen unterwegs. Weit drüben an der offenen Kirchentüre hielt noch immer das Gespann. Die Kühe hatten sich gelegt und kauten behaglich. Mit einem Ruck wandte sich Gerhard, ging zurück in die Gasse bis an die geschnitzte Türe und zog den Messinggriff der Klingel. Ein tiefer Glockenton klang aus dem Hause, und mit leisem Krachen öffnete sich die schwere Türe. Vieles kam ihm in den Sinn, als er die breite Treppe emporstieg. Es war ihm, als ginge die Frau, die er Mutter nannte, neben ihm und spräche eifrig auf ihn herab. Und jetzt mußte sie doch das Taschentuch nehmen und noch einmal im dämmerigen Stiegenhaus über sein Gesicht wischen —. Aber nein, er war heute ganz allein.

Er stand droben, und es war ihm, als röche es nach Weihnachtsbaum und Weihnachtsäpfeln, nach Lebkuchen und Honig — aber nein, es war ja nicht Weihnachten, es war Samstag vor Palmarum, und draußen strichen die Katzen und äugten empor nach singenden Vögeln. Er verzog das Gesicht und schüttelte sich. Nein, alles war anders, und auch küssen würde sie ihn nicht mehr, die gute, alte Tante Baronin, küssen mit ihren feuchten, kühlen Lippen, vor denen er sich einst immer so gefürchtet hatte, trotz Weihnachtsäpfeln und Lebkuchen.

Er klopfte an der weißlackierten Türe und betrat das hohe Gemach.

Sie saß am Fenster und stickte. Nun wandte sie das feine, schmale Gesicht und fragte: „Wer ist's?"

Er machte seine schönste Verbeugung und sagte mit trockener Stimme: „Der Gerhard, Frau Tante."

Da stand sie auf und kam näher, hob das Glas an die kurzsichtigen Augen und ließ es wieder sinken. Ihr seidenes Kleid rauschte, als ginge sie zum Hofball, sie wiegte sich in den Hüften, als träte sie an zum zierlichen Menuett. Ganz nahe kam sie heran. Er aber trat zurück.

„Une visite rare. Aber bitte, mon cher ami, prenez place."

Mit anmutiger Handbewegung wies sie auf einen hochlehnigen Stuhl und schwebte selber zu dem seidenbezogenen, goldbronzierten Ruhebette.

Er saß ihr gegenüber, hielt seine Mütze krampfhaft in den Fäusten und sprach kein Wort.

„Und warum kommt mein lieber, junger Freund?"

„Wegen Matthäi fünf, dreiundzwanzig und vierundzwanzig."

„Wegen Matthäi fünf? Aber was steht denn dort, lieber Gerhard?"

Er sagte die ganze Stelle auf. Dann blickte er wieder vor sich hin.

Sie schüttelte das gepuderte Haupt. Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht. „Ei freilich, mon cher, du hast Gewissensbisse, weil du nun schon ein halbes Jahr nicht bei mir gewesen bist."

Er schüttelte auch das Haupt und sagte sehr bestimmt: „Nein."

„Es reut dich also nicht?"

„Kein bissel reut's mich."

„Ja, warum dann also?"

Er stand auf und griff in eine der Hosentaschen, die sich über seinen Schenkeln bauschten. Zuerst zog er sein Taschen-

tuch heraus, dann kam ein Klappmesser, eine Rolle Bindfaden, ein kleiner Maßstab und endlich ein ledernes Beutelchen. Er hielt nun alles in beiden Händen, wurde rot und sah hilfesuchend auf den schönen Tischteppich. Dann, kurz entschlossen, legte er die ganze Herrlichkeit mit Ausnahme des Beutels auf einen Stuhl, zog den Beutel an .den Riemen auseinander und legte ein Geldstück auf den Tisch vor die alte Dame.

„Hier!" sagte er und begann seine Schätze umständlich in die Tasche zurückzupacken.

„Aber, mon cher ami, was soll das?"

„Wegen Matthäi fünf," sagte er halb trotzig, halb kläglich.

„Dreiundzwanzig und vierundzwanzig," ergänzte sie lächelnd. „Nur ist's mir halt immer noch nicht ganz klar."

„Muß ich Ihnen das alles haarklein erzählen?" platzte er heraus.

„Wenn ich's verstehen soll, dann wird nichts anderes übrig bleiben, mon cher."

„Ich dächt' halt, Sie nehmen die vierundzwanzig Kreuzer und sagen, daß Sie mir alles verzeihen, und ich mach', daß ich weiter komm'."

„Dann nimm du nur auch das Geld wieder mit."

„Aber so viel ist's gewiß wert gewesen."

„Wert gewesen — was denn?"

„Nu die Pfeffernüss' und der Marzipan und die Lebkuchen, die ich Weihnachten vor zwei Jahren von Ihnen drei Stunden weit hab' tragen sollen und hab' doch unterwegs so Hunger gekriegt und hab' ganz gewiß um vierundzwanzig Kreuzer gegessen und nur noch ganz wenige Lebkuchen zu Ihrer Freundin gebracht."

Sie schlug die Hände zusammen, lachte und schüttelte sich. „Damals, wie du mit dem Grafen Johann gewandert bist?"

„Mir haben Sie's zu besorgen gegeben und nicht dem Johann." Er sah trotzig aus und blickte an ihr vorüber.

„Ist das nun auch der Mühe wert?" Sie lachte noch immer.

„Wenn's mich aber doch so sehr gedrückt hat all die Zeit her?"

„Daß du seit einem halben Jahr nicht mehr zu mir gekommen bist, gelt, das hat dich eigentlich gedrückt und hergetrieben?"

„Das genaschte Zuckerzeug hat mich gedrückt und hergetrieben."

„Ei, du bist aber doch ein ganz bewußt unhöflicher Bub!" Sie sah nun streng auf ihn herüber.

„Ich muß doch sagen, was mich gedrückt hat?"

„Gerhard, gelt, morgen wirst du konfirmiert?"

„Deswegen bin ich doch da! Sonst hätt's vielleicht noch Zeit gehabt."

Wieder schlug sie die Hände zusammen, blickte zur Decke empor und schüttelte das Haupt.

„Unverbesserlich!"

Sie saßen wortlos voreinander, und er begann sich zu wundern.

„Ich vermute, daß du sobald nicht mehr zu mir kommen wirst," meinte sie endlich.

Er schwieg.

„Deshalb heißt's die Gelegenheit ergreifen und dir eine Regel fürs ganze Leben mitgeben. Also merke dir: Daß du das Backwerk aufgegessen hast —"

„Nicht ganz — etliche Lebkuchen waren noch übrig."

„— also, bis auf etliche Lebkuchen aufgegessen hast, das war ein dummer Streich, und es ist kleinlich, daß du das jetzt noch hervorkramst." Sie faltete die Hände und spitzte die Lippen. „Streiche, Eseleien, Jugendsünden, das alles

vergeben wir Frauen dem starken Geschlecht — aber als Todsünde rechnen wir ihm an jede Unhöflichkeit."

Er blickte ihr forschend ins Gesicht, als müßte er sogleich ergründen, ob das ihr Ernst sei.

„Jede Unhöflichkeit," wiederholte sie. „Und so hättest du vorhin sofort auf meine Wendung eingehen, hättest das andere fallen lassen und deine Unhöflichkeit bedauern sollen."

„Wenn ich sie aber nicht bedauert habe?" erkundigte er sich.

„Dann hättest du dir wenigstens den Anschein geben müssen."

„Ja, dann hätte ich aber doch geheuchelt und gelogen?"

„Gelogen!" Wieder schlug sie die Hände zusammen. „Wer wird so grobe Wörter gebrauchen, Wörter von der Straße! Eine gewisse Glätte im gesellschaftlichen Verkehr ist doch keine Heuchelei, keine Lüge! Glätte ist Wohltat. Hörst du?"

Er saß und ließ die Blicke verzweiflungsvoll umherwandern, als wäre er ein gefangener Falke und säße auf dem Stänglein im Käfig. Endlich kam ihm ein erlösendes Wort, und hastig brachte er's heraus: „Das ist mir zu hoch."

„Weiter, mon cher!" Nun lächelte sie gar süß. „Wenn die Unhöflichkeit ein todeswürdiges Verbrechen ist, dann ist es auch ein schweres Vergehen, in Gesellschaft allzulange bei einem Thema zu bleiben."

„Man muß aber doch alles fein zu Ende besprechen?" getraute er sich einzuwerfen.

„Zu Ende besprechen? Fi donc! In guter Gesellschaft muß gar nichts zu Ende besprochen werden. Aber damit wenigstens wir jetzt zu Ende kommen, mon cher, da nimm deinen Vierundzwanziger und" — sie zog einen Ring vom Finger — „das Kleinod hier, das ich längst für diesen Tag bestimmt hatte."

Sie erhob sich und kam um den Tisch herum. Da stand auch er auf und wich zurück.

„Und weil doch für alles in der Welt Sühne sein muß" — sie schwebte rauschend an ihn heran, breitete die Arme aus und hob sich auf den Fußspitzen — „so gib mir heute den letzten Kinderkuß, Gerhard!"

Angstvoll wich er noch weiter zurück. „Warum denn?"

„Zur Sühne für all deine Unhöflichkeit —!" Sie verbesserte sich mit spitzen Lippen: „Nein, zur Sühne für das Zuckerzeug, Gerhard."

Noch weiter wich er zurück und stieß angstvoll heraus: „Aber dafür hab' ich ja doch schon den Vierundzwanziger bezahlt!"

Lächelnd hob sie den Finger: „Matthäi fünf!"

Da wandte er sich, riß die Türe auf und rief mit halberstickter Stimme: „Davon steht nichts im Evangelium Matthäi, kein Wort."

Und in großen Sätzen sprang er die Treppe hinunter und ließ den Vierundzwanziger und den goldenen Ring und einen üblen Leumund bei seiner mütterlichen Freundin zurück.

Er machte geschwinde Schritte und schielte zuweilen über die Schulter, als käme sie mit leisem Rauschen hinterdrein geschwebt und wollte sich den letzten Kinderkuß von ihm holen.

Bis unters Bachtor lief er. Dort machte er Kehrt. Matthäi fünf befahl ihm noch einen zweiten schweren Gang. Und diesmal war's wirklich ein Bruder. —

Konrektor Knorzius stand im grünen Schlafrocke an seinem Pulte, und sein steifes Zöpflein hing würdig über den roten Halskragen hinab. Graue Wolken stiegen zugweise aus dem großen Kopfe seiner Pfeife durch das lange Rohr und quollen stoßweise aus dem zahnluckigen Munde, brandeten gegen die Wände und gegen die Fensterscheiben, legten sich als dichte Schwaden unter die niedrige Decke, fielen lautlos herab auf die Möbel und kämpften siegreich gegen das

goldene Licht des Nachmittags. Das Stiegenhaus widerhallte vom Kreischen der Bürste, und die Treppen troffen von Wasser. Wie auf einer seligen, wolkenverhüllten Insel hauste der Schulmann in seinem Museum.

Es pochte, und auf seinen herrischen Ruf kam der Knabe herein.

Der Alte sah von seinem Buche auf; eingehüllt in den Qualm stand die Gestalt an der Türe.

„Generis masculini oder feminini?“ rief Knorzius von seinem Pult herüber.

„Generis masculini, domine conrector reverendissime,“ kam die Antwort zurück.

Und nun begann die Unterhaltung durch den Nebel: „Quid tibi vis und warum ist man gekommen?“

„Wegen Matthäi fünf, Vers dreiundzwanzig und vierundzwanzig.“

„Man drücke sich schärfer aus, lateinisch oder deutsch.“

„Herr Konrektor, ich bin der Gerhard Frey und —“

„Man hat ihn längst erkannt.“

„— und werde morgen konfirmiert.“

„Man ist meiner Schule entwachsen und hält sich procul penatibus auf fremdem gymnasio auf — warum kommt man noch zu mir?“

„Herr Konrektor — ich — Matthäi fünf — ich hab' 'was auf dem Gewissen.“

„So lasse man hören!“

„Vor zwei Jahren im Dezember, Sie werden's ja selber kaum mehr wissen —“

„Das Gedächtnis des Lehrers ist gut, man täusche sich nicht.“

„Da hat man Ihnen ein Zwetschgenmännle auf den Katheder gepflanzt.“

Der alte Herr hob einen Flügel seines Schlafrockes, zerteilte mit kraftvollen Schlägen den Rauch und kam langsam herüber.

Der Knabe wäre auch hier gerne zurückgewichen; aber es ging nicht, er stand schon hart an der Türe.

„Man setze sein Bekenntnis fort!“

„Das Zwetschgenmännle hab' ich Ihnen auf den Katheder gepflanzt; aber es ist mir heute sehr leid, und ich tät's ganz gewiß nimmer.“

Der alte Herr stand nun dicht vor ihm. In der Linken hielt er die Pfeife und paffte dicke Rauchwolken, in der Rechten hielt er den Schlafrockzipfel und zerteilte noch immer den Rauch. „Also man hat mir, dem würdigen Lehrer, eine schwarze Mißgestalt aus gedörrten, an einem, den göttlichen Bau des menschlichen Leibes kläglich nachahmenden Drahtgestelle aufgereihten Zwetschgen auf den Katheder gestellt? O, ich erinnere mich noch sehr wohl. Und man bekennt sich zu diesem Attentate? Weiter im Text!“

„Ich bitte Sie um Verzeihung, es ist mir leid, Herr Konrektor.“

„Man bekenne weiter! Denn jener Nachmittag war ausgezeichnet vor vielen andern durch die Frechheit der Schüler.“

„Ich begreife das alles heute gar nicht mehr,“ fuhr der Knabe treuherzig fort. „Ich war halt doch noch sehr jung und —“

„Man bleibe bei der Sache! Es ist damals noch ein weiteres Attentat verübt worden.“

Der Knabe seufzte ein wenig. „Ich — habe — auch mit — Schrot geschleudert.“

Der Alte paffte wütend. „Jawohl, man hat mich auch mit Schrot angeschossen. Und weiß man, wohin —?“

Er ließ den Rockzipfel fallen und fuhr mit spitzem Zeigefinger an seine Nase. „Hierher hat man den würdigen Lehrer geschossen. Und, wenn es zu fragen erlaubt ist, womit hat man das Geschoß zu schleudern sich erfrecht?“

„Wir hatten am Tag zuvor einen Gansbraten gegessen, und ich hatte mir den Springer —“

„Springer, was ist Springer?“

„Das Halsbein, Herr Konrektor. Man schabt es ab und macht eine Katapulte daraus.“

Aufmerksam horchte der alte Herr und vergaß für kurze Zeit das Paffen. „Und wie wird solches bewerkstelligt?“

Der Knabe verlor die Scheu und erklärte, wie man die beiden Enden des Springers durch eine Sehne verbinde, in diese Sehne das Wurflöffelchen eindrehe und —.

Die Wißbegierde des Alten war befriedigt, er sog wieder kräftig an seinem Rohre und rief zwischendrein zornig: „Dann also — hat man — seinen würdigen — Lehrer auf die — Nase geschossen!“

„Herr Konrektor, es ist mir gewiß recht schwer geworden, Ihnen das alles zu beichten, und ich bitte Sie herzlich —“

„Geschossen. Und dann hat man sich im Jahreszeugnis ein lobenswürdiges Betragen bestätigen lassen und hat sich ins Fäustchen gelacht — he?“

„Nein, es hat mich immer gedrückt, obwohl wir ja damals alle, durch die Bank, geprügelt worden sind.“

„Ins Fäustchen gelacht und ist also zum Heuchler“ — der alte Herr paffte mächtig — „und zum Duckmäuser geworden.“

„Herr Konrektor, zum Heuchler bin ich noch niemals geworden und werd's auch nie.“

„Und jetzt kommt man und sagt's dem alten Lehrer ins Gesicht. Dann aber geht man hin und prahlt damit vor seinen saubern Freunden — eigenhändig hab' ich's dem Alten unter die Nase gerieben, und nichts hat er mir tun können.“

Der Knabe war blutrot geworden. „Aber Herr Konrektor, ich werde doch morgen konfirmiert, und meine Schläge habe ich damals auch schon redlich gekriegt — und ich bitte ja nur um Verzeihung.“

„Jawohl, daß man noch weiter prahlen könnte: Den Konrektor hättet ihr sehen sollen, weich ist er geworden wie ein Handtuch, und die Pfote hat er mir geschüttelt und nichts hat er gesagt, als — Jugendtorheiten. Ei, man ist doch ein frecher Junge, und nur schade, daß der alte, gute Lehrer das alles heute erst merkt.“ Er hob drohend die Faust: „Mag der blaue Himmel wissen, was man dem würdigen Lehrer noch alles angetan hat in jenem Jahre!“

„Ich werde morgen konfirmiert, Herr Konrektor, und ich sage Ihnen, ich bin mir weiter nichts bewußt.“

„Und nun lügt er mich auch noch an!“ kreischte der Alte.

Da griff der Knabe nach rückwärts, packte die Klinke und riß die Türe auf. Wortlos entwich er.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Er hatte sich's viel einfacher vorgestellt. Aber es ist wirklich nicht so einfach, mit den Menschen zu handeln nach Matthäi fünf, Vers dreiundzwanzig und vierundzwanzig. —

Als er das Giebelzimmer betrat, saß der Bruder vor dem Tischlein und las in dem Bibelbuche.

Ernsthaft erwiderte er den Gruß des Knaben, schloß das Buch und klemmte sorgsam die Messingspangen ein. Er stand auf, trat wuchtig vor Gerhard, legte die Hände schwer auf seine Schultern und sah ihm tief in die Augen: „Bist du denn auch bereit, Kleiner?“

„Ich hoffe.“ Der Knabe vermied die Augen des andern und schaute über dessen Schultern hinaus auf die lichtgrünen Bäume des Gartens.

„Ich hoffe —?“ Der Student wandte sich ab und trat ans Fenster. „Ja stehst du denn auch ganz fest in deinem Glauben?“

„Die Zweifel kommen und gehen und kommen wieder, Karl.“

Der Große stampfte. „Kennst du den Reim — Zweifel — Teufel?“

„Aber wie kann ich den Zweifeln wehren? Sie sind da und lassen sich nicht verscheuchen" — er lachte — „wie die Spatzen vom Kirschbaum."

Der Große stampfte wieder. „Keine Späße in so ernsten Dingen! Du mußt die Zweifel töten. Und fest mußt du glauben, kein Tüttelchen darfst du wegdenken vom ganzen Kredo, dann erst kannst du würdig zum heiligen Mahle gehen. Hat man dir das nicht gesagt?"

Gerhard setzte sich an das Tischlein und blickte auf seine gefalteten Hände. „Hast du niemals gezweifelt, Karl?" Er hob die Augen groß und klar zum Bruder empor.

Der Student seufzte und wandte sich ans Fenster. „Hätte ich solche Angst um dich, wenn ich unser trotzig Fleisch und Blut nicht kennete? Aber weißt du was? Wir wollen heute abend vor dem Schlafengehen noch recht heftig miteinander beten."

Der Knabe schwieg zunächst. Dann sagte er: „Wenn ich bete, dann bete ich lieber leise und ganz allein."

„So bete, Gerhard. Aber bete mit Ernst. Ich könnte dir einen nennen, wenn der so recht ernsthaft betet, dann windet er sich zuletzt auf dem Fußboden und ringt die Hände und beißt sich die Lippen blutig, speit dem Teufel das Blut entgegen und betet, betet, betet, ob er nicht endlich den Himmel mit seinem Schreien zerreiße."

„So habe ich noch nie gebetet." Der Knabe schüttelte heftig den Kopf. „Aber sag an, zerreißt er den Himmel auch wirklich mit seinem Gebete?"

„Ja, wenn man das wüßte! Oft freilich ist es ihm zu Mute, als stünde der Himmel offen, und geblendet schließt er die Augen. Dann aber ist wieder alles finster wie die höllische Nacht."

„Du armer Bruder!"

„Ich?" Der Student fuhr herum. „Wer sagt dir, daß ich das bin?"

„Ich habe dich schon so beten hören, Karl.“

„Dann bedrohe ich dich, sage niemand etwas von dem Geheimnis meiner Seele, das du erlauscht hast.“

„Wofür hältst du mich denn eigentlich?“ fuhr der Kleine auf.

„Für Fleisch und Blut.“ Der Große wandte sich wieder ans Fenster.

„Sag an, Karl,“ begann der Gymnasiast nach einer Weile schüchtern, „wie oft bist du nun auf Mensur gestanden?“

„Achtmal in drei Semestern,“ antwortete der Student. „Aber warum das?“

„Ich verstehe nicht, wie du so streng glauben und so feurig beten und so furchtbar raufen kannst.“

Der Große schwieg eine Zeitlang. Dann sagte er in feierlichem Tone: „Wenn ich meine eigene Ehre auf der Mensur suchte, wäre ich gerichtet. Aber dreimal habe ich Gottesleugner und Flucher vor die Klinge gefordert, zweimal bin ich von solchen gefordert worden, die ich wegen ihres liederlichen Wandels getadelt hatte, und dreimal bin ich losgegangen, weil einer den Leibhaftigen und seine Taten gelobt hatte.“

„Den Leibhaftigen und seine Taten?“ Der Gymnasiast machte große Augen. „Aber Bruder, gibt's denn so verworfene Studenten?“

„Wenn ich den Leibhaftigen nenne, so ist's natürlich der eine, dessen Namen ich nur dann zwischen die Zähne brächte, wenn ich ihn zu zerreißen vermöchte.“

„Der Bonaparte, ich hab's!“ rief Gerhard und klatschte in die Hände.

„Schweig und nenne den Namen nicht, wenn ich dabei bin!“ Karl stampfte und hielt sich die Ohren zu. „Also weißt du, warum ich achtmal auf Mensur gestanden bin. Und ich betrachte es als eine besondere Gnade Gottes, daß ich noch

keinen ernsthaft verwundet habe, obwohl ich immer aufs Herz stoße."

„Wäre es nicht vielleicht besser —?" Der Knabe hielt inne.

„Was?"

„Besser, du stießest nicht aufs Herz? Dann bedürftest du bei deinen Händeln wohl nicht der besonderen Gnade Gottes," vollendete Gerhard schüchtern.

„Und wäre ein Heuchler und Komödiant," sagte der Student mit harter Betonung. „Aber das sind die schwersten Kämpfe nicht." Er lachte verächtlich. „Wehe dem, der nicht Tag und Nacht gegen sich selbst auf der Mensur steht! Und wie schwach ist man doch gegen das eigene Fleisch und Blut. Nicht im gewöhnlichen Sinne, nein, im höheren Sinne, Kleiner."

„Du tust und denkst überhaupt nichts im gewöhnlichen Sinne," sagte Gerhard und blickte fast scheu auf den Bruder hinüber.

„Ein Sohn des alten Frey muß sich seine Ziele höher stecken als viele andere Menschen," bemerkte der Student. Dann ging er an das Tischlein, nahm ein Paket, löste die Papierhülle und sagte feierlich: „Du mußt nun auch immer ernster werden und mußt dir deshalb vor allem fortan Rechenschaft über deine Handlungen und Empfindungen ablegen. Und siehe, dazu habe ich dir dieses Buch in Leder binden lassen."

„Ein Tagebuch!" Der Knabe griff mit beiden Händen nach dem Geschenke. „Und so schön, mit unserm eingepreßten Wappen. O Bruder, wie bist du so gut."

Er schlug das Buch auf und las halblaut die Inschrift des ersten Blattes: „Fromm, tapfer und wahr!"

„Ich danke dir."

„Fromm, tapfer und wahr! Danach strebe du mit allen deinen Kräften, Gerhard," sagte der Student und begann auf und ab zu gehen. Er hatte die Hände geballt und hielt

die Arme steif ab, als wollte er eine Last fortschieben. „Tapfer — das ist nicht schwer, das versteht sich von selbst für einen Sohn vom alten Frey. Wahr — das ist schon nicht so leicht; aber da schau dir nur immer den Vater an. Fromm — das ist das Schwere; denn —." Er blieb neben dem Bruder stehen und flüsterte: „— da haben wir keinen Mann zum Vorbild, sondern nur eine Frau."

Er begann wieder auf und ab zu gehen. Nach einer Weile rief er schmerzlich: „Und weißt du, woher all unser Elend kommt? Von der Gottlosigkeit. Weil wir Deutschen uns von Gott abgekehrt haben, sind uns die Fremden zu Herren gesetzt, klirren die Feinde in unsern Gassen, drücken uns die Eroberer an die Wände. Weil wir nichts mehr wissen wollen von der ewigen Heimat und den Himmel auf Erden suchen, ist unsere irdische Heimat zum Tanzplatz des Teufels geworden." Er knirschte mit den Zähnen, er schüttelte die Fäuste. „Den mußt du hassen, sag' ich dir, den Teufel, der aufgestiegen ist aus dem Pfuhl der Hölle, zu knechten die freien Völker, hassen von ganzer Seele, von ganzem Gemüte, im Wachen, im Schlafen, bis zu seinem oder zu deinem letzten Atemzug — Amen."

„Aber darf denn der Christ einen Menschen so grimmig hassen?" fragte Gerhard.

„Ich sage dir ja, er ist kein Mensch, er ist der Leibhaftige — also darfst, also mußt du ihn hassen; denn das ist ein Gebot der Religion."

Noch einmal kam der Student nahe heran und blickte dem Bruder traurig in die Augen: „Willst du nicht doch heute abend mit mir beten? Ich hatte mir's schon so schön ausgedacht."

Der Knabe schluckte heftig: „Alles, nur das nicht — vergib mir."

„Wie du willst. Ich bin der Letzte, der dich zum Beten zwingt."

3. Sonntag Palmarum

Nacht war's. Feierlich funkelten und flimmerten die Sterne über der lenzbereiten Erde. Weit draußen im Lande, auf der Heerstraße zwischen den kahlen Pappelbäumen, trabte der Doktor heimwärts, den Bergen zu. Er trabte durch schlafende Dörfer, und mit Gekläffe fuhren die Hunde aus den Gehöften; er trabte zwischen junggrünen Wiesen, und der Hufschlag seines Pferdes verklang über den Erlen des Stromes.

Langsam ritt er eine Anhöhe empor, derweil im Grunde seitwärts eine Turmuhr tief und laut die elfte Stunde schlug.

Weitaus griff das Pferd. Aber plötzlich spitzte es die Ohren, wandte den Kopf, peitschte die Flanken und wieherte hellauf.

Der Reiter parierte und lauschte zurück.

Von ferne kam's. Erst fein und gleichsam zerrissen, dann schärfer und heller. Getrappel war's, Getrappel von vielen, eiligen Pferden.

Angestrengt spähte der Reiter zurück.

Dort, wo sich die Heerstraße im Walde verlor, flackerte schwacher Lichtschein auf. Er glitt heran hinter einem fernen Dorfe, er glitt empor an einem weißen Kirchturm. Er huschte weiter und weiter. Klingklang der Hufe und Räderrollen kam näher — der harte Klingklang einer reisigen Schar, das Rollen eines federnden Wagens.

Drunten am Fuße der Anhöhe glühten Fackeln, und aus dem Getrappel der Schar löste sich der scharfe Ton von vier galoppierenden Eisen.

Da setzte der Doktor über den Graben hinüber aufs Feld.

Mit lodernder Fackel jagte einer die Straße empor. Unsicheres Licht huschte über den Staub des Weges, über die

Pappelstämme und über die junggrünen Felder, und wie eine zerrissene Fahne zog hinterdrein der qualmende Rauch.

Noch ein paar Sätze, dann war der Reiter dort, wo der Doktor abseits über dem Graben hielt. Er hob seine Fackel, parierte das schnaubende Pferd und schrie drohend hinüber.

Zurück in die Saat wich der einsame Reiter, und mit hocherhobener Fackel galoppierte der andere weiter, die Straße hinan.

Aus der Tiefe kam's: Rotglühender, funkensprühender Fackelrauch, Klingklang jagender Hufe.

Da drückte der Reiter draußen sein Pferd wieder nahe hin an den Wegrand.

Sechs Rappen zogen eine Glaskutsche herauf. Zu beiden Seiten galoppierte in wimmelndem Durcheinander der Schwarm des Gefolges. Grell funkelten die Tressen und Knöpfe und Waffen im Lichte der Fackeln und Wagenlaternen.

Wie Wetter und Windsbraut kam's empor mit roten, großmächtigen Augen. Jetzt rollte die Karosse auf gleicher Höhe mit dem einsamen Reiter draußen im Acker, jetzt blinkten die weißen Polster im Lichte der Ampeln — und schon leuchteten die zwei gelbroten Laternen an der Rückseite auf und warfen flackerndes Licht über den Knäuel galoppierender, goldblitzender Reiter. Dann aber kamen, streng gerichtet, Bügel an Bügel, in tiefen Reihen gerasselt die bärtigen Leibwächter.

Die Fackeln lohten, der Rauch glühte, die Rosse schnaubten und keuchten, der Boden zitterte, und hoch und steif ragten die kahlen Pappeln zum Sternenhimmel empor.

Der Doktor hielt regungslos. Schon lange war die Erscheinung vorübergebraust, er aber sah noch immer vor sich, zum Greifen nahe, hellbestrahlt vom Lichte der Ampeln, den Mann im grauen Überrock mit dem Buch in der Hand und dem seltsamen Tuch um die Schläfen, der da inmitten seines

Trosses auf nächtlichen Straßen dahintobte durchs deutsche Land.

Jetzt war der Wagen weit droben auf der Höhe. Noch einmal leuchtete es auf zwischen den schwarzen Stämmen, noch einmal klang hell und scharf der Hufschlag herunter. Dann war's, als ob die Erde langsam das Getöse verschluckte, und nur noch schwacher Widerhall klang über den Hügel herüber.

Der Doktor setzte zurück auf die Heerstraße.

Er wollte auch nach oben. Doch jählings hielt er sein Pferd an und spähte hinunter in den Staub. Er stieg ab und bückte sich.

Also doch. Er hatte ja gesehen, wie es aus dem offenen Fenster flog. Es war ein kleines Buch, zerstampft von den Hufen. Er hob es auf, er klopfte den Staub aus den Blättern und steckte es in die Satteltasche.

Dann schwang er sich auf und nahm die letzte Steigung im Galopp.

Wieder tönte hell und klar aus der Ferne der Hufschlag der trabenden Pferde, wieder klang leise dazwischen das Rollen der Räder durch die stille Nacht. Weit unten im Tale glitt der Lichtschein des reisigen Zuges.

Zuerst verklang das Rollen der Räder. Dann zerflatterte das Klappern der Hufe.

Totenstille legte sich über das Land. Und es war dem einsamen Reiter, als hätten die Sterne noch nie so kalt und trostlos gefunkelt, seitdem er in ihrem Lichte reiten mußte zu jeder Stunde der Nacht. Er schlang den Zügel um den Arm, er murmelte Unverständliches.

Da kam es wie ein Blitz aus der Höhe, und geblendet schloß er die Augen.

Angstvoll schnaubte das Pferd.

Wo sich der reisige Zug in der Ferne verlor, schwamm

hoch über der Heerstraße eine weißglühende Kugel und zog hinter sich her einen langen, gleißenden Schweif. Sie war groß wie der Sonnenball, wenn er am Mittag zu Häupten der Menschen steht, und weit umher verschlang ihr Licht die goldenen Sterne, unaufhaltsam zog sie ihre Bahn hinein in die schwarzen Tiefen des Himmels, und wie im Dämmerlicht eines scheidenden Wintertages dehnte sich unter ihr das mitternächtige Land.

Aber gedankenschnell zerplatzte das Gebilde, in Nacht versanken Himmel und Erde, aus den Tiefen des Himmels tönte ein dumpfer Knall, und dann kamen auch wieder, eines nach dem andern, die Sternlein heraus und begannen aufs neue zu funkeln, freundlich zu funkeln in uralter Schöne.

Hochaufgerichtet saß der Mann im Sattel, faltete die Hände und rief laut hinaus in die Nacht: „Herr Gott, ich nehm's als ein Omen!"

Dann ritt er die Höhe hinunter, bog seitwärts ab von der Heerstraße und strebte auf schmalem Pfade im Trabe den Waldhügeln zu.

Es war Sonntag Palmarum geworden, als er zum Grafenstädtlein emporkam.

*

Der Knabe Gerhard lag noch mit offenen Augen in seinem Bette. Er hörte, wie der Vater die Gasse heraufritt. Er hörte die Haustüre gehen und die Mutter sprechen: „Du armer Mann, wo bist du denn so lange geblieben?" Er hörte das Pferd über den gepflasterten Hof klappern. Er lag mit gefalteten Händen und offenen Augen.

Da ging wieder eine Türe, und schwere Schritte kamen die knarrende Stiege herauf.

Der Doktor stellte das Talglicht auf das Tischlein am Fenster, und Gerhard richtete sich auf.

„Gut, daß du noch wach bist.“ Er streckte ihm die Hand hin. Der Knabe ergriff sie und legte sich zurück.

„Gott segne dich, mein Sohn. Du wirst heute ein hohes Fest feiern. Gott segne dich heute und alle Zeit deines Lebens.“

„Werden Sie mit uns zur Kirche gehen, Papa?“ Er hatte es kaum hörbar gesagt, hielt die Hand fest und wartete mit offenem Munde.

„Ich werde schon am frühen Morgen wieder aufs Land reiten. Darum wollte ich dich jetzt noch sprechen. Vor einer Stunde habe ich den Kaiser der Franzosen gesehen, wie er in dieser Nacht durch unser armes, geknechtetes Vaterland jagt als unbestrittener Herr. Du aber wirst nun heute konfirmiert — eile, eile und werde ein Mann!“

Er beugte sich herab und legte ihm die Hand auf die Stirne. Dann nahm er den Leuchter und ging aus der Stube.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit offenen Augen lag Jung-Gerhard die ganze Nacht und hörte alle Stunden schlagen.

Von Zeit zu Zeit murmelte er Stücke aus dem Glaubensbekenntnis. Dann lag er wieder stille, und seine nächsten Verwandten zogen an ihm vorüber. Er aber hielt Zwiesprache mit ihnen. Der Morgen graute, und er schlief ein. Und es war ihm, als käme der Bruder und setze sich an sein Bette. Da fuhr er auf und ward inne, daß er geträumt hatte. Er vermochte nun die Gegenstände in der Stube wohl zu sehen. Hinten im Garten aber sang eine Amsel.

Wiederum lag er mit gefalteten Händen und offenen Augen.

Als der Tag zum Fenster hereinschaute, stand er auf, wusch sich und zog die neuen, schwarzen Kleider zum Feste an. Dann setzte er sich an das Tischlein und schrieb auf das zweite Blatt des Tagebuches, das ihm der Bruder geschenkt hatte:

„Ich habe nun in einer fast schlaflosen Nacht mein Herz bis in alle seine Winkel geprüft und bin zu der Erkenntnis gekommen, daß ich das ganze apostolische Glaubensbekenntnis unmöglich ablegen kann. Denn ich will vor allen Dingen wahr gegen Gott und mich selber bleiben. Ich werde also mit den andern nur den ersten Artikel aus tiefer Seele sprechen; denn über den zweiten und dritten Artikel bin ich noch lange nicht im Klaren. Ich habe mich auch geprüft, ob ich am Karfreitag das heilige Abendmahl feiern kann. Und ich antworte mir mit den vortrefflichen Worten meines Lehrers, des Vikars, den ich an Stelle des erkrankten Dekans seit vier Wochen habe: Ich genieße Brot und Wein am Altare als Gedächtnismahl an den Bund, den der Edelste und Frömmste aller Menschen mit den Seinen geschlossen, durch den er so viel Segen auf Erden verbreitet hat. Und ich gelobe dabei, daß ich stets seinem Edelmute und seiner Frömmigkeit nacheifern will. Und tapfer will ich mit dem heutigen Tage ins Leben hinein, will sorgen, daß ich ein Mann werde nach dem Herzen meines Vaters."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Friseur kam und drehte ihm kunstvoll den Zopf, wünschte zum heutigen Tage den Segen des Herrn und ging.

Feierlich und mannhaft war's dem Knaben zu Mute, als er nun die knarrende Stiege hinabschritt.

Aus dem Studierzimmer des Vaters klang heftige Rede und Gegenrede. Er blieb stehen; denn er hatte seinen Namen gehört. Er wandte sich und ging zurück.

„Ist das Ihr fester Entschluß, Papa?" Der große Bruder hatte es ganz laut gerufen. Gerhard war schon wieder die halbe Stiege droben und hörte nicht, was der Vater antwortete.

Da ging die Türe, und Karl stürmte über den Hausflur in die Eßstube.

Gerhard beugte sich herab und sah die Mutter, wie sie dem Stiefsohn nacheilte, und er hörte, wie sie mit ihrer sanften Stimme auf ihn einsprach. Und sein großer Bruder stieß in furchtbarer Erregung hervor: „Er hat sich nicht erweichen lassen; er wird nicht mit uns in die Kirche gehen."

Da kam Gerhard die Stiege herunter und ging in die Eßstube.

Der Tisch war gedeckt, es roch nach Kaffee und Kuchen. Das beste Porzellan blinkte auf dem Damasttuch, und ein großer Strauß Frühlingsblumen stand mitten darauf.

„Guten Morgen, Mama. Haben Sie gut geschlafen?" Er beugte sich auf ihre Hand und küßte sie.

Karl stand am Fenster und sah hinaus in den Hof. Er wandte sich nicht, als er dem Gruße des Bruders antwortete: „Guten Morgen, du armer Bub."

„Armer Bub? Du meinst wohl, weil unser Papa nicht mit in die Kirche geht, sondern seine Kranken besucht?"

„Ja, das meine ich," sagte der Student und begann auf der Scheibe zu trommeln.

„Aber warum sollte denn unser Papa gerade heute in die Kirche kommen?" fragte der Kleine ganz ruhig. „Was er mir Gutes und Schönes sagen kann, das hat er mir schon heute nacht gesagt. Und es ist mir gewiß lieber als alles, was ich heute noch in der Kirche hören werde."

„Gerhard!"

Beide hatten gerufen. Der Bruder mit rauher Stimme, die Mutter klagend.

„O, ich verstehe meinen lieben Papa so gut, so gut." Gerhard hatte die Hände gefaltet und sah den strengen Bruder mit leuchtenden Augen an. „So gut, wie keines von euch."

„Dann sieh dich vor, daß dir dieser Tag nicht zur Fallgrube werde."

„Das fürchte ich nicht."

Sie setzten sich; sie tranken Kaffee und aßen Kuchen. Aber sie sprachen nichts miteinander. Ein jedes hatte mit seinen eigenen Gedanken zu tun. Nur die Mutter sagte zuweilen: „Iß doch, Karl, iß doch, Gerhard!" Und immer wieder strich sie über das gepuderte Haar und das Zöpflein des Konfirmanden, der tapfer aß und trank und ihr freundlich zunickte.

Dann ging er hinauf ins gute Zimmer, öffnete das Fenster und blickte sinnend hinab auf den Marktplatz.

Ein blauer Frühlingshimmel war ausgespannt über dem Städtlein, und die Wasserstrahlen des Grafenbrunnens glitzerten im Sonnenscheine.

Schräg über den Marktplatz grüßte das Portal der Pfarrkirche herüber, weit offen standen die Türflügel, und in der Tiefe glühten die Lichtlein des Altars.

Und nun begannen die großen Glocken im Turme zu läuten, tief und mächtig zu läuten: Kommt, kommt, es ist alles bereit!

Er wandte den Blick hinauf, am Turme vorüber, empor zu dem grauen Felsen, auf dem grau und stark, als wäre es aus dem Felsen gewachsen, das Grafenschloß thronte.

Kleine Gestalten in schwarzen, lächerlich langen Röcken, mit hohen, schwarzen Seidenhüten über den gepuderten Zöpfchen, schritten ehrbar von allen Seiten auf den Marktplatz herein. Zierliche Mägdlein in langen, schwarzen Kleidern, barhäuptig, mit grünen Kränzlein auf den schlicht gescheitelten Haaren, trippelten zwischen würdigen Eltern. Und alle strebten sie hinüber zu dem hochgiebeligen Pfarrhause neben der Kirche. Sittsam stellten sich die Kinder unter die Freitreppe, zur Rechten die Knaben, zur Linken die Mädchen, und so standen sie mit gefalteten Händen und gesenkten Köpfen und warteten. Immer wieder aber hob eines und das andere den Kopf

und blickte verstohlen zur Türe des Pfarrhauses empor. Ob er wohl selbst zur Konfirmation käme, der alte Dekan?

Die Wasserstrahlen des Brunnens glitzerten, und das vergoldete Schwert des Sandsteingrafen funkelte. Es war, als hätte der alte Herr ein besonders heiteres Gesicht aufgesetzt, und ein Spaßvogel meinte: „Sieht er nicht aus, als wollt' er dem jungen Grafen entgegenhupfen?"

Die Glocken sangen in tiefen Tönen, die Lichtlein glühten aus der dunklen Kirche herüber. Da wandte sich Gerhard vom Fenster, nahm Gesangbuch und Seidenhut und ging hinunter.

Das ganze Haus war erfüllt von dem dröhnenden Geläute.

Er öffnete die Haustüre. Da stand das Reitpferd des Vaters. Man sah nur den nickenden Kopf zwischen dem kunstvoll geschmiedeten Gitterwerk der Freitreppe.

Er war noch auf der Schwelle, da kam der Vater aus seiner Stube, sporenklirrend, im weiten Mantel.

Der alte Frey legte die Hände auf die Schultern seines Kindes und zog es zurück; er stieß mit dem Fuß an den Türflügel, daß er sich knarrend gegen den Rahmen bewegte.

Nun standen sie hart voreinander im dämmerigen Hausflur.

Der Knabe hob sein Antlitz und sah dem Vater lächelnd in die Augen.

„Warum bist du nicht mehr zu mir gekommen, mein Sohn?"

„Sie haben mir doch heute nacht schon alles gesagt, Papa."

Da bückte sich der Alte, nahm den Kopf seines Sohnes zwischen die Hände und küßte die hohe Stirn. „Gott segne dich, Bub! — Aber zum Henker, wie knarrt doch die Türe. Man muß die Angeln ehestens ölen."

Er ging klirrend aus dem Flur, die Freitreppe hinab und schwang sich auf sein Pferd.

Verwundert stand der Knabe. Sein Vater hatte ihn wirklich geküßt. Das kam ihm so seltsam vor, unsagbar seltsam, und es war ihm feierlich zu Mute, wie noch niemals zuvor.

Er trat in den Sonnenschein. Vaters Rappe griff mächtig aus und bog in die Bachgasse ein. —

Wie träumend ging Gerhard über den Platz hinüber zum Pfarrhofe und stellte sich zu den andern. Er sah es nicht, wie die Blicke der vielen Menschen dem abreitenden Vater folgten und sich dann mitleidig zu ihm selber wandten. Er stand und hielt krampfhaft sein Gesangbuch, blickte zu Boden und gedachte des Mannes, den er Vater nennen durfte, und er betete bei sich: ‚Gott, mein Gott, ich danke dir für den Vater.' Und nach einer Weile dachte er eifrig hinzu: ‚Gleichwie für die Mutter.'

Noch immer klangen die Glocken. Dann kam es vom Tore mit trappelndem Hufschlag vierspännig gefahren, vorauf ein Spitzenreiter in den schwarzgoldblauen Farben des Grafenhauses. Die Menschen wichen zur Seite, eine Gasse öffnete sich schräg über den Platz herüber, die Türe des Pfarrhofes ging auf. Neugierig reckten sich die Hälse. Ei seht doch, da kommt wirklich der alte, gebrechliche Dekan vom Krankenbette zur Konfirmation seiner Kinder.

Vor den Kirchenstufen hielt die Karosse, die Lakaien sprangen vom Hintersitze, seidene Gewänder rauschten, Ordenssterne blitzten.

Der blonde Grafensohn kam neben Gerhard und drückte ihm die Hand.

Die Glocken schwiegen, der Lehrer trat vor die Kinder, die Blätter der Gesangbücher rauschten, und aus vielen Kehlen erscholl der Gesang.

Singend zogen sie hinter dem gebückten Dekan die Stufen zur Kirche empor.

Ganz vorne, dicht hinter dem wallenden Chorrocke, schritten

die beiden Vornehmsten, zur Rechten der Grafensohn, zur Linken der Sohn des Arztes.

Gerhard betrat die kühle Kirche auf den Fußspitzen; seine Zähne schlugen aufeinander.

Hinter den Konfirmanden drängte sich die Gemeinde zwischen die Säulen des Schiffes.

Nun standen die Kinder im Halbkreise vor ihren Sesseln im fichtengeschmückten Chore. Die Orgel erfüllte mit jubelnden Klängen die Kirche, und die Leute sangen aus vollen Kehlen, als müßten sie die Klänge der Orgel überschreien. Oben zur Linken, in der Loge, stand die gräfliche Familie — in gleicher Höhe mit der Kanzel, erhaben über dem Volke, näher dem Himmel als dieses.

Die Orgel schwieg; murmelnd betete der Dekan am Altare.

Rauschend setzte sich die Gemeinde. Der Dekan ging in die Sakristei. Der Hauptchoral brauste an die Gewölbe empor.

Wieder kam der Dekan zum Altar und begann seine Rede. Die Fichtenbäumchen dufteten und strömten im Duft ihr Leben aus zu Ehren des Tages. Wie aus weiter Ferne aber tönten die müden Worte über die Gemeinde hin.

Gerhard hörte die Worte, wie er vorher den Klang der Glocken gehört hatte. Aber aus den Worten hörte er nicht mehr wie vorher das lockende Kommt, kommt, es ist alles bereit. Ein Zittern lief über seine Glieder, seine Zähne schlugen abermals aufeinander.

„Du frierst?“ raunte das Gräflein neben ihm.

Heftig schüttelte Gerhard den Kopf.

Nun glitt sein Blick empor am Stamme des gewaltigen Kreuzes, das hoch vom Gewölbe des Chores herabhing. Und sein Blick haftete am Antlitz des Gekreuzigten.

Es war das Schnitzwerk eines großen Künstlers aus alter Zeit. Dreihundert Jahre hing es in dieser Kirche, eines frommen Grafen unvergängliche Stiftung. Wer an

den süßlichen Schimmer der anderen Heilandbilder gewöhnt war, der wandte die Augen erschrocken von dieser Gestalt. Schwarze Haupthaare — wirkliche Menschenhaare — lagen wirr, fast konnte man meinen feucht vom Todesschweiße, auf den verzerrten Schultern. Hochgeschwollen, als müßten sie zerspringen, waren die blauen Adern an den wachsgelben Armen und Beinen. Blutüberströmt waren die durchbohrten Hände und Füße. Geschlossen waren die Augen im vorgeneigten Gesicht, der Mund geöffnet, als wollte er stöhnen. Wer an unwahre Bilder gewöhnt war, der mochte sich wenden von dieser Schmerzensgestalt des Mannes am Kreuz. Wer sich aber willig in seinen Anblick versenkte, dem leuchtete aus Erdenleid und Todesangst die Majestät des Gehorsams bis zum Tode sieghaft entgegen; der sah im Sterbenden den Überwinder aller Menschennot, der faltete wohl zuletzt die Hände und flüsterte ergriffen und gefangen: Mein Herr und mein Gott!

Unverwandt blickte der Knabe empor, und zuweilen glaubte er zu sehen, daß sich das Haupt zuckend bewege. Und was war das? Hatte der Heiland nicht soeben mit brechender Stimme aus seiner Höhe herab die Worte geseufzt: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?

Unverwandt sah der Knabe empor. Seit er denken konnte, war ihm das Bild bekannt und wohlvertraut. Aber so wie heute, so hatte er's noch niemals gesehen.

Immer ferner klang ihm die Stimme des Dekans. Als trübe Flämmchen brannten die Kerzen auf dem Altar. Und jetzt, jetzt glitt es wie ein Schimmer über das Antlitz des Heilandes dort oben am Kreuze — es war der Widerschein der Morgensonne; der flutete vom weißen Gewölbe herüber auf seine verklärten Züge.

„Ihr mögt euch wenden, wohin ihr wollt, Christus lebt, und seinen Augen könnt ihr nimmer entrinnen," sagte der Geistliche am Altar.

Der Knabe saß, wie ihm dünkte, ganz allein in der weiten Kirche zu Füßen des Gekreuzigten. Er vernahm nichts von der Rede des Dekans. Seine Augen füllten sich mit Tränen, und durch den Flor seiner Tränen war ihm, als bewegten sich die Lippen dort oben, und er glaubte zu hören: Es ist vollbracht.

Dann aber kam es: Rauschend erhob sich die Gemeinde. Stehend sang sie einen Vers. Der Dekan wandte sich betend gegen den Altar.

Die Hände des Knaben schlossen sich um Hutrand und Gesangbuch. Da entfiel ihm der blanke Hut und rollte weit hinaus über die Steinplatten. Es war Gerhard, als stünde sein Herz still. Dann aber pochte es um so stärker, pochte hinauf bis in den Hals.

Vorwurfsvoll streifte der Blick des Grafensohnes den Freund an seiner Seite. So etwas Ärgerliches könnte ihm selber doch niemals begegnen. Hochaufgerichtet stand er da, trotz aller Andacht dessen eingedenk, daß er ja doch der Vornehmste war unter all diesen.

Auf den Fußspitzen näherte sich der Kirchner und gab dem andern seinen schönen Hut zurück.

Und dann kam's, dann kam's —.

Der Dekan hielt die zitternden Hände hocherhoben und sprach mit leiser Stimme: „Nun, liebe Kinder, bekennt im Angesichte all dieser Zeugen, was ihr erkannt habt und glaubet. Ich glaube —"

Mit schallender Stimme fielen die Knaben und Mädchen ein, wie sie's noch gestern mit dem Vikar im Chor der Kirche geübt hatten: „Ich glaube an Gott den Vater —". Und es war kaum eines unter allen, dem es nicht bitter ernst gewesen wäre mit dem uralten Bekenntnis der Kirche.

Halblaut, jede Silbe betonend, betete Gerhard. Und seinen schönen Seidenhut hielt er nun fest zwischen Daumen und Zeigefinger, krampfhaft fest. Er hatte den ersten Artikel

gebetet, von Gott dem Vater, dem allmächtigen, der Himmel und Erde erschaffen, er hatte den zweiten Artikel begonnen von Gott dem Sohne, und als er an die Worte kam ‚gekreuziget, gestorben und begraben', da hob er die Augen auf zu dem Antlitz des Heilandes hoch droben im Chore. Mit lauter Stimme sprach er noch die Worte „gekreuziget, gestorben und begraben." Dann aber schloß er den Mund, senkte das Haupt und starrte auf einen Grabstein vor seinen Füßen. Und während die anderen schrieen „niedergefahren zur Hölle, am dritten Tage wieder auferstanden von den Toten, aufgefahren gen Himmel —", stand er mit zusammengezogenen Augenbrauen und starrte vor sich hin auf ein abgetretenes, unkenntlich gewordenes Wappenbild, starrte und schwieg.

Fünfundvierzig Stimmen hatten das Bekenntnis bis zum letzten Worte abgelegt. Wer hatte gehört, wann die sechsundvierzigste Stimme verstummt war?

„Sag mal, warum hast du denn zuletzt nimmer gebetet mit uns?" flüsterte das Gräflein an seiner Seite und sah den Gespielen erstaunt an.

Aber Gerhard blickte geradeaus, preßte die Lippen aufeinander und schwieg. Und er war sehr bleich, der Sohn des alten Frey.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Palmarum. Die braungoldenen Knospen der Kastanien hatten ihre Hüllen gesprengt und streckten der Sonne grüne, flaumige Spitzen entgegen.

Palmarum. Kleine Leute in lächerlich langen, schwarzen Röcken kamen aus der Kirche heraus in den Sonnenschein und freuten sich auf ein festliches Mahl.

4. Pro patria

Die Sonne war untergegangen, und auf den Höhen lag der feine rosige Schimmer des scheidenden Tages.

Über dem Bergfried der Grafenschlosses blähte sich die schwarzgoldblaue Fahne, und im Prunksaale standen die Fenster offen. Starke Frühlingsluft erfüllte den düsteren Raum.

Unverändert wie vor hundert und hundert Jahren ruhte das Städtchen am Fuße des Schloßfelsens; unverändert wie zu Zeiten der Türkenkriege stand der schwere Hausrat im alten, vertäfelten Saale.

An den Wänden aber hingen die Bilder von vielen Menschen, die einst als Kinder auf diesen Teppichen gespielt, als Gebieter die Huldigungen ihrer Untertanen angehört, als abschiednehmende Bräute mit Tränen an den Wimpern zum letztenmal oder als junge Frauen beklommen zum erstenmal ins weite Land hinaus geblickt hatten. Uralte Bilder auf kleinen Holztafeln, Männerköpfe mit bärtigen Gesichtern und wunderlichen Tuchkappen auf langen, lockigen Haaren; Frauen mit klösterlichen Hauben, verhüllt bis an die Augenbrauen, bis unter das Kinn; große Gemälde auf Leinwand, Mannsleute in Lebensgröße, barhäuptig, in blinkendem Harnisch, umwallt von der verlogenen Fülle fremden Haarschmuckes, mit trotzigen Augen, mit kühnen Schnurr- und Knebelbärten; kaltblickende Frauen mit Perlenschnüren in den Haaren, Frauen mit weißen, steifen Halskrausen, auf denen das Haupt lag wie auf einem mattglänzenden Teller; putzige Kindergestalten mit Federhüten auf den Lockenköpfchen, mit Puffärmeln und lang und steif bis auf den Boden herabreichenden Kleidchen. Und endlich Bilder aus naher Vergangenheit, Leute, deren Stimmen man noch zu hören vermeinte so zwischen Lichten in diesen Gemächern: Männer mit gepuderten, über den

Ohren feingerollten Haaren und steif abstehender Zopfmasche im Nacken, mit dem duftigen Spitzengebilde im offenen, farbenfrohen Rocke, mit großem Silberstern über dem Herzen; Frauen mit hochgetürmten, mehlbestreuten Frisuren, Damen, deren halbentblößte Brüste angstvoll aus engen Schnürleibern wie aus Porzellanvasen hervorquollen, kecke Damen mit hochgeschürzten Kleidern, durchbrochenen Strümpfen, Stöckelschuhen, vornehme Damen mit schwarzen Pflästerchen im Gesicht und mit dem alles beherrschenden Schäferstab in der Hand.

In diesen Augen hatten sich die brennenden Burgen des Bauernkrieges gespiegelt, unter diesen Miedern hatte es zum Zerspringen gepocht, als die Masse der Geknechteten im Lande flüssig wurde und sich brodelnd heranwälzte gegen die Mauern der Vornehmen. Diese Leiber waren erschauert unter den Schrecken des dreißigjährigen Krieges, und jene abgelebten Züge trugen sichtbare Spuren schändlicher deutscher Verwelschung.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Diener in festlichen Kleidern mit schwarzgoldblauen Fangschnüren, gepuderte Diener mit glatten Gesichtern, standen jetzt an den Wänden zum Dienst bereit. Im Lichterglanze des Kronleuchters blinkte eine reichgedeckte Tafel, funkelte der Silberschatz, dufteten die Blumen des Gewächshauses.

Noch einmal ging der alte Kammerdiener im schwarzen Leibrock um die Tafel, rückte hier eine Gabel, stellte dort ein Weinglas zurecht. Der Koch kam und setzte eigenhändig die Schalen mit Süßigkeiten zwischen die Blumen. Dann begab sich der Kammerdiener mit kurzen, leisen Schritten zur Meldung in den Empfangssaal, kehrte zurück und öffnete die Flügel.

Gedämpftes Plaudern und Lachen erklang von ferne und kam näher durch die Flucht der Gemächer. Paarweise

zogen sie ein zum festlichen Mahle: Der Graf und seine greise Mutter, zwei Schwestern der Gräfin und zwei französische Leutnants, die Gräfin und der französische Kapitän, die zwei halbflüggen Komtessen und der junge Vetter Brocken; endlich die beiden Konfirmierten mit dem Hauslehrer.

Sie standen an ihren Plätzen. Das Plaudern verstummte. Der Graf faltete seine Hände und befahl halblaut: „Johann!" Mit heller Stimme sprach der kleine Graf das Tischgebet.

Die Herren verneigten sich gegen die Frauen, die Frauen nickten, geräuschlos schoben die Diener die Stühle zurecht, und geräuschvoll setzte sich die Gesellschaft.

Die Suppe dampfte in den Tellern, und der Leibjäger begann den Tischwein in die Gläser zu gießen.

Als er zum französischen Kapitän kam, wandte sich dieser und sagte in herrischem Tone: „Ich beginne mit Champagner."

Der Jäger zog die Flasche zurück und warf einen fragenden Blick auf seinen Herrn. Der war rot bis unter die Haare geworden und nickte fast unmerklich. Bald darauf knallte im Vorsaale der Pfropfen.

Schweigend löffelten die Frauen ihre Suppe, geräuschlos glitten Diener hin und wieder. Die Komtessen sahen sich verstohlen an und lachten mit den Augen. Der Kapitän aber rief zu den beiden Konfirmierten hinüber: „Ein lustiges Fest heute, ihr Kinder — nicht? Solche Zeremonien lasse ich mir gefallen."

Die Knaben sahen einander an, und der wohlerzogene Graf antwortete halblaut in französischer Sprache: „Gewiß, mein Herr Kapitän." Gerhard aber warf einen Blick auf den Franzosen, richtete sich empor und sagte auch auf französisch: „Wir sind konfirmiert worden, mein Herr."

„Gewiß — konfirmiert, ganz recht." Der Franzose hob das Glas und trank es aus. „Erstkommunion, an und für

sich eine sinnlose Zeremonie, aber, wie ich sage, ganz hübsches Fest mit Geschenken, Champagner und dergleichen."

Unwillkürlich wandten sich die Gesichter der Kinder dorthin, wo die Großmutter saß. Die Greisin aber verzog keine Miene, legte den Löffel auf den Teller und sagte mit heller Stimme: „Ich hoffe doch, daß unsern Knaben die heilige Handlung keine sinnlose Zeremonie gewesen ist."

Der Graf räusperte sich und murmelte Zustimmendes, das niemand verstand, und der Franzose verneigte sich lächelnd. „Ich erinnere mich meiner Erstkommunion noch sehr wohl Frau Gräfin. Zuerst war die langweilige Geschichte in de Kirche, dann führte mich mein Pate ins Wirtshaus, und also feierte ich meinen Eintritt ins Leben würdig mit dem ersten Rausche und wußte wahrhaftig nicht, wie und wann ich ins Bett kam."

„Jeder nach seiner Art," sagte die Gräfin-Witwe und machte ein hochmütiges Gesicht, saß kerzengerade und nahm einen Schluck Wasser.

Die Lakaien brachten das erste Gericht, der Franzose aber hob das frischgefüllte Glas und trank es leer.

Die Soldaten begannen vom Krieg und von fremden Völkern zu erzählen und hieben tapfer in die Schüsseln. Mit halblauter, gemessener Stimme gab der Graf sein Teil zum Besten, schweigend aß die Gräfin-Witwe, und mit immer gleichem Lächeln quittierte die Gräfin-Gemahlin jedem seinen Beitrag zum Tischgespräch. Die Kinder schwiegen.

Nach einer Weile erhob sich der Graf und sprach stocken den kurzen Trinkspruch auf seinen Landesherrn. Stockend, denn dieser Pflichtspruch auf den Rheinbundfürsten, der die Grafschaft eingesteckt hatte, ward ihm noch jedesmal blutsauer, dem stolzen Reichsgrafen von gestern.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Dämmerlichte lag der Marktplatz. Jauchzende Kinder haschten einander, in langen Ketten spazierten rings um den Grafenbrunnen die Burschen und Mädchen — fein säuberlich getrennt, wie es die Sitte gebot. Dazwischen aber klirrten französische Reiter in ihren Sonntagsmonturen, fast lauter deutsches Volk. Und sie suchten sich an die Mädchen anzupirschen, unbekümmert um Sitte und Herkommen. Die einheimischen Burschen machten eifersüchtige Augen und wagten doch nichts. Die Mädchen aber gingen eng verschlungen und unbeirrt; sie waren sich ihrer geschlossenen Überlegenheit bewußt und dennoch heimlich durchschauert von widerstrebenden Gefühlen beim Anblick der klirrenden Macht.

Plaudernd saßen und standen die Alten vor ihren Türen.

Da begann die große Glocke der Pfarrkirche mit tiefer Stimme zu rufen, und gleich einem gehorsamen Kinde antwortete das Stimmlein der Schloßglocke herunter ins Tal. Jählings verstummten sie alle, die Jungen und die Alten; und auch von den Fremden schlug manch einer heimlich das Kreuz.

Zitternd verklangen die Töne in der lauen Luft, und nach allen Seiten liefen die Kinder auseinander. Auch aus den Ketten der Mägdlein löste sich die eine und andere Gestalt und huschte heim. Die übrigen aber schlossen sich noch enger zusammen. Schwatzend und kichernd bewegten sie sich — wie lange Uhrenzeiger um den alten Brunnen. —

Noch immer glotzte der Fette Ochse von seinem steinernen Sockel herab auf den Marktplatz, und weitgeöffnet waren die Torflügel, wie damals anno 1796; und wie damals stand ein ungefüger Reisewagen im großen Hof.

Zwei schwere Rosse klapperten hintereinander aus dem Stalle über die Katzenköpfe des Pflasters. Eine Öllaterne warf ihr unsicheres Licht auf die dreifachen Holzaltanen der Hofgebäude, und am dunkeln Himmel glänzten die Sterne.

Hinten, zu ebener Erde, waren die Fenster offen, und lautes Gelächter tönte heraus in den Hof. Und während der Kutscher den Handgaul heranführte, sagte er zum Hausknecht, der die Stränge des Sattelgaules ans Wagenscheit spannte: „Die Herrenleut' da drinnen im Hofstübel kümmern sich aber auch nit viel um den heiligen Palmtag."

Ihm entgegnete der Hausknecht: „Jetzt um die Zeit — das ist noch gar nix; um Mitternacht mußt wiederkommen, da kannst was erleben." Und er begann leise zu pfeifen.

„Wer sind's denn?"

„Lauter Studierte."

Zwei dunkle Gestalten kamen über den Hof, ein großer, hagerer und ein kleiner, dicker Mann. Und abermals ließ der Knecht das leise Pfeifen hören. Und als die beiden im Hinterhause verschwanden, sagte er: „Schau, schau — du gehörst also auch zu denen im Paradies?"

„Wer denn?" fragte der Kutscher und stieg auf den Bock.

„Der neue Herr Vikar."

„Und warum soll ein Vikar nit ins Paradies dürfen?" meinte der Kutscher und wühlte in seinem Geldbeutel.

„Ein sauberes Paradies!" Der Knecht nahm das Trinkgeld und reichte die Zügel hinauf. Der Wagen rollte hinein in den hallenden Torweg.

Eine Magd kam an den Brunnen und bewegte den pfeifenden Schwengel. „Laß, ich will dir pumpen," sagte der Knecht und schob sie zur Seite.

Aus den offenen Fenstern des Paradieses aber tönte nun gewaltig der Gesang zechender Männer:

Sonst war erwünschte Zeit,
wenn unsre Hieber klirrten
und feine Mädchen schwirrten
ohn' alle Sprödigkeit —
  o alte Zeit!

Nun ist verwünschte Zeit,
die Gänsefedern pfeifen,
die groben Weiber keifen
ganz ohne Schüchternheit —
o neue Zeit!

Sonst war erwünschte Zeit,
wenn sich die Rosse bäumten
und ins Gebisse schäumten,
zur tollen Jagd bereit —
o alte Zeit!

Nun ist verwünschte Zeit,
es geht mit Schustersrappen
und aufgeflickten Lappen
im Alltagskleid —
o neue Zeit!

Sonst war erwünschte Zeit,
wenn blanke Klingen blitzten
und volle Adern spritzten,
dir oder mir zuleid —
o alte Zeit!

Nun ist verwünschte Zeit,
der Wind streicht her aus Norden,
das Blut ist dick geworden,
ich such' dich weit und breit —
o alte Zeit!

Warum denn weit und breit?
Zu jeder guten Stunde
steigst du aus Bechersgrunde
in neuer Herrlichkeit —
o alte Zeit!

Komm her, du alte Zeit,
mit Lachen und mit Singen,
mit Peitschenknall und Klingen,
stoßt an, wir sind bereit —
o alte Zeit!

O liebe, alte Zeit,
wir halten dich in Händen,
du sollst uns nimmer enden
troß Tod und Ewigkeit —
du alte Zeit!

Vier Talgkerzen brannten auf dem großen, runden Tische, und im unsicheren Lichte, im Qualm der Tabakspfeifen, saßen eng nebeneinander sechzehn Gestalten auf hochlehnigen Stühlen. Ein behäbiger Herr hob den Degen und schlug dreimal mit der flachen Klinge zwischen die Krüge auf die Platte. Dann stand er auf und begann, zum Vikar gewendet:

„Altes, bemoostes Haupt! Wir kennen dich nicht, und wir kennen dich doch; du bist noch nie unter uns gewesen, und ist uns doch, als wärest du immer bei uns gesessen. An der Nasenspitze ist dir's anzusehen, daß du Fleisch bist von unserm Fleisch und Art von unserer Art. Zur Zeit freilich blickt diese Nasenspitze traurig hinein in eine Welt, die ihr neu ist, und schnüffelt mißtrauisch in eine Luft, die zahmer weht als auf hohen Schulen. Einerlei, auch du hast nun die Brücke überschritten, die hinter uns allen liegt, und mußt dich häuslich machen im fremden Lande. Was du auch draußen bist in den Ringmauern dieses Nestes zu Füßen des hochgräflichen Felsens — es kümmert uns nichts. Bist du aufgestellt, mensa, mensae zu treiben mit den Buben der Bürger, so prügele sie; sollst du klarliegende Rechtsfälle mit Kunst verwickeln zu unentwirrbaren Knäueln, so tu's. Bist du willens, das physische Ende der Menschen zu beschleunigen durch Arzeneien und Messer, so treibe deine Kunst im Schatten des Gesetzes; ist es dein Geschäft, die kargen Freuden der Menschen zu vergällen durch dunkle Prophezeiungen und griesgrämige Sprüche, so tu, wofür du bezahlt wirst. Was du auch draußen bist, es kümmert uns nichts. Aber da hierinnen gehörst du uns, da bist du nicht Schulmeister

und nicht Doktor, da bist du nicht Juriste und am allerwenigsten Pfaffe, da bist du nur — hörst du? — Bursch unter Burschen und hast draußen zu lassen, was nimmer hereinpaßt, und hereinzubringen, was draußen nicht gilt. Und wenn du das alles beherzigst, dann findest du hier hinten im Hofe des Fetten Ochsen wahrhaftig ein kleines Paradies zwischen den Runzeln der alten Erde. Und also — vivat, ihr Brüder!"

Sie sprangen von ihren Stühlen und stießen ihre Krüge an den Krug des Vikars und brüllten ihr Vivat. Und damit war dieser aufgenommen in die Kumpanei der alten Studenten des Städtleins.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Droben im Schlosse ging das Festmahl seinem Ende entgegen.

Wiederum hatte der Franzose das Gespräch auf die Bedeutung des Tages gebracht; denn es reizte ihn, die alte Gräfin herauszufordern. Und so rief er mit seiner durchdringenden Stimme, als hielte er auf dem Exerzierplatze: „Fürs gemeine Volk ist die Religion eine vortreffliche, vielleicht eine unentbehrliche Einrichtung — allerdings, um Vergebung, hauptsächlich die katholische Religion, als die einzige Volksreligion unter unserem Himmelsstriche. Und so ist es auch ganz in der Ordnung und klug gehandelt, wenn die höheren Stände die religiösen Zeremonien mitmachen und dem Volke mit ihrem Beispiele vorangehen. Im Ernste aber glaubt ja heute doch niemand mehr von uns allen an diese alten Märlein — nicht wahr, Frau Gräfin?"

„So —?" kam's gedehnt zurück.

„Möchte auch wahrhaftig wissen, wie weit einer in dieser Welt der klirrenden Waffen käme mit dem Palmenstengel der Demut in der Hand!"

„Selig sind die Sanftmütigen; denn sie werden das Erdreich besitzen," sagte die Gräfin-Witwe.

Der Franzose lachte: „Dieses Rezept sollte einer dem Kaiser verraten."

„Ich vermute, er kennt es, Herr Kapitän, und er ahnt wohl auch, daß jenes Reich größer ist als das seinige," sagte die Gräfin-Witwe.

„Größer unter Narren und Schwärmern, Frau Gräfin," lachte der Franzose. „Nein, nein, Sie irren; Religion ist heutzutage ein dürrer Ast, und keinem darf man raten, daß er sich im Ernste daraufsetze." Er machte eine Pause und sah herausfordernd umher. Dann rief er plötzlich und unvermittelt: „Es lebe die Erstkommunion!" Aber nur die beiden Leutnants hoben pflichtschuldigst die Gläser; die anderen alle saßen und rührten sich nicht. Der Kapitän biß sich auf die Lippe, schüttete den Wein hinunter und reichte das leere Glas über seine linke Epaulette zurück. Hastig nahm es der Leibjäger und stellte es gefüllt auf den Tisch.

Die Gräfin-Witwe aber griff nun den Kampf auf: „Wo keine Religion ist, da klafft ein leerer Raum. Und was wohnt also bei euch Franzosen an Stelle der Religion?"

Der Franzose reckte sich: „Die Ehre!"

„Herr Kandidat," rief die Gräfin zum Hauslehrer hinüber, „kann die Ehre die Religion ersetzen?"

„Es kommt darauf an, hochgräfliche Exzellenz, was der Herr unter Ehre versteht. In der Bibel ist vom ersten bis zum letzten Blatte zu lesen von der Ehre des Menschen."

„Bis dann im Neuen Testamente diese Art von Ehre zusammenbricht unter dem Spruche von den zwei Ohrfeigen," unterbrach ihn der Kapitän. „Aber ich vermute, daß die Deutschen von Ehre zunächst überhaupt noch nicht allzuviel verstehen."

„Wieso, mein Herr?" fragte nun der Graf.

„Ich bedauere, Ihnen von einer Wahrnehmung erzählen zu müssen." Der Franzose strich lächelnd seinen Bart. „Es

ist noch nicht lange her, da lagen wir einige Monate in einer deutschen Universitätsstadt. Ich interessierte mich für die fremden Sitten und knüpfte mit den Vornehmsten der Studenten Bekanntschaft an. Und da machte ich meine Wahrnehmungen. Herr Kandidat, Sie waren auch einmal Student?"

„Natürlich, mein Herr. Vor kurzem noch und in honoriger Gesellschaft."

„Nun, dann frage ich Sie, kennen Sie das Sprüchlein:

Es sind nur Ehrenwort gewesen.
Es ist doch alter Brauch und Sitt,
daß Ehrenwort die binden nit —?"

Der Offizier hatte die Verse auf deutsch gesprochen.

„Ich habe das Sprüchlein wohl auch schon gehört."

„Und nun frage ich Sie, wenn ein Student sein Ehrenwort verletzt, was geschieht ihm?"

Eifrig versetzte der Kandidat: „Also will es der Brauch: Wer es das erstemal bricht, muß freundschaftlich, wer es das zweitemal bricht, muß ernsthaft ermahnt werden."

„Und wer es das drittemal bricht?"

„Der wird aus der Gesellschaft ausgeschlossen," stotterte der Kandidat.

„Also doch ausgeschlossen?" Der Kapitän schnitt ein höhnisches Gesicht. Dann rief er laut über den Tisch: „Und wissen Sie, wie wir französischen Offiziere es in diesem Punkte halten? Wenn einer sein Ehrenwort gebrochen hat, dann schicken wir ihm den schwarzen Kasten mit den Pistolen."

„Sogleich?" fragte der Kandidat.

„Sogleich?" Der Franzose schnitt eine Grimasse. „Jawohl, sogleich. Auf was denn noch warten? Kann er das Ehrenwort, das er einmal gebrochen hat, zum zweitenmale brechen? Mein Herr, wächst uns denn die Ehre nach wie der Eidechse der Schwanz? — Diener, noch ein Glas! Und mit solchen Männern, mein Herr Graf, erobert der Kaiser den Erdkreis."

Es war totenstille im Saale, und mit Hingebung begann sich der Kapitän der süßen Speise zu widmen. Die Gräfin aber an seiner Seite flüsterte lächelnd: „Herr Kapitän, glauben Sie, daß das Philosophieren zu den Tafelfreuden zu rechnen ist?"

Der Fremde verneigte sich leicht. „Wie die gnädigste Gräfin befehlen. Nur noch einen Augenblick. Haben Sie heute morgen von Ihm gehört, Herr Graf?"

„Von wem —?"

„Nun, wenn ich von Ihm spreche, so spreche ich vom Kaiser," kam's in drohendem Tone zurück. „Und ich denke, das Städtchen ist voll von der Nachricht."

„Man hat uns gesagt, daß Seine Majestät heute nacht draußen im Lande die Heerstraße passiert hat," antwortete der Graf mit Zurückhaltung.

„Also vermisse ich, daß noch niemand den schuldigen Trinkspruch auf Seine Majestät den Kaiser ausgebracht hat," rief der Franzose. „Diener, füllen sie die Gläser — alle Gläser bis an den Rand!"

Die Diener warfen nicht erst verstohlene Blicke auf ihren Herrn. Sie glitten eilig und füllten die Gläser. Und mit finsterem Gesichte saß der Graf, der nichts mehr zu sagen hatte in seinem eigenen Schlosse.

Der Franzose erhob sich: „Seine Majestät der Kaiser, gleich einem Blitze fährt er herauf, und geblendet schließen die Völker ihre Augen. Die Straßen stäuben unter den Hufen seiner Rosse wie unter dem einherfegenden Sturmwinde, und der Sand fliegt den Unterworfenen in die Augen. Wenige Menschen haben sich ein Ziel gesetzt, sehr wenige von ihnen verfolgen ihr Ziel; dann und wann verfolgt ein Genie zu jeder Stunde sein Ziel — und dieses ist Herr über die sehr wenigen, die wenigen und über die Zahllosen. Seine Majestät der Kaiser ist solch ein Genie,

und auf den Fittichen der Ehre werden seine Befehle getragen in alle Lande. Ehre heißt die neue Religion, und sie hat die Verheißung, daß ihr der Erdkreis gehört. Ehre ist die Religion der Herren, und es steht in den Sternen geschrieben, daß eine Nation herrsche in Ehren, und daß ihr die anderen dienen als Knechte."

Alle waren aufgestanden, alle hatten ihre Gläser erhoben. Die Gläser klangen zusammen. „Es lebe der Kaiser!"

„Warum stehst du denn nicht auf?" sagte der Grafensohn leise zu Gerhard, und der Kandidat stieß sein Glas an das des Konfirmierten. Der aber saß zurückgelehnt auf seinem Stuhle, hatte die Fäuste in die Hosentaschen gebohrt und sah störrisch vor sich hin.

Alle hatten sich gesetzt, nur der Franzose stand noch mit dem vollen Glas in der Rechten. „Haben Sie gehört, junger Mensch da drüben — der Kaiser —?"

„O ja, ich hab's gehört."

„Nun also — Glas nehmen, aufstehen und sprechen — es — lebe der — Kaiser —!"

Der Knabe rührte sich nicht.

„Wird's bald —?" drängte der Franzose. Und auf der einen Seite zischelte der Kandidat, auf der anderen puffte der Grafensohn.

Da brach der Knabe mit bebender Stimme los: „Lieber lass' ich mich totschlagen."

„Oho, warum denn, junger Mensch?"

„Weil — ich ihn hasse."

„Ihr Sohn —?" Der Franzose richtete die schwarzglitzernden Augen auf den Grafen.

Zögernd antwortete dieser: „Der Sohn meines Arztes."

Der Franzose leerte sein Glas und schleuderte es über die Köpfe an die Wand. „Junger Mensch, merken Sie sich: Er wird nicht kleiner durch Haß, und Er hat noch alle seine

Feinde bezwungen. Gegen Kinder freilich kämpft weder der Kaiser noch sein Soldat."

Schweigend knabberten die Damen am Konfekt, schweigend aßen die Herren vom Käse. Dann glitten die Diener und stellten die dunkeln Schalen und die Gläser mit dem warmen, wohlriechenden Wasser vor Herrschaft und Gäste.

Als stände er vor seinem Waschtische, so kräftig spülte der Franzose seinen Rachen und spuckte geräuschvoll in die Schale. Hinter den Grafen aber trat der Kammerdiener und flüsterte, was nur sein Herr verstehen konnte. Die Rechte des Grafen lag auf dem Tisch und spielte mit dem Mundtuch. Kein Zug veränderte sich in seinem glatten Antlitze; nur die Augen flackerten, und die Finger schlossen sich krampfhaft um das Tuch.

Die Gräfin erhob sich, und lächelnd bot ihr der Franzose den Arm. Ruhig, als wäre nichts geschehen, führte auch der Graf seine Mutter aus dem Saale.

Der Letzte war der Kandidat mit den beiden Konfirmierten. Vor ihnen ging der junge Brocken mit den Komtessen. Der Grafensohn hatte den Arm in den seines Lehrers geschoben. Der Sohn des Arztes aber ging nebenher mit gesenktem Kopfe.

Da wandte sich der Grafensohn zurück: „Hör mal, Gerhard, es ist ja ganz nett gewesen, was du gesagt hast, aber —"

„Was aber, Johann?"

In diesem Augenblicke kam der Graf mit raschen Schritten aus dem Empfangssaale zurück; er machte ein finsteres Gesicht und ging wieder in den Speisesaal.

„Aber so 'was hätte ich in Gegenwart meines Herrn Papa niemals gewagt," vollendete der Grafensohn. „Hab' ich nicht recht, Herr Köhler?"

Der Kandidat flüsterte mit trockenen Lippen: „Er hat's ihm doch ordentlich heimgegeben, dem frechen Franzosen."

„Es ging um die Ehre," sagte Gerhard Frey.

Da wandte sich Brocken und lachte: „Ach was, unsereiner hat doch noch gar keine Ehre."

„Keine Ehre?" Der Arztensohn reckte sich. „Und wann kriegen denn Sie Ihre Ehre?"

Brocken lachte noch immer: „Ich glaube mit achtzehn Jahren. Aber ich will mich vorher noch einmal erkundigen. Es hat ja Zeit."

„Dummes Zeug!" murmelte der Kandidat. Aber man konnte nicht so recht verstehen, was er sagte und wen er meinte.

Die Ältere der Komtessen lehnte neben der Türe zum Empfangssaale, zog ihr Gesichtchen schief, verdrehte die Augen und rang die Hände: „Abscheulich heute — nicht wahr, Herr Köhler? Aber Sie, Gerhard, na, Sie haben sich tapfer gehalten, das muß man Ihnen lassen."

Gerhard war dunkelrot geworden und griff zaghaft nach der hingestreckten Hand. Das Gräflein aber meinte sorglich: „Es kommt doch noch sehr darauf an, was unser Herr Papa dazu sagt."

Die schlanke Komtesse wandte ihm das feine, schmale Gesichtchen zu und sagte von oben her: „Ei, Brüderchen, ich hätte gar nichts dagegen gehabt, wenn ihr alle miteinander sitzen geblieben wäret."

„Jawohl, daß der Kaiser käme und unser gutes, altes Schloß in die Luft sprengte. Nein, Schwester, wir Grafen können da nicht mittun; wir haben politische Rücksichten zu nehmen."

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Speisesaal stand der alte Kammerdiener vor seinem Herrn. „Ich will zu ihm —!" sagte dieser.

Eilig ging er den Korridor entlang, und neben ihm trippelte der Alte, immer einen Schritt hinterdrein, und

erzählte hastig atmend, mit bebender Stimme: „Der lange Michel ist doch sonst ein so ruhiger Mensch, aber heute hab' ich ihn gar nimmer gekannt."

„Also noch einmal, wie ist's angegangen?" forschte der Graf und ging die Stiege hinunter.

Klirrende Schritte kamen hinterdrein, und der Franzose drängte sich neben den Grafen. „Ich höre, es hat Streit gegeben zwischen Ihren Leuten und meinen Soldaten?"

„Ich begebe mich soeben an die Stätte des Unglücks, Herr Kapitän."

„Warst du dabei?" herrschte dieser den Kammerdiener an.

„Zuerst nicht, Herr Kapitän. Die Herren Soldaten wurden drunten im Saal gespeist, und der lange Michel wartete ihnen auf."

Der Graf übersetzte die Worte des Alten.

„Wer ist der lange Michel?"

„Ein Jägerbursche," sagte der Graf.

„Also weiter, Kammerdiener!"

„Nun also, ich hatte die Ehre, die Herrschaften bei der Tafel zu bedienen. Doch als ich vorhin, gegen Ende der Tafel, hinabkam, sah ich den langen Michel am Tische der Herren Soldaten stehen, und vor ihm stand der kleine Herr Wachtmeister."

„Mein braver Wachtmeister," sagte der Kapitän drohend.

„Und der lange Michel hatte den Herrn Wachtmeister an beiden Schultern gepackt —"

„Einen Soldaten des Kaisers?" schrie der Kapitän.

„Aber ich muß doch alles erzählen?" fragte der Kammerdiener ängstlich. „Und der lange Michel rief: »Du, das sag du noch einmal!« Da riß sich der Herr Wachtmeister los, griff in die Tasche, streckte den linken Arm aus, warf sich in die Brust und rief, wie wenn er wollte — ich muß doch alles erzählen? — wie wenn er Komödie spielen wollte: »Sengnörs

— Herren — wirr« — o, ich hab's wohl verstanden, so viel Französisch kann ich, »wirr«, sagte er, und damit schlug er sich auf die Brust — »mäh schiängs, Hunde, Deutsche, wuh, irr —!« Und damit tippte er den langen Michel mit dem Zeigefinger vor die Brust. Das verstand nun aber der Michel nicht."

Der Graf übersetzte.

„So, er hat's nicht verstanden, der lange Michel? Es ist aber doch deutlich gewesen," unterbrach ihn der Kapitän.

„Nein, er hat's gewiß nicht recht verstanden," sagte der alte Mann bekümmert; „denn es ist doch nur Spaß gewesen von dem Herrn Franzosen, und der lange Michel hätte lachen sollen — so aber, ach du Gott, griff er den Herrn Franzosen an, preßte ihm die Arme an den Leib, hob ihn hoch, hielt ihn weit ab, trug ihn, so sehr dieser auch zappelte und kreischte, hinaus vor den Saal und schloß die Türe. Aber — um Vergebung, ich muß doch alles genau so erzählen, wie ich es gesehen habe? — wie eine Katze sprang der Herr Franzose wieder herein, sprang an dem langen Michel hinauf und stieß ihn vor die Brust. Da wankte der lange Michel und stürzte zusammen."

„Es ist ihm recht geschehen," sagte der Kapitän und kehrte um.

„O, wenn er doch nur den Spaß verstanden hätte, der lange Michel!" jammerte der Kammerdiener. „Ist er denn nicht der Einzige von seiner alten Mutter?"

„Wo liegt er?" fragte der Graf mit tonloser Stimme.

„Wir haben ihn da herein gelegt." Der Kammerdiener öffnete eine Türe am Ende des Korridors zu ebener Erde.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Paradies brannten die Talgkerzen düster genug und vermochten den Qualm kaum noch zu besiegen.

Die Stimmen schwirrten. Neben dem Vikar saß der dicke Königliche Notar. Der nahm gerade einen kräftigen Schluck,

sog den Rauch aus seiner Pfeife und paffte ihn nachdenklich in die Höhe. „Da bleibt nimmer viel übrig, Bruder, wenn man die neue Theologie bei Lichte beschaut."

„Noch immer genug." Der Vikar kicherte in sich hinein. „Mir langt's."

„Da hast du's ja eigentlich nur noch mit dem ersten Glaubensartikel, Bruder?"

„Nun also!"

„Ei, den tät' ich aber auch noch ab, Herzbruder."

„Und warum denn?" Der Vikar sah den Dicken mißtrauisch an. Der aber machte ein bekümmertes Gesicht. „Schau, der erste Artikel allein — da steht's doch drinnen von einem Allmächtigen, der volle Gewalt hat über uns, und schau, ich fürcht' mich nicht leicht, aber vor dem könnt's einem schon grauen. Denn ich will doch leben und will leben auf meine Art. Und da könnt' sich's auf einmal fragen, ob's dem da oben auch recht ist, so wie ich's treibe. Ich sag' dir, Bruder, der erste Artikel — weg auch mit ihm! Der erste Glaubensartikel ist zu viel zum Leben und —."

„Und?" fragte der Vikar.

„Ei, wenn du's wissen willst — zu wenig zum Sterben."

Ärgerlich ergriff der Vikar den vollen Krug und wandte sich zu seinem andern Nachbarn: „Prost, Bruder!" Und er trank den Krug bis auf den Grund aus und machte die Nagelprobe.

„So ist's recht," rief der Assessor, trank Bescheid und schwenkte auch seinen Krug. „Laßt doch das öde Geschwätz von der heiligen Theologie! Wir wollen lustig sein. Aber mir scheint's, Bruder, du hast eine respektable Gurgel. Du hast nun in der halben Stunde vier Krüge geleert."

„Predigen macht eine trockene Kehle," rief ein anderer.

„Aber ich mein', das Saufen schlägt dir nicht an," setzte der Assessor hinzu.

„Wenn mir's anschlüge, ihr Brüder, dann müßte ich

dick sein wie ein Prälat," lachte der Vikar. „So aber — ihr Brüder, habt ihr schon einen so zaundürren Doctor cerevisiae gesehen?"

„Potz, du bist Doctor cerevisiae?" fragte der Assessor fast ehrerbietig. „Und mit wieviel Halben hast du doktoriert?"

„Mit fünfundvierzig Halben auf einem Sitz," sagte der Vikar. —

Im Hofe draußen entstand ein Tumult. Die Türe sprang auf, und ein Mann wurde in die Stube geschoben.

„Der Salomon — der weise Salomon!" riefen sie von allen Seiten.

„Ihr Herren, ich bitt' euch, lassen Sie mich gehen, wie ich bin gekommen."

„Nichts da, Salomon, du mußt uns jetzt eins vorsingen," brüllte der Rechtspraktikant und schob den Juden am Genicke gegen den Tisch vor.

„Wie heißt singen? Der junge Herr will sich machen mit dem armen Salomon einen Spaß?"

„Singen — singen!" riefen sie durcheinander.

„Lassen Sie mich heim, gnädige Herren, es liegt mir krank ein Kind, mein jüngstes, und es ist mir nicht zum Lachen und es ist mir nicht zum Singen, warum sollt' ich also lachen, warum sollt' ich singen in der bösen, betrübten Zeit?"

„Er lügt," sagte der Rechtspraktikant.

„Bei Gott, er lügt nicht, ihr Herren; es ist wahr, was er gesagt hat."

„Und wenn auch," rief der Notar durch den Qualm; „du hast — Salomon, wieviel Kinder hast du?"

„Elfe, Herr Notar."

„Also, was heulst du alter Stallhase, wenn eines krank ist von den elf Stallhasen, den jungen?"

„O Herr, ist uns nicht immer das Liebste von allen das Kind, wo ist krank?"

„Weiß ich's?" rief der Notar zornig. „Bin Junggeselle!"

„Salomon, du mußt bedenken, daß der Notar unmöglich wissen kann, welches von all seinen Kindern eben gerade krank ist," rief ein anderer am Tische.

„Ich verbitt' mir solche Scherze," murrte der Notar und nahm einen Schluck.

„Ruhe, ihr Herren!" rief ein Dicker von der anderen Seite herüber. „Und du, Salomon, sing!"

Der Jude machte ein klägliches Gesicht. „Haben Sie Barmherzigkeit, gnädiger Herr, ich kann nicht singen, es ist mir, als tät' mir stecken im Hals ein Brocken, ein großer."

In diesem Augenblick wurde dem Notar eine Wurst gebracht. Mit einem grimmigen Blick auf den Juden teilte er die fette Wurst, steckte die eine Hälfte in den Mund, nahm die andere vom Teller und trat vor ihn: „Da hast einen Brocken!"

Salomon bog den Kopf zurück und sagte: „Bin ich 'n Hund, daß Sie mir reichen ein Stück von Ihrem Teller, wo ich doch nichts will von Ihnen?"

„Oho, Jude, du wirst frech," rief der Notar. „Maul auf!"

Der Jude zitterte am ganzen Leibe: „Sie sollen mich lassen in Ruhe."

Einer nach dem andern war aufgestanden und nahegetreten. Sie pafften und lachten und hetzten und höhnten, und mitten in dem qualmenden Knäuel stand der Hebräer in seinem schwarzen Kaftan, und seine Blicke fuhren hilfesuchend von einem zum andern, seine Locken baumelten heftig, und mit vorgestreckten Händen rief er: „Sie machen Spaß, die Herren, die gnädigen, wo sie doch wissen, daß es mir Sünde ist, zu essen von dem Unreinen."

„Was mir, dem Königlichen Beamten, rein ist, das kann auch dir rein sein," sagte der Notar mit Würde. „Also — Maul auf!"

Lachend und paffend standen sie alle um den kleinen Mann. Der Rechtspraktikant aber packte ihn von hinten und preßte ihm die Arme an die Seiten.

„Maul auf!" befahl der Notar.

Da erspähte der Hebräer den Vikar unter den anderen und rief: „Euer Wohlehrwürden, ich wollt' Sie haben gebeten, daß Sie mir helfen in meiner Bedrängnis, daß Sie zureden den Herren, Ihren Freunden, daß sie nicht Unrecht tun an mir."

„Ich bin fremd hier und kenne die Ortsgebräuche nicht," lachte der Vikar.

Und ringsumher qualmten sie und wieherten und johlten.

„O, Sie wissen doch auch, daß einer halten muß, was ihm vorschreibt der Glaube seiner Väter, Herr Vikar —?"

Die Türe ward aufgerissen, und der Hausknecht stand auf der Schwelle: „Herr Vikar, Sie sollen aufs Schloß."

„Wer hat's gesagt?" fragte die hohe Stimme aus dem Qualm.

„Der Herr Graf läßt bitten," rief nun der Lakai hinter dem Hausknecht.

Da trat der Vikar mit der Pfeife unter die Türe, und hinter ihm drängten sich die Brüder. Der Jude entwich.

„Also was gibt's noch heut' abend?"

„Die Franzosen haben einen hochgräflichen Jäger gestochen."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Als sie den Berg hinanstiegen, erkundigte sich der Vikar: „Ein Junggeselle?"

„Ein Junggeselle, Euer Ehrwürden."

„Eine Liebesgeschichte?"

„Es ist keine Liebesgeschichte gewesen, Euer Ehrwürden." Und der Lakai erzählte den Hergang.

„Er ist sonst ein ordentlicher Mensch, dieser Jägerbursche?"

„Es kann ihm niemand 'was Böses nachsagen, Euer Ehrwürden."

„Das ist die Hauptsache," meinte der Vikar und wischte mit dem Taschentuch über seine Stirne.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

An der dicken Säule, die das Gewölbe der Dienerstube trug, staken in Ringen etliche brennende Kienspäne; der Rauch zog in Wölkchen über den kunstvoll gemeißelten Knauf und verlor sich im Dunkel des Gewölbes, und von Zeit zu Zeit fielen kleine, glühende Kohlenstücke herab in das Wasserbecken, zischten auf und erloschen.

Auf der Pritsche hinten an der Wand, neben dem Holzgestelle, auf dem die gewichsten Schuhe in Reihen nebeneinander glänzten, lag der Jägerbursche, der lange Michel, bleich, mit geschlossenen Augen; neben ihm kniete die Gräfin-Witwe. Am Fußende der Lagerstätte stand der Graf, und seitwärts von ihm warteten etliche Diener.

„Es dauert so lange," flüsterte die Gräfin-Witwe zu ihrem Sohn hinüber.

„Er kann unmöglich schon da sein, Frau Mama," kam die leise Antwort zurück.

„Der arme, der tapfere Mensch!" flüsterte die Gräfin, als spräche sie zu sich selber.

Da öffnete der Mann vor ihr die Lider, und das flackernde Licht der brennenden Späne spiegelte sich in großen, verwunderten Augen. Mühsam bewegten sich die Lippen, und fast unhörbar lispelte er: „Wo bin ich denn?"

„Ganz ruhig liegen bleiben, Michel — hörst du?" sagte die Gräfin und legte ihre Hand auf seine Stirn.

„Jetzt kommt mir alles," flüsterte der Gestochene. „Die Franzosen — o du mein Gott!"

„Und nichts reden — gelt Michel?"

Der Jäger schloß die Augen.

„Ich will dir nun alles sagen, was du denkst, mein lieber Patensohn," begann die Greisin. „Da ist deine alte Mutter — was soll aus der werden?"

Der Jäger öffnete die Augen, sah die Gräfin an, seine Augenwimpern zuckten, und seine Lippen bewegten sich lautlos.

„Nichts reden, Michel, ich rede für dich und ich denke für dich. Du liegst nun in Gottes Gewalt, der wird's machen mit dir, wie's ihm gefällt. Aber das versprechen wir: Solange wir selbst Brot haben, wird deine Mutter niemals hungern."

„Niemals," bekräftigte der Graf.

Mühsam wandte der Knecht die Augen und erkannte seinen Herrn.

„Also, das Irdische wäre abgemacht," tröstete die Gräfin. „Und für das andere ist auch schon gesorgt."

Die Türe ward geöffnet, die Späne qualmten, und der Vikar trat auf die Schwelle. Der Graf ging ihm entgegen. „Ein trauriger Anlaß, der Sie heute zum erstenmal unter mein Dach führt."

Der Vikar verneigte sich. Dann sagte er mit hoher, lauter Stimme: „Wird ja noch nicht aller Tage Abend sein — dum spiro spero — da darf man nicht gleich den Kopf hängen lassen. Wie viele kommen von hohen Schulen und laufen ihr Leben lang mit Lungenfuchsern herum, werden alt, kriegen Kinder und Enkel —."

„Er liegt in Gottes Gewalt, Herr Vikar," flüsterte die Gräfin-Witwe, die leise aus der Dunkelheit herangetreten war, und reichte ihm die Hand. „Der Arzt muß auch bald kommen. Aber ich fürchte, er kommt zu spät. Wollen Sie dem armen Manne einstweilen Trost geben?"

Abermals verbeugte sich der Vikar. Er küßte die Hand und richtete sich auf, und ein Brodem von Bierdunst kam aus seinem Munde, als er die Stimme gewaltsam zum

Flüstern zwang: „Das wollen wir schon machen, Eure hochgräfliche Exzellenz."

Der Graf und seine Mutter traten zur Dienerschaft. Der Vikar ging an das Lager und begann: „Na, mein Sohn, sterben müssen wir alle, da beißt die Maus kein' Faden ab, das weiß Er von Jugend auf so gut wie ich. Heute dir, morgen mir. Aber nur Mut, so geschwind geht das doch nicht immer. Hoffentlich ist Er für alle Fälle so klug gewesen, in seinem bisherigen Leben die Tugend zu lieben und das Laster zu hassen." Er hielt inne und schnappte hörbar nach Luft; denn er hatte von Anfang an falsch geatmet.

Da legte die Gräfin-Witwe die Hand auf den Arm ihres Sohnes und umklammerte ihn. Unmutig schüttelte der Graf den Kopf.

Mit frischen Kräften begann der Vikar: „So wird Er dann, wenn's ihm bestimmt ist, als sanfter, edler Mensch hintreten in den Lichtkreis des unfaßbaren und unsichtbaren höchsten Wesens und ihm bescheidenlich den Beglaubigungsbrief seiner guten Taten zu Füßen legen — verstanden?"

Mit leisen Schritten kam die Gräfin-Witwe neben den Vikar. Ein Hüsteln befiel sie; denn er roch so stark nach Tabak.

Mit offenen Augen lag der Todwunde auf seinem Bette und sah empor zum finstern Gewölbe, und der Widerschein der brennenden Späne funkelte in seinen Augen.

Der Vikar warf einen Seitenblick auf die greise Frau, hob und senkte krampfhaft die gefalteten Hände und fuhr fort in seiner Trost- und Erbauungsrede: „Aber wie gesagt, guter Jüngling, verzage Er nicht, wenn Er auch in Andacht den Geist richtet auf eine entfernte Möglichkeit; denn Gott verläßt einen wackeren Deutschen nicht, und nicht jedes Bette muß zum Sterbebette werden — Amen."

Da zupfte ihn die Gräfin-Witwe am Ärmel und sagte:

„Mit Verlaub, so kann ich's auch, gehen Sie weg da!" Und sie schob ihn ohne Umstände zur Seite, kniete am Lager des Jägers nieder, faltete die Hände und begann über ihm: „Hörst du mich, lieber Michel?"

Der Knecht wandte die Augen herüber und senkte die Lider. Da begann die Greisin wie eine Mutter am Lager ihres Kindes zu beten:

Wann ich einmal soll scheiden,
so scheide nicht von mir —

Die Lippen des Todwunden bewegten sich, und seine Augen waren starr nach oben gerichtet. Ein großer Tropfen quoll ihm aus dem Auge und rollte zur Seite über sein Gesicht. Da gingen auch die Augen der Greisin über; Träne auf Träne rann über ihre welken Wangen, und langsam fuhr sie fort in ihrem Gebete:

Wann ich den Tod soll leiden,
so tritt du dann herfür.
Wann mir am allerbängsten
wird um das Herze sein,
so reiß mich aus den Ängsten
kraft deiner Angst und Pein!

Und als sie den anderen Vers anhob, da fiel auch der Graf mit seiner tiefen Stimme ein:

Erscheine mir zum Schilde,
zum Trost in meinem Tod —

Und nun beteten sie alle, und die Türe öffnete sich, und die draußen standen, kamen auf den Fußspitzen herein, und die Stube füllte sich, und wie murmelnde Wellen ging es weiter und weiter und wurde zu langgestreckten, hochgehenden Wogen:

und laß mich seh'n dein Bilde
in deiner Kreuzesnot.
Da will ich nach dir blicken,
da will ich glaubensvoll

dich fest an mein Herz drücken.
Wer so stirbt, der stirbt wohl.

Das Antlitz des Jägers hatte sich sehr verändert. Der Kopf sank nach vorn, ein Blutstrom quoll gurgelnd aus seinem Munde, die Augen wurden glasig. Die Wogen des Gebetes fluteten über seinen Leib, sie fluteten aus der engen Zeitlichkeit, hinaus ins Unermeßliche, Unendliche, hinüber an die Gestade der Unbeschränktheit und nahmen die freigewordene Seele auf ihren kristallenen Rücken.

Die an der Türe traten zur Seite. Der Arzt kam.

Die Gräfin wischte das Blut von den Lippen und von den Wangen des Jägers und erhob sich: „Er tritt die große Reise an, Herr Doktor."

Der alte Frey beugte sich herab auf den Röchelnden. Dann richtete er sich auf und nickte.

Mit einem tiefen Seufzer verschied der Mann. Die Gräfin-Witwe aber fuhr mit leisen Fingern über seine Lider und schloß sie.

„Pro patria!" sagte der Arzt feierlich und faltete seine Hände.

Der Graf aber neigte sich nahe ans Ohr seiner Mutter und raunte bewegt: „Da sollte nun ich liegen, nicht aber der Knecht."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nacht war's. Karl Frey saß neben dem Bette des Bruders. Auf dem Tisch am Fenster brannte ein Talglicht.

„Man könnte dich beneiden," sagte Karl. „Aber ich bin froh, daß ich einen solchen Bruder habe."

„O laß doch, ich hab' ja gar nicht anders können."

„Und vergiß mir die Schmach niemals — hast du gehört?"

Der Kleine nickte.

Der Große fuhr flüsternd fort: „Hast du schon einmal von den Kreuzfahrern gehört, die gegen die Ungläubigen ausgezogen sind?"

„Mit einem weißen Kreuz auf dem Rock und mit dem Rufe, Gott will es!" rief Gerhard.

„Ganz recht. Und hörst du, es muß auch jetzt wieder zu solch einem Kreuzzug kommen in deutschen Landen."

Er sprang auf und hob die Arme: „O dürfte ich doch von Hochschule zu Hochschule und dürfte durch alle Gassen laufen und emporschreien zu allen Fenstern, wo Studenten wohnen — Burschen heraus! Denn es ist die Zeit vorhanden, wo alles ankommt auf uns Studenten."

Der Gymnasiast hatte sich aufgesetzt und rief: „Dann müßten sie kommen, ob sie stehen oder liegen, müßten kommen mit der nächsten, besten Waffe in der Hand und müßten weiterrennen mit dir und schreien: Burschen heraus!"

„So lieb ihnen ihre Ehre wäre," sagte der Student.

„O Bruder, ich kann's kaum erwarten!"

Drittes Buch

Aus tiefer Not

Jede Fähigkeit und jeder Trieb unserer Seele sind in ihrer eigenen besonderen Art der Verderbnis ausgesetzt: und im Menschen oder in der Außenwelt ist eine Macht oder ein Zustand des Bösen beständig bemüht, jede Herrlichkeit seiner Seele, jede Kraft seines Lebens zum äußersten Grade des ihnen möglichen Verderbens herabzuziehen. Je schöner sie sind, desto furchtbarer ist der Tod, der ihre Entartung ahndet.

John Ruskin.

1. Vortrunk

Die ersten Sterne waren am wolkenlosen Himmel hervorgekommen. Über die Wiesen kroch der Nebel — ganz am Boden hin. Herbstgeruch erfüllte die frische Luft.

Auf dem Pfädlein, das in vielen Krümmungen dem Bache folgte, schritten langsam, ja es schien, als wateten sie durch den Nebel, drei Gestalten, zwei Männer und zwischen ihnen eine Frau.

„Also morgen — morgen! Es ist mir immer weh ums Herz, wenn ich euch ziehen lassen muß, meine Söhne."

„Unsre Gefühle teilen sich an solchen Tagen," meinte der eine von den zweien. Und mit leisem Lachen fügte er hinzu: „Es wäre vielleicht sogar schrecklich, wenn wir jahraus, jahrein da heraußen sitzen müßten. Meinen Sie nicht auch, Mama?"

„Und doch tut mir das Scheiden immer bitter weh," beharrte die Frau; „denn die Gefahren sind groß."

„Verlassen Sie sich darauf, wir kennen die Gefahren, und wir wissen ihnen zu begegnen," nahm nun der andere das Wort.

Da blieb sie stehen, verschlang die Hände und sah zum schwarzen Wald hinüber. Sie hatte ein schönes, fast noch jugendliches Antlitz. Die Stirne war hoch und auffallend gewölbt. Die feingeschnittenen Lippen zuckten, und langsam rollten ihr die Tränen über die Wangen.

Ergriffen standen die Söhne und sahen heimlich in ihre großen, dunklen Augen, sahen verlegen zu Boden und wußten gar nichts zu sagen.

Endlich nahm der Ältere das Tuch von seinem Arme und legte es ihr sorgsam um.

„Ich danke dir, Christian.“ Sie schritt weiter und zog das Tuch fest um ihre Schultern.

„In zahllosen Häusern kommt es jetzt wieder zum Abschiednehmen. Erinnert ihr euch noch, wie wir vor einem Jahre diesen Weg gegangen sind?“

„Es ist am gleichen Tage gewesen,“ antwortete der Jüngere.

„Ganz recht, Wolfgang.“ Sie blieb wieder stehen und hob die Hand. „Es war der gleiche Tag, und es war der nämliche Abendstern, der auch heute dort über dem Walde leuchtet.“

„Wir wissen es und werden es niemals vergessen,“ sagte der Ältere.

„Niemals,“ antwortete die tiefe Stimme des Jüngeren.

Sie faltete die Hände und ging weiter durch den steigenden Nebel. „Ich habe euch nicht gefragt, meine Söhne, ob ihr noch freien Auges hinaufschauen könnt zu dem friedvollen Gestirne.“ Sie hob das Haupt und vollendete nicht ohne Stolz: „Das weiß ich seit jenem Abend im Sommer, wo ihr in die großen Ferien gekommen seid.“

Die Söhne schwiegen.

„Heute aber will ich mein Gelöbnis wieder auf ein Jahr erneuern. Immer werde ich beten für euch — insonderheit aber jedesmal, wenn ich ihn abends herüberkommen sehe über den Wald, den göttlichen Stern.“

Die Söhne gingen schweigend neben der Mutter, und die Nebel stiegen höher und höher.

Ihre Stimme bebte, als sie fortfuhr in ihrer Rede. „Ihr sollt mir nichts geloben, nein, nur ich gelobe, daß ich bete für euch. Und wenn ihr ein Übriges tun wollt, dann denket jedesmal beim Anblick dieses Sternes: Nun hat die Mutter gebetet für uns.“

Der Jüngere war es, der tastete zuerst nach ihrer Hand. Aber als es der Ältere bemerkte, da legte auch er seine Hand

in die andere Hand der Mutter. Und so gingen sie schweigend zu dritt in der kühlen Herbstluft über die nebeligen Wiesen dem Dorfe entgegen, dessen Lichtlein vom Ende des Tales herabgrüßten.

Nach einer Weile sagte die Mutter: „Von dem, der beten kann, gehen Kräfte aus, es ist unsagbar und unbegreiflich und ohne Zweifel. Es müßte schön sein, vermöchte man mit der Geschwindigkeit des Blitzes in die Ferne zu schreiben, was einem das Herz erfüllt, und oft schon habe ich mir's gewünscht, wenn ich meiner Kinder gedenke, die da und dort leben, ferne vom Vaterhaus. Aber ich bedarf der Zauberkunst nicht: ich bete, und siehe, ich bin mit dem vereinigt, für den ich bete. — Beklagenswertes Kind, dessen keine betende Mutter gedenkt!"

Sie kamen näher dem Dorfe. Mit hellem Schlage fiel der Hammer achtmal auf die Glocke.

„Meine Söhne, es mag viele geben auf hohen Schulen, für die keine Mutter mehr betet. Ich habe ein Anliegen — seht ihr einen, von dem ihr solches vermutet, dann erbarmt euch seiner!"

Sie gingen schweigend neben ihr.

Nach einer Weile räusperte sich Wolfgang, der Jüngere: „Wir müssen ehrlich sein, Mama. Kein honoriger Bursche erwartet, daß man sich seiner erbarme."

Da blieb sie stehen. Und es war ein gütiges, herzliches Lachen, das ihr entfuhr. „Kann mir's ja denken. Sind stolze Leute, die Herren Studenten, rauh und stachelig wie Roßkastanien in der Schale, und es wäre gänzlich verfehlt, wolltet ihr nun an Widerstrebenden Samariterdienste üben." Sie lachte wieder so herzlich. „Vielleicht am Baron von Brocken oder am — wie heißt ihr ihn doch immer? — Truthahn — richtig — am Truthahn."

Und nun lachten auch die beiden honorigen Burschen an ihrer Seite.

„Der Brocken hieße uns schön in die Kanne steigen und trinken, bis wir platzten," ließ sich der Jüngere vernehmen.

„Und doch kommt mir's vor, als wären gerade diese beiden des Erbarmens bedürftig," sagte sie nun wieder ernsthaft und sehr bestimmt. Und nach einer Weile setzte sie hinzu: „Ich denke an die furchtbaren Worte, die auf den ersten Blättern der Bibel stehen, an die Angeln, in denen sich alles Böse der Welt dreht."

Sie schwieg. Da fragte der Ältere: „Welche Worte meinen Sie, Mama?"

„Die Worte, die Kain zu seinem Gotte sprach, als dieser ihn fragte nach Abel: Soll ich meines Bruders Hüter sein?"

Sie hatten das Dorf erreicht und gingen noch immer Hand in Hand zwischen den Hecken die Straße hinauf. Dann öffnete der Ältere das Pförtchen, das zwischen zwei Nußbäumen in den herbstlichen Garten führte. Zur Linken ragte die Kirche mit dem kurzen, dicken Turme finster und massig gegen den Himmel empor, vor ihnen stand die Längsseite des Pfarrhauses, blinkten freundlich die erleuchteten Fenster unter dem gebrochenen Dache.

Der Gartenweg war breit, und so konnten sie zu dritt nebeneinander zwischen den scharfriechenden Buchsrabatten dahingehen.

Unter der Haustüre, zu oberst auf den ausgetretenen Steinstufen, stand ein kleines Mädchen. Das hüpfte von einem Bein aufs andre und klatschte in die Hände. „O, da seid ihr ja endlich! Und heute abend gibt's 'was Feines. Wißt ihr, was? Milchsuppe, Kartoffeln, Butter und Häring. Das Abschiedsessen. Aber so kommt nur! Bruder Christian —"

Der Ältere war die Stufen emporgesprungen und hob die zappelnde Kleine in die Höhe.

„Bruder Christian —!" Sie kreischte vor Vergnügen.

„Und gelt, heut abend spielst du noch einmal Domino mit uns Kleinen?"

„Darf ich auch mittun, liebe Maus?" fragte der Jüngere.

„O, Bruder Wolfgang — alle, alle spielen wir Domino."

„Und die Mutter gibt dürre Zwetschgen dazu," sagte die Pfarrfrau.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Christian und Wolfgang Eysen bewohnten gemeinsam eine Stube im obern Stockwerk.

Es ging auf Mitternacht, als sie die Stiege emporkamen. Die kleinen Fenster standen offen, und kühle, starke Luft erfüllte den Raum.

Wolfgang stellte den Leuchter mit dem Talglicht auf den Tisch; dann trat er ans Fenster, atmete tief auf und beugte sich hinaus.

Im silbernen Lichte des Mondes lag das Tal — stundenweit schweifte der Blick über endlose Wiesen zwischen niedern, bewaldeten Höhen.

Der ältere Bruder stand am Bücherbrette und suchte etwas. Da sagte der Jüngere: „Herrgott, Christian, was haben wir doch für vortreffliche Eltern!"

„Das hast du wohl erst heut entdeckt?"

„Wenn wir einmal ganz alte Knaben sind und schauen zurück — ich vermute, das Haus da wird uns im Sinne liegen als das verlorene Paradies."

„Da könntest du recht haben," sagte Christian. Und nun hatte er auch gefunden, was er wollte. Er ging mit einem offenen Buche an den Tisch und setzte sich vor das flackernde Licht.

„Und wenn ich nun denke, was die gute Mama uns alles gesagt hat, so fein, so echt weiblich — o mein Bruder, die Menschheit wäre doch längst in Sumpf und Moor gegangen, wenn sie sich nicht fortwährend erneuern dürfte in der selbstverständlichen Reinheit der Frau."

Der Ältere sah in sein Buch und las laut: „Dem Guten steht das Schlechte wohl feindlicher gegenüber als dem Nichtguten. Ebenso behaupten wir, daß gerade die bestbegabten Seelen durch schlechte Erziehung besonders schlecht werden." Und nun klappte er sein Buch zu, setzte sich auf sein Bett und zog die Stiefel aus.

„Plato?" fragte der Bruder nach einer Weile vom Fenster her.

„Plato," antwortete der Ältere mit Nachdruck.

„Ich weiß, wo du hinaus willst." Der Jüngere kam heran.

„Hinaus willst, ganz richtig." Der Ältere lachte spöttisch.

„Also wirklich aus der Gesellschaft hinaus?" fragte der Jüngere mit bebender Stimme.

„Kann sein bei der nächsten Gelegenheit," murrte Christian Eysen. Dann stand er auf und ging in Strümpfen zum Tisch. Und heftig, halblaut, zuweilen nur scharf flüsternd, sagte er: „Das ist's eben, von Haus aus sind wir mit all unserm Fühlen und Denken aufs Gute gerichtet, und darum laufen wir Gefahr, durch die schlechten Einflüsse auf hoher Schule ganz besonders schlecht zu werden. O, der verfluchte Zwiespalt!"

„Ich bezweifle die Richtigkeit des Plato'schen Satzes," rief Wolfgang.

„Und ich denke an die gesunden Äpfel, die mit den faulen in einem Korbe liegen," sagte Christian.

„Im brausenden Leben bewährt sich die Kraft der Grundsätze."

„Ich glaub's ja, daß du nicht untergehen willst im Saufen und Raufen, und daß du ehrbar zu leben gedenkst wie so mancher unter uns."

„Ganz recht, wie du und so mancher. Hat uns als Füchse keiner gehindert, werden wir auch übers Jahr als Alt-

burschen der guten Mama froh und frei unter die Augen treten können."

„Du mußt doch vieles hinnehmen, was dir nicht gefallen kann, und zu manchem schweigen, was ein scharfes Wort verdiente."

„Unsere Gesetze sind gut; sie geben einem wohlgesinnten Burschen starke Handhaben. Der Bursch kann manches sagen, was dem Fuchsen niemals erlaubt war."

„Es ist ein buntscheckiges Volk, das zu den Farben unserer Gesellschaft geschworen hat."

„Genau so buntscheckig wie draußen die Menschheit."

„Ich zöge vor, nur mit Meinesgleichen zu leben."

„Gerade in der Mannigfaltigkeit erkenne ich die Schönheit und freue mich ihrer."

„Vereine Gleichgesinnter, das ist's, was wir brauchen."

„Langweilig, für die Allgemeinheit wenig ersprießlich. Faulkissen des Hochmuts."

„Wissenschaftliche Vereine schweben mir auch vor."

„Also Gesellschaften von Theologen, Juristen, Philosophen —?"

„Ganz recht."

„Vor solcher Eintönigkeit würde mir grauen. Gerade im täglichen Verkehr mit Juristen, Medizinern, Philosophen finde ich mein bestes Vergnügen. Da käme man schließlich noch zu lutherischen und kalvinischen Studentenverbindungen."

„Ganz richtig, Wolfgang —!"

„Und die Katholiken tun sich natürlich auch zusammen —?"

„Meinetwegen auch diese."

Der Jüngere hob entsetzt die Hände. Dann aber lachte er laut auf. „Jetzt wär' mir aber doch fast übel geworden bei deinen schlechten Witzen."

Der Ältere zuckte die Achseln und stand auf. „Hier denken wir halt verschieden."

„Mach's wie ich, Christian. Sei nun einmal ein Semester lang mit Leib und Seel ein Franke. Denke gar nichts anderes, als: ich habe mich den Farben Gold-rot-gold ergeben, und es ist meine verdammte Pflicht, sie mit allen meinen Kräften zu lieben. Und dann wollen wir weiterreden an Ostern."

„Du bist ein Phantast, Wolfgang."

*

Am nächsten Morgen war's.

Der Baron von Brocken ließ die Fenster seiner Arbeitsstube niemals öffnen, nicht Winters und nicht Sommers. Er behauptete, im Winter brauche man zwischen seinen vier Wänden keine kalte und im Sommer keine warme Luft.

Da war's nun allerdings kühl in dem großen, gewölbten Raum, sehr kühl an diesem Oktobermorgen. Aber die eingesperrte Luft war dumpf, und es roch nach Tabaksrauch von gestern, nach dem Lederzeug der Sättel und Geschirre, die in einer Ecke lagen, nach den Sämereien, die auf einem Tische in Pappschachteln aufgestapelt waren, und nach drei oder vier Hunden, die sich auf einem zerrissenen Teppich am kalten Ofen dehnten.

Der Baron saß in einer tiefen Fensternische an seinem mächtigen Schreibtisch und starrte mit gerunzelter Stirne und zusammengezogenen Brauen in eine eiserne Kassette. Der Sohn aber, der neben ihm stand, lächelte verstohlen auf ihn herunter. Und es war ein seltsam verbissenes Lächeln: er hatte den linken Mundwinkel zurückgezogen wie ein Jagdhund, der auf dem Anstand steht, und es war, als wollte er sagen: — na ja, jetzt hat er halt wieder das Kassettengesicht, der Alte.

Zwei, drei, vier Röllchen nahm der Baron heraus und legte sie mit spitzen Fingern auf die Tischplatte. Vier Röllchen. Nun lächelte der Sohn nicht mehr. Vier Röllchen? Wahrhaftig, der Alte benahm sich honett.

Er war ein schlanker, hochgewachsener Mensch geworden seit jenem Palmtage, der junge Hanskarl Brocken, ein geschmeidiger Bursche mit dichtem, schwarzem Haar und dunkeln, scharfen Augen unter eng zusammengewachsenen Brauen. Die Stirne war ein wenig zu niedrig, die hagern Wangen waren etwas gelblich. Aber das schwarze Schnurrbärtchen legte sich keck heraus über rote Lippen. Und als ihm nun der Vater das Geld hinschob, da lächelte der Junge sonnig, unbekümmert, fast mädchenhaft, und der Alte hatte den Mundwinkel zurückgezogen und hatte das seltsam verbissene Lächeln des Jungen von vorhin. Aber es war doch anders anzusehen, das Lächeln des Zweiundzwanzigjährigen als das Lächeln des Fünfzigjährigen. Denn aus dem Mundwinkel des Jungen leuchteten blinkweiße Zähne; im Mundwinkel des Alten klaffte die Lücke.

„Sie sind überaus gütig, Papa."

„Glaub's wohl, Herr Sohn. Aber bitte, da steck nun zum Abschied mal deine Nase herein."

Er hatte die Kassette gehoben und hielt sie dem Burschen hin.

„Es könnte wohl mehr darinnen sein," lächelte Hanskarl.

„Ganz richtig, Herr Sohn. Und es wäre auch mehr darinnen, wenn du im vergangenen Jahre nicht an die elfhundert Gulden verputzt hättest."

„Sie scherzen! So viel Geld kann ich mir ja gar nicht einmal vorstellen."

Er lächelte noch immer, und wieder blinkten die Zähne aus dem halbgeöffneten Mundwinkel. Doch es war nicht mehr das sonnige Lächeln von vorhin. Und er beeilte sich, die Röllchen in die Tasche zu stecken.

„Der wirtschaftliche Sinn meines Herrn Papa wird diese Kassette in Bälde wieder bis an den Rand füllen."

Der Alte stand auf, warf den Deckel zu, drehte den Schlüssel um und sagte barsch: „Dummer Junge, spare

deine Sprüche zum Teetisch auf. Bei mir sind sie nicht angebracht. Und daß du's nur weißt: Ich bin weder der Fugger in Augsburg, das heißt ein Geldpfeifer, noch auch des Vetters hochgräfliche Exzellenz, sondern ein armer Landedelmann von der obskuren freiherrlichen Seitenlinie. Deinem Urgroßvater kam unter sotanen Vermögensumständen der Grafentitel lächerlich vor, und der Baron Brocken war ihm lieber als die wurmstichig-hochgräfliche Pracht."

„Leider," sagte der Junge und machte ein betrübtes Gesicht.

„Und wenn du so weiter wirkst, dann kannst du zuletzt auch noch den Freiherrntitel einsalzen und dich von Kümmerlich schreiben. Deine fünf Schwestern wissen ja von Kindesbeinen an, daß sie nicht mehr als zweitausend Gulden Aussteuer kriegen, eine jede, und damit basta. Aber das Hungertüchlein kann und darf ich ihnen denn doch nicht mitgeben. Verstanden? Also denk zuweilen daran. Gute Lehren geb' ich dir nicht mit ins fünfte Semester; denn du pfeifst mir doch nur ein Liedel darauf. Wenn du's toll treibst, so ist das deine eigene Sache. Nur das eine bitt' ich zu bedenken: Der Ofen da —" er tippte den Sohn auf die breite Brust — „der Ofen da mag einen guten Zug haben. Aber wenn ich nichts mehr ins Schürloch stopfen kann aus der da —" er schlug mit der flachen Hand auf den Deckel der Kassette — „dann geht dein Schnaufer von selbst aus. Ich hab's gesagt, und nun ade."

Er reichte dem Sohne die Hand und sah ihm von der Seite her ins Gesicht.

Der Sohn verbeugte sich tadellos. „Leben Sie wohl, Papa, und vielen Dank."

Draußen im Korridor wartete ein Mädchen: „Auf einen Augenblick, mon cher!" Sie öffnete eine Türe und trat in die Stube.

„Auch du, meine Schwester?“ Es war wieder das sonnigste Lächeln. „Aber mach's gnädig. Ich habe noch den ganzen Mund voll Bitternis.“ Er schluckte und schnitt ein klägliches Gesicht.

Das schöne Mädchen in dem einfachen Kleide kämpfte zwischen Lachen und Weinen.

„So ernsthaft ist's, Jeannette?“

„Hanskarl, ich habe in deinem Koffer dreiundvierzig Champagnerpfropfen gezählt — damals, zu Beginn der Ferien.“

„I was, Kleine, nichts als eine harmlose Korksammlung vom Semester her.“

„Hanskarl!“ Sie faltete die Hände und sah ihn bittend an. „Ich meine, wir sollten nicht Komödie miteinander spielen. Freilich, es will mir oft scheinen, als wär's ein Theater: vor den gemalten Kulissen agierst du, hinter den Kulissen stehen wir und sehen die groben Lattengerüste und die Wirklichkeit. Es waren schöne Ferien, und ich bin getreulich bemüht gewesen, dir nichts von Latten und Bindfäden zu zeigen. Und du warst uns auch ein lieber Bruder, untadelig, und es wird uns and nach dir tun. Aber verzeih mir halt, wenn ich jetzt nicht nur ade sage. Wer soll's denn besorgen? Die Mutter müßt's. Aber die kann's ja nimmer. Also bleibt's an mir hängen.“

„Mach's gnädig, Jeannette, kleine Mama!“

„Hanskarl, gnädig mußt du's machen. Im Frühjahr hat Minette Hochzeit. Wir müssen jetzt an die Aussteuer gehen.“

„Ei, so geht halt!“ rief er kläglich.

„Wir haben noch keinen Pfennig vom Papa herausbekommen.“

Der Bruder schwieg.

„Wir Schwestern wissen ja —“

„O schweig, Jeannette, es ist so jämmerlich.“

„Es ist nicht jämmerlich; denn es ist gute Sitte von altersher. Das Haus muß stehen bleiben. Man kann nicht Steine aus der Mauer reißen. Aber —“

„O schweig, ich weiß doch, was du sagen willst.“ Er zog sie an sich und drückte einen Kuß auf ihre Stirne.

„O Bruder!“ Sie schluchzte. „Ich gehe nun getrost in den Winter. Du denkst doch gewiß an deine Schwestern. Und vor allem wirst auch du keine Steine aus den Grundmauern nehmen. Gelt? Und wirst nimmer so schrecklich viel Champagner trinken — gelt?“

Hanskarl sah in diesem Augenblick wirklich recht hübsch aus. Es war eine Mischung von Nachgiebigkeit, Zärtlichkeit und Zerknirschung, die ihm vorzüglich zu Gesichte stand. Ganz gerührt blickte das liebliche Mädchen zu ihm empor. Ach Gott, was sie doch für einen scharmanten Bruder besaß! —

Noch einen flüchtigen Kuß auf die Stirne des Hausmütterchens! Dann hinaus in den kühlen Flur, wo die vier andern warten mit nassen Augen. So, nun jeder einen Kuß gegeben, jede einmal herumgewirbelt, jeder noch ein Scherzwort zugeflüstert — und dann hinaus, über die Steinstufen hinunter in den offenen Wagen — noch einmal — — ei, da steht ja der Herr Papa hinter den Schwestern, also etwas Ehrerbietung in den letzten Gruß geheuchelt — — und nun, heisa, um die Ecke, heisa, ins fünfte Semester! —

Uff! Doch eine rechte Anstrengung, dieses Abschiednehmen unter den verschiedensten Voraussetzungen. Aber war er denn nicht der sieghafte Kerl, der sich so oft schon gerühmt hatte, daß er mit seinen Gesichtsmuskeln alle menschlichen Stimmungen nach Belieben und nach Bedürfnis wiedergeben könne?

Der Wagen rollte an der niedern Parkmauer hin, die Ulmen und Linden strichen vorüber, nun rollte er über die Steinbrücke hinaus zwischen die Pappeln. Der Student

hatte sich behaglich zurückgelehnt und setzte die kurze Pfeife in Brand. Rauchwölkchen zogen hinter dem Wagen her.

Auf den weitgedehnten Wiesen im breiten Tale grasten die Rinderherden, und zahllose Halsglocken bimmelten friedlich durcheinander. Ehrerbietig grüßten die Leute, gnädig dankte der junge Herr.

Ein Himmel von wunderbarer Bläue war ausgespannt. Und schon lag der gelbe Schimmer des Herbstes auf den Waldhügeln.

Eine halbe Stunde rollte der Wagen die Chaussee hinab. Dann ging's mit dumpfem Gepolter über die Holzbrücke des Städtchens, durch den finstern Torbogen, über die Katzenköpfe des Pflasters.

Richtig, da stand er, oben auf der Freitreppe des Amtshauses.

Ein lustiges Winken aus dem Wagen, ein Winken von den Steinstufen. „Morgen, Leibfuchs!" Der Wagen hielt.

Mit einem Ruck hatte der Studio im Wagen sein Gesicht in andere Falten gebracht, in die einzig richtigen Falten. Jetzt war er nicht mehr der bezaubernde Bruder, nicht mehr der gnädige Herr Baron — jetzt war er nur noch der Altbursch Hanskarl von Brocken.

Ein kleiner, schlanker Mensch hatte seine Reisetasche dem Kutscher zugeworfen und sprang in den Wagen.

„Na, Truthahn, wie geht's?"

„Wie wird's gehen? Gottsjämmerlich geht's, Leibbursch."

Der Wagen rumpelte über das Pflaster, und lachend blickte der Schwarze dem andern ins zornige, rote Gesicht, aus dem die spitze Nase so frech nach oben stand. „Morgensegen zum Abschied mit feierlicher Fürbitte — was?"

„Dreiviertel Stunden lang, hab' auf die Uhr gesehen," schrie der Kleine. „Dreiviertel Stunden lang ist der Alte am Fenster gestanden. Zuerst das Morgenlied, dann ein Kapitel

aus dem alten Testament, dann eines aus dem neuen, dann ein Reisesegen aus Arndts Gebetbuch und endlich mit aufgehobenen Händen ein langmächtiges freies Gebet um Segen zur wissenschaftlichen Arbeit, um Gesundheit Leibes und der Seele und um Erhaltung —"

Baron Brocken hatte den linken Mundwinkel zurückgezogen und die Augen zusammengekniffen und ergänzte des andern Rede: „Um Erhaltung der Tugend des mit Haut und Haaren gefährdeten Sohnes."

Der Truthahn lachte höhnisch. „Gib mir Tabak, Brocken. Es ist ja 'was ganz Gemütliches um Religion, sie ist ja wohl auch immer gewesen, namentlich auf dem Lande; aber man muß sie maßvoll genießen. Jeden Tag schöpflöffelweise von Jugend auf, das hält kein Roß aus."

„Na, jetzt kannst du ja wieder ausruhen bis Weihnachten," sagte der Leibbursch mit trockenem Lachen und reichte dem andern seinen gestickten Tabaksbeutel hinüber.

Der Wagen rollte zwischen Obstbäumen einem Dorfe entgegen.

„Die beiden Eysen wollen auch mitfahren," sagte Brocken.

Der Truthahn stopfte seine Pfeife und machte ein grimmiges Gesicht. „Das hab' ich mir nicht besser gehofft. Fehlen mir heute grad noch, die Musterknaben."

Der Schwarze zog die Stirne in Falten. „In ihrer Art doch zwei Prachtkerle, diese Eysen. Der Ältere mit seinem haarscharfen Verstand und der Jüngere mit seinem gutmütigen Witz und seinem todsichern Auge. Mir vielfach konträr — aber allen Respekt vor ihnen. Und das ist gerade so nett in unserer Gesellschaft, daß vielerlei Menschen unter den gleichen Farben vereinigt sind. Lauter solche, wie du einer bist, bekäme man auch bald satt."

„Besten Dank," sagte der Truthahn. „Bin mir oft selber im Wege. Aber glaub mir's, wenn einem von Jugend auf

zwei solche Musterknaben als Vorbilder hingestellt werden, dann muß man sie natürlicherweise mit der Zeit hassen."

„Kann mir's denken," sagte Brocken. „Solche Versuche hat mein verehrter Papa mit mir allerdings niemals gemacht."

„Du hast auch einen vernünftigen Alten, Leibbursch." Der Truthahn blies eine starke Rauchwolke nach oben.

Der Baron von Brocken lächelte ein wenig überlegen und zuckte die Achseln. „Mag sein. Aber auch er hat in seiner Art den Morgensegen gebetet mir mir. Und wenn wir im nächsten Semester etwas weniger flott leben, dann kann's uns nicht schaden."

„Weniger flott leben?" Der Truthahn bekam seinen roten Kopf. „Ich will meinen Rachen weit aufreißen und will alles hineinsaufen, was es an Lust und Genuß gibt auf hohen Schulen, und wenn ich müde werden möchte, dann will ich erst recht aushauen nach allen Seiten und will mit Lachen denken an den ehrwürdigen Herrn Amtmann, wie er am Fenster steht und mit aufgehobenen Händen betet um die Tugend seines Herrn Sohnes. Ja, das will ich, Leibbursch, und so fahr' ich nun ins Semester."

„Armer Kerl," sagte der Baron. „So ekelhaft ist dir's zu Hause geworden?"

Der Jungbursche Truthahn, eines Königlichen Amtmannes einziges Kind, sog den Rauch aus seiner Pfeife tief ein. Dann blies er ihn aus und sagte stoßweiße: „In meiner Jugend hat er mich verprügelt, jetzt verbetet er mich. Weiß wohl, es ist nicht schön — aber ich hasse meinen Alten."

„Na, na, Truthahn, das gibt sich alles mit der Zeit," bemerkte Brocken und klopfte seinen Pfeifenkopf am Wagenschlage aus.

Sie rollten den Dorfweg hinauf und hielten vor den Nußbäumen des Pfarrhauses.

„Eine ganze Prozession,“ bemerkte der Truthahn mit spöttischem Seitenblicke und öffnete den Wagenschlag.

„Mit vierzehn Kindern können zwei Eltern schon einen Aufzug veranstalten,“ sagte Brocken und sprang aus dem Wagen. „Übrigens eines hübscher als das andere. Schau nur die Frauenzimmer!“

Der lange Brocken war nun wieder der Kavalier ohne Tadel. Er küßte der Pfarrfrau die Hand, er verneigte sich vor dem stattlichen Pfarrer, sagte den Töchtern Artiges und begrüßte die beiden Burschen. Des Königlichen Amtmanns Sohn stand mit verbissenem Lächeln daneben.

„So vornehm ist man zu meiner Zeit nicht ins Semester gefahren,“ lachte der Pfarrer. „Da ging's per pedes apostolorum.“

„Bah, Herr Pfarrer!“ Brocken warf einen schiefen Blick auf die Pferde. „Mein Papa hat mir die ältesten Ackergäule mitgegeben.“

„Es sind starke Pferde,“ meinte der Pfarrer begütigend.

„Schindmähren sind's — pardon, Frau Pfarrer,“ rief der Baron. „Aber die Kutschenpferde gibt er ja nur alle heiligen Zeiten heraus. Wundert mich schon lange, warum er sie nicht allabendlich in unsere Gastbetten legt.“

Sie lachten. Der Baron aber verneigte sich mit einseitigem Lächeln gegen die Pfarrfrau und schloß seine Rede: „Einerlei, wir Söhne haben uns den verehrten Eltern bescheiden zu fügen.“

„Was allen guten Söhnen sehr wohl ansteht,“ meinte die Pfarrfrau und hob einen blondlockigen Knaben auf den Arm.

„Apropos, meine Herren,“ rief nun der Pfarrer, „daß ich's nicht vergesse, ehe Sie abfahren! Meinen Söhnen hab' ich's ja schon gesagt.“ Er zog einen Brief aus der Tasche. „Gestern ist mir dies von einem alten Jugendfreunde zu-

gekommen. Wenn Ihnen ein Fuchs namens Gerhard Frey begegnet — er bezieht in diesen Tagen die Universität — dann nehmen Sie sich seiner freundlich an. Der Vater ist gräflicher Leibarzt."

Brocken warf den Kopf zurück, verzog das Gesicht und rief: „Bei meinem Onkel?"

„Ganz recht, Herr Baron."

„Den kenn' ich."

„Um so besser," sagte der Pfarrer.

„Den kenn' ich," wiederholte Brocken. „Vor einigen Jahren ist's gewesen. Ich sehe ihn noch sitzen — jawohl. Es war bei Tisch. Ein französischer Kapitän hatte sein Champagnerglas gehoben und vive l'empereur gerufen. Alle standen. Nur der junge Frey saß wie angepappt. Na, wenn der so weiter gewachsen ist — da können wir 'was erleben."

Wolfgang Eysen hatte sich herangedrängt. Seine Schwestern horchten aufmerksam. „Und ist sitzen geblieben? — Und was hat der Franzose gesagt? — So 'was kann einen freuen —" schwirrte es durcheinander.

„Ein teutonischer Held," sagte der lange Brocken, verneigte sich spöttisch und lachte einseitig, daß man seine weißen Zähne sah.

Wolfgang Eysen aber rief: „Donner und Doria, der muß in unsere Gesellschaft!" —

Nach kurzer Weile rollte der Wagen mit den vier Burschen die Landstraße entlang, und aus vier Pfeifenköpfen qualmte der Rauch.

*

Gerhard Frey hatte den höflichen Kandidaten Körbelius ganz zufällig im Postwagen kennen gelernt, und gesprächsweise war's zu Tage gekommen, daß beide im gleichen Hause wohnen würden.

Als sie nun vor dem alten, zweistöckigen Gebäude standen, bemerkte der Kandidat: „Zahllose Geschlechter studierender Jünglinge haben die Steinschwelle abgetreten, über die Sie jetzt in Ihre künftige Heimat eintreten."

Gerhard schwieg. Er wußte auf diese selbstverständliche Wahrheit nichts zu erwidern. Der andere zog die Glocke.

Im düstern Hausflur kam ihnen eine große Mannsgestalt entgegen. Bescheiden drückte sich der Kandidat an die Mauer und grüßte. Auch Gerhard lüpfte den Hut. Der Riese nickte und ging aus dem Hause.

„Ein Student?" fragte der Fuchs.

„Der Bierlupf," raunte Körbelius. „Wir hätten nicht so ängstlich ausweichen müssen."

„Ich bin doch nicht ängstlich ausgewichen?" brauste Gerhard auf.

„O, es gibt Leute auf hohen Schulen, denen man weit aus dem Wege geht, Herr Frey; der aber ist ganz ungefährlich. Ein heruntergekommener Student, ein alter Kerl, eine Ruine; trotzdem bei allen wohlgelitten."

Körbelius klopfte an der nächsten Türe, und eine tiefe Frauenstimme rief herein. Der Kandidat schob den Fuchsen vor sich her in die Stube. Unwillig machte sich dieser von seiner Hand frei.

Nicht ohne Feierlichkeit trat nun Körbelius vor und verneigte sich. Vom Antritt am Fenster kam eine große, hagere Frau und blieb würdevoll inmitten der Stube stehen. Ein junges Mädchen, noch nicht ganz flügge, hob den Kopf von der Näherei und sah neugierig herüber.

„Jungfer Groß, ich habe die Ehre, Ihnen den neuen Mieter, Herrn Studiosus Gerhard Frey, ganz ergebenst vorzustellen, und empfehle ihn Ihrer Obsorge, die Sie mit des Himmels gnädigem Beistand schon an einer unübersehbaren Reihe von Studenten rühmlichst geübt haben."

„Sie belieben ganz ernsthafte Dinge durch allzu feierliche Betonung zu verzerren, Herr Kandidat," sagte nun die Jungfer und trat näher.

„Erlauben Sie —!" rief Körbelius.

Doch mit wohllautender Stimme sagte sie, unbeirrt durch seinen Einspruch: „Ich heiße Sie willkommen, Herr Frey." Sie streckte ihm die Hand entgegen, und Gerhard verneigte sich wortlos. Als er die Hand drückte, sah er in große, schwarze Augen, die freundlich und forschend auf ihn blickten.

„Erlauben Sie, daß ich —," begann Körbelius aufs neue. Aber die Jungfer beachtete ihn nicht weiter und sagte: „Sie werden mich vielleicht nicht auslachen, Herr Frey, wenn ich trotzdem schließe: Ihren Eingang segne Gott!"

„O, gewiß nicht, o nein, durchaus nicht," stotterte er und begann sein Bärtchen zu zwirbeln.

„Ist mir auch schon begegnet," meinte sie und wandte sich mit einer Handbewegung nach dem Fenster: „Meine Pflegetochter."

Das Mädchen kam vom Antritt herab und zögerte einen Augenblick. Dann war's, als wollte es näher treten. Aber die Jungfer befahl: „Es ist gut, du kannst nun in die Küche gehen." Da entfernte sich das Kind.

„Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen widerspreche," kam nun endlich der Kandidat zu Worte. „Schon mein künftiges Amt verbietet mir, Ernsthaftes ins Scherzhafte zu kehren — und ich habe auch vorhin durchaus ernsthaft gesprochen. Im übrigen empfehle ich mich. Wir bummeln später noch miteinander, Herr Frey?" Damit ging er zur Türe hinaus.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Studentenmutter stieg mit ihrem neuen Mieter ins zweite Stockwerk hinauf und führte ihn einen halbdunkeln Gang hinter. „Obacht, drei Stufen aufwärts!" rief sie, öffnete

eine Türe und trat voran in ein geräumiges, niederes Zimmer. „Hier werden Sie wohnen."

Er sah sich neugierig um.

„Eines der besseren Zimmer in hiesiger Stadt," erklärte sie nicht ohne Stolz. „Und es ist ja richtig, was der wackere Körbelius vorhin ein wenig salbungsvoll gesagt hat — ich hasse nämlich die gesalbte Rede — aber es stimmt, schon viele Generationen von Studenten haben hier gewohnt, erst bei den Eltern meiner verstorbenen Base, dann bei dieser und endlich bei mir." Sie ging an das Pult, das vor einem der beiden Fenster stand, drehte den Schlüssel und hob den Deckel. „Hier haben sich alle Ihre Vorfahren verewigt. Es ist das Album der Bude." Sie lächelte und strich mit der flachen Hand über ihre schwarzen, gescheitelten Haare.

Er war hinzugetreten und sah neugierig auf die Namen — zwei, drei, vier Reihen. Plötzlich legte er den Finger auf einen Namen der zweiten Reihe: „Mein Vater —!"

„Ganz recht," sagte sie und nickte nachdenklich. „Hab' es auch sofort gewußt, als Sie die Bude mieten ließen."

Sie stand mit gekreuzten Armen und blickte an ihm vorüber zum Fenster hinaus.

Hermann Frey, Sommersemester 1780 bis Sommersemester 1784, las er und sagte: „Das ist lange her."

„Ein Menschenalter, ganz wie sich's gehört," bemerkte sie. „Und wie geht es Ihrem Herrn Vater?" fragte sie nach einer Weile mit leiser Stimme.

„O gut, sehr gut," beeilte er sich zu erwidern. „Haben Sie meinen Papa noch gekannt?"

„Ich bin lange nach seiner Zeit in dieses Haus gekommen," sagte sie und blickte noch immer zum Fenster hinaus. Dann aber lächelte sie ihn an: „Es trifft sich hübsch, Herr Frey — nicht wahr? Nun hat doch diese Bude sogleich eine Tra-

dition und wohl auch etwas Heimatliches für Sie — nicht?"

Er blickte verwundert auf. Wie klug sie sprach, diese alte Jungfer!

Sie aber wurde rot und setzte leise hinzu: „Hoffentlich nehmen Sie es nicht übel, daß ich so mit Ihnen rede? Ich bin halt, müssen Sie wissen, eine rechte Studentenmutter."

Nun sah er ihr voll in die Augen und schüttelte den Kopf. „Aber gewiß nicht, Jungfer. Es ist mir auch schon ganz heimisch in Ihrem Hause."

„Recht so," sagte sie leichthin. „Dann werden Sie mir ja vielleicht auch die kleine Bildersammlung an ihrem Platze lassen und auch einmal bei Gelegenheit Ihr eigenes Bild dazu stiften?"

Sie war an das lange, mit zerdrückten Kissen belegte Sofa getreten und wies auf die vielen Schattenrisse, die an der Wand in kleinen, runden Rahmen zwischen etlichen gemalten Bildern hingen. „Ihr Vater ist nicht dabei; denn die Sammlung ist erst zwanzig Jahre alt. Nun aber will ich Ihnen Ihre Schlafstube zeigen."

Im schmalen Zimmer nebenan stand ein Bett, gegenüber ein kleiner Waschtisch.

„Und diese Türe?" Er war näher getreten und besah die schweren Eisenriegel.

Sie stieß beide Riegel zurück: „In diese Kammer können Sie die leeren Koffer bringen. Obacht, eine Stufe herunter — bücken! Es ist ein altes, winkeliges Haus; Sie haben wohl auch die Jahrzahl 1621 über der Haustüre gelesen."

Sie trat voran in die große, hohe Kammer, die durch zwei einander gegenüber liegende Fensterchen ihr Licht bekam. „Die Studenten fechten hier gerne. Ich habe auch nichts dagegen; denn unmittelbar darunter ist nur eine Rumpelkammer, also wird niemand gestört durch das Gestampfe."

Gerhard sah sich in dem kahlen Raume um. Sie aber stand mit gekreuzten Armen und beobachtete ihn. Da fiel sein Blick auf große, dunkle Flecken am grauen, morschen Fußboden.

„Und nun lassen Sie sich gleich etwas sagen, junger Herr." Sie tippte mit der Fußspitze an einen der Flecken. „Das ist Blut — verstehen Sie?"

„Blut von Zweikämpfen?"

„Aha —!" Sie lächelte verächtlich. „Also sind Sie auch so einer?"

„Auch so einer? O, ich bin allerdings auch so einer, der sich gar nichts gefallen läßt."

„Gar — nichts — gefallen läßt?" Sie wiederholte es so gedehnt als möglich. Dann warf sie den Kopf zurück. „Sehen Sie, junger Herr, genau so hab' ich vor fünfzehn Jahren auch noch gesagt. Aber ich vermute, das Schicksal fragt uns Menschen durchaus nicht, ob wir uns dieses gefallen lassen oder jenes, sondern es befiehlt uns — du mußt!"

„Ich denke doch, ein jeder ist seines Schicksals Schmied?" Er zwirbelte verlegen an seinem Bärtchen. O wie dankbar war er immer wieder für diese zart sprossenden Härchen!

„Also hören Sie, junger Herr," fuhr sie fort. „Sie dürfen diese Kammer zum Fechten benutzen, wie's Ihnen beliebt. Aber zu ernsthaften Geschichten gebe ich sie meintag nicht her. Verstanden?"

Er nickte und ging durch das Schlafkabinett zurück ins Wohngemach.

„Auf gute Freundschaft!" Sie streckte ihm die Hand hin.

Er legte seine Hand in die Hand der Jungfer und zwirbelte sein Bärtchen.

Die Türe schloß sich hinter der hohen, schwarzen Gestalt.

Er zwirbelte noch immer sein Bärtchen. Dann ging er ans Pult, hob den Deckel und strich liebevoll über den eingeschnittenen Namen seines Vaters.

*

Es war am Abende jenes Tages.

Graublaue, schwere Wolken trieben tief über dem Lande, und in einem kupferigen Abendrot versank die Sonne. Träge rann das Flüßlein im Wiesengrunde; von den Höhen kam der beißende Rauch der kleinen Feuerstätten, an denen die Hirtenbuben ihre Kartoffeln brieten. Regenlachen blinkten auf der Landstraße. Weiber mit schweren Holztrachten zogen Schritt vor Schritt im Abendschein nach Hause.

Die Bäume der Lindenallee standen gelb im Laub, und sachte fielen die toten Blätter zur Erde. Bis an die Knöchel wateten die beiden im rauschenden Streuwerk, der Kandidat und der Fuchs, dem Städtlein zu.

In den Gassen spielten die Kinder; eine große Glocke dröhnte in tiefen, langsamen Schlägen.

„Nun bin ich rechtschaffen hungrig und möchte zu Abend essen.“ Gerhard blieb stehen und besah sich das Schild eines alten Hauses: „Gastwirtschaft zum Anker? Ich denke, wir verankern uns hier — nicht, Herr Körbelius?“

Da packte ihn der Kandidat am Arme und raunte ängstlich: „Ums Himmels willen, was fällt Ihnen ein — hier, wo die drei Gesellschaften ihre gemeinsame Privatkneipe haben?“

Gerhard Frey machte sich los: „Ist's denn kein öffentliches Gasthaus?“

„Ohne Zweifel, aber nur für die vornehmsten Studenten.“

„Für die vornehmsten Studenten? Ich denke, Studenten sind freie Leute und samt und sonders gleich untereinander. So hab' ich's immer gehört und anders nicht. Und also rechne ich mich von vornherein unter die Vornehmsten.“

„Wo denken Sie hin, Herr Frey!“ Körbelius hatte die

Hände gefaltet. „Die Vornehmsten sind die Senioren der drei Gesellschaften, die andern Chargierten, die alten Häuser, die Altburschen, die Jungburschen, jawohl, und dann erst kommt der große Haufe der Renoncen und Obskuranten. Und ich rate Ihnen, gehen Sie nicht hinein da."

Gerhard sprang die steinernen Stufen empor und sagte trotzig: „Wollen Sie mit? Ich habe Hunger und gehe hinein."

Mit gesenktem Haupte schlich der Kandidat hinter dem Fuchsen die Treppe empor und raunte: „Hoffentlich sind die Ärgsten noch nicht ins Semester zurück."

Groß, aber niedrig war die Gaststube. Die Decke hatte wohl vor Zeiten weiß geleuchtet; jetzt war sie schwarz geräuchert wie das Innere eines Pfeifenkopfes. Auf den breiten Simsen vor den kleinen, bleigefaßten Fenstern standen etliche Blumentöpfe mit Meerzwiebeln und Katteen. Die Stube war fast leer. Nur in einer Ecke saß ein halb Dutzend Studenten. Sie aßen, sie tranken und schwiegen.

Der Kandidat drängte sich vor den Neuling und strebte mit abgezogenem Hute in die entgegengesetzte Ecke, an einen Tisch nahe dem Ofen.

Es war schon sehr dämmerig. In leise klappernden Pantoffeln kam der kleine Wirt und legte schweigend die Bierfilze vor die beiden. Dann hatschte er zurück, brachte Bier und legte einen Laib Brot auf die Platte.

Gerhard bestellte sich ein Stück Käse. Er tat es mit lauter Stimme. Da sagte Körbelius nahe an seinem Ohre: „Ums Himmels willen, ich bitte Sie, leise, leise!"

Wieder öffnete sich die Türe, etliche Hunde rannten herein, ein Trupp Studenten kam in die Stube. Sie hatten grüne, mit buntfarbigen Bändchen gezierte Lederkappen auf den Köpfen, trugen das Gesellschaftsband über der Brust, und ihre Beine staken in hohen Kanonenstiefeln. Geräuschvoll setzten sie sich, gehorsam krochen die Hunde unter die

Stühle. Der Wirt brachte die vollen Krüge. Da tranken sie sich schweigend zu, saßen und schwiegen.

„Sind Sie bald fertig, Herr Frey?"

„Bald fertig? Es gefällt mir ganz gut hier. Ich denke, wir bleiben."

Eine Magd stellte kupferne Leuchter mit brennenden Talgkerzen auf die Tische und legte daneben die Putzscheren.

Gerhard trank und besah sich die grell gemalten Bilder an der Wand: den Kaiser Napoleon, den König mit seinem gutmütigen Pfannkuchengesicht und der Königin überirdische Schönheit.

Allgemach füllte sich die Stube mit Studenten. Unruhig rückte der Kandidat hin und her auf seinem Sitze.

Schweigend kamen die Studenten, schweigend hoben sie ihre Mützen und nickten sich zu, schweigend setzten sie sich, aßen und tranken.

Jetzt waren alle Tische voll, bis auf den einen, an dem die beiden saßen, der Fuchs und Körbelius.

„Wir wollen gehen," flüsterte der Kandidat dringend.

„Warum nicht gar."

„Sehen Sie nicht, wie man uns mustert?"

„Meinetwegen, ich mustere wieder." Gerhard zog Pfeife und Beutel aus der Tasche, stopfte die Pfeife, entzündete einen Fidibus und steckte den Tabak in Brand.

Draußen war's nun finster, und von den schwarzen, angelaufenen Fensterscheiben strahlte das rote Kerzenlicht zurück.

Noch einmal öffnete sich die Türe, und ein langer, hagerer Student betrat die Stube. Er war anders gekleidet als die übrigen, er trug einen grünen Frack, weiße Reithosen und schwere Reitstiefel. Ein Reitersäbel rasselte hinter ihm über die Bretter, und in der Linken hielt er eine mannslange Pfeife mit baumelnder, dreifarbiger Bundestroddel. Wortlos lüpfte er das Käppchen, wortlos hoben die andern ihre Mützen.

An zwei Tischen rückten sie enger zusammen, damit er sich zwischen sie setze, und einer rief: „Pleßbach!“ Er aber winkte dankend ab, ging stracks an den Tisch neben dem Ofen, stellte seine Pfeife in die Ecke und nahm dem Kandidaten und dem Fuchsen gegenüber Platz.

„Wir wollen gehen!“ flüsterte Körbelius und saß mit gesenkten Augendeckeln und gefalteten Händen.

„Wir bleiben,“ erklärte der Fuchs.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Allgemach hatten die an den anderen Tischen ihr Abendessen beendet, überall flammten die Fidibusse auf, überall stiegen Tabakswolken zur niedrigen Decke empor. Sie saßen schweigend, die stolzen Herren Landsmannschafter, die sich hier fast täglich zum Essen und Vortrunk versammelten, ganz ohne Unterschied ihrer Farben.

Der vornehme Student, der zuletzt gekommen war, saß hinter seinem Kruge und blickte zur Decke empor, als säße er ganz allein in dem Gemache. Nachlässig saß er da, die Rechte hatte er auf die Eichenplatte gelegt, die gestiefelten Beine weit in die Stube gestreckt. Ein starker Siegelring gleißte am Zeigefinger der Rechten.

Nun geruhte er, die Pfeife aus der Ecke zu nehmen und das Mundstück zwischen die Zähne zu schieben. Dann kramte er in seiner Fracktasche, zog einen schlappen Tabaksbeutel heraus — und warf ihn über den Tisch, vor den Kandidaten: „Hier hat Er guten, roten Quack, stopf' Er mir damit meine Göttinger Pfeife!“

Verstohlen hatte der Fuchs den gewaltigen Studenten betrachtet. Aber nun riß er die Augen auf, und es entfuhr ihm ein halblauter Ausruf.

Nachlässig wandte sich der Bursche, rückte das Mützchen weit zurück aus der Stirne und sagte: „Es war mir doch, als hätte jemand etwas bemerkt, Körbelius?“

„Vielleicht einer, der mit den Gebräuchen dieser Hochschule noch nicht hinreichend vertraut ist, Herr Baron," antwortete der Kandidat, stand auf, nahm den Tabaksbeutel, zog ihn auseinander, ging mit gesenktem Kopf um den Tisch herum und bückte sich auf den Boden, wo der leere Pfeifenkopf seiner Fütterung harrte.

Die an den nächsten Tischen wandten ihre Köpfe. Grinsende Gesichter waren dem Kandidaten zugekehrt.

„Niederknieen!" befahl der Bursche.

Gerhard hatte sich halb emporgerichtet und sah mit entsetzten Augen über den Tisch hinüber. Gehorsam kniete der Kandidat auf die Dielen. Der Bursch aber rümpfte die Nase, schnüffelte und bemerkte nachlässig: „Wie ist mir denn? Ich vermute, es riecht hier nach krassen Füchsen."

Gerhard setzte sich. Er war rot geworden; krampfhaft hielt er sein Pfeifenrohr. Aber unverwandt blickte er dem Burschen ins Gesicht.

„So wird's nun schwerlich gehen, Körbelius," belehrte der andere sein Opfer in väterlichem Tone. „Wie oft muß ich's noch sagen, bis Er sich's merkt? Nieder auf alle Viere und mit der rechten Vorderpfote stopfen — so, Hundsvieh!"

Körbelius kauerte auf Händen und Füßen vor dem Burschen.

„Hallo, Hallo!" riefen sie da und dort an den Tischen. Die meisten aber saßen still und warfen verächtliche Blicke auf das Opfer und seinen Peiniger.

Der Baron entzündete einen Fidibus an der Kerze und reichte ihn dem Kandidaten.

Nun erhob sich Gerhard. Die Pfeifenspitze behielt er fest zwischen den Zähnen, die Fäuste stemmte er auf den Tisch, und so brachte er zwischen den Zähnen hervor: „Ei, Herr Körbelius!"

Der zuckte zusammen. Aber mit gesenktem Kopfe blieb er hocken und steckte den Tabak in Brand.

Der Baron sog etliche Wolken aus dem Rohre, richtete sich ein wenig in die Höhe und rief über den Tisch: „Nun wird er aber frech, der krasse Fuchs! Was will er denn eigentlich da herinnen bei uns? Heda!“

Es war still geworden in der rauchigen Stube. Gerhard setzte sich wieder und betrachtete seinen Gegner mit großen Augen. Der Kandidat aber raffte sich auf, schlich mit eingezogenen Schultern dem Ausgang zu, riß die Türe auf und entwich.

„Wundere mich nur —,“ begann der Fuchs mit heiserer Stimme. Er stockte, er schluckte, nahm die Pfeife aus dem Munde, räusperte sich und rief nun laut über den Tisch: „Wundere mich, daß Ihnen der dort nicht die Faust zwischen die Augen gepflanzt hat.“

„Und hättest du dies getan, mein Sohn?“ erkundigte sich der Bursche.

„Da schau her, du —!“ schrie nun Gerhard, hob die Faust und schlug sie mit aller Kraft auf das Tisch-Eck, daß es krachte und die Krüge umstürzten und das Bier über die Platte hinabrann. „Siehst du wohl?“ Er riß das Tisch-Eck vollends ab, warf es auf die Platte vor den Burschen, steckte die Pfeife wieder zwischen die Zähne, paffte und stand auf.

„Bravo!“ rief einer aus dem Haufen, der nun die beiden umdrängte.

Zornbebend und paffend standen sie sich gegenüber, gleich zwei kampfbereiten Doggen, die mit gefletschten Zähnen knurrend gewärtig sind dessen, was kommen muß, und den Staub der Straße wütend gen Himmel schleudern.

„Wer sind Sie?“ schrie der Bursche.

„Ich heiße Gerhard Frey — und bin einer — der sich niemals etwas gefallen läßt — verstanden?“

„Ich bin der Baron Pleßbach, Sie aber sind ein dummer

Junge," sagte nun der andere von oben her, paffte noch eine Rauchwolke über den Tisch, wandte sich und ging aus der Stube.

„Zweizöllig Holz," erklärte einer der Burschen und nahm das Stück von der Platte.

„Wurmstichig?" fragte ein anderer, bückte sich und prüfte den Bruch. Drei, vier andere prüften mit der Kennermiene von Holzhändlern das abgeschlagene Stück. „Kerngesund," lautete der Entscheid.

Gerhard stand noch immer neben seinem Stuhl, paffte und blickte feindselig auf die Burschen ringsumher.

Da drängte sich der Wirt durch den Haufen. „Zu dem Zweck, Herr Studioses, hab' ich fein den Tisch nit hereingestellt, daß Sie's nur wissen."

„Ich heiße Gerhard Frey und komme für den Schaden auf," erklärte der Fuchs so vornehm als möglich, zog seinen Beutel und warf einen Taler auf die Platte.

„Dann ist es gut, Herr Studioses, dann können Sie mir alle Abend ein Tisch-Eck abschlagen."

Die Burschen lachten, und einer sagte zum Wirt: „Ich hoff' ja, Sie werden nicht zu kurz kommen bei dem Handel."

Neben Gerhard trat nun einer mit gold-rot-goldenem Band über der Brust und raunte: „Wollen Sie auf einen Augenblick mit mir kommen?"

Wortlos folgte ihm der Fuchs auf die Straße.

Im trüben Lichte einer Öllaterne standen sie voreinander. Ein feiner Regen sprühte auf das glitschige Pflaster.

„Ich stelle mich Ihnen vor, ich heiße Wolfgang Eysen. Und Sie sind also Gerhard Frey? Neu angekommen?"

„Heute nachmittag, Herr Eysen."

„Und gleich mitten hinein? Das muß ich sagen, das haben Sie forsch gemacht. Und jetzt müssen Sie's halt ausfechten — nicht?"

„Selbstverständlich," sagte Gerhard. „Aber es war doch empörend, Herr Eysen?"

Der zuckte die Achseln. „Ist auch nicht nach meinem Geschmacke. Solche Leute wie den Körbelius läßt man einfach laufen. Aber wie sind denn Sie zu dieser Bekanntschaft gekommen?"

„Im Postwagen, Herr Eysen. Und warum wird er so mißhandelt?"

„Ja, warum?" Der andere lachte. „Sehen Sie, auf hohen Schulen ist man entweder ein Tisch-Eck oder man ist eine Faust — man trommelt oder man wird getrommelt. Und manche Menschen sind wohl von Natur zur Rolle des — Getrommeltwerdens bestimmt."

„Aber warum bleibt dann solch einer am Ort?"

„Lieber Himmel, was weiß ich? Vielleicht muß er hier ein Stipendium verzehren. Vielleicht sind's Landesgesetze, die ihn zum Bleiben zwingen. Aber, was jetzt wichtiger ist — können Sie fechten?"

„Leidlich auf Stoß. Und was habe ich nun zu tun?"

Eysen wiegte den Kopf. „Ich will's Ihnen begreiflich machen. Der lange Pleßbach — nebenbei gesagt, sein Mundwerk ist tüchtiger als seine Fechtkunst — also, er hat Sie einen dummen Jungen geheißen."

„Das brauchen Sie nicht expressis verbis zu wiederholen; ich habe ein gutes Gedächtnis."

„Oho, Fuchs —!" Der Bursch war zurückgetreten. Dann aber lachte er gutmütig. „Sie sind ja ein ganz forscher Fuchs! Ich muß Ihnen doch den Fall klar machen. Also, Sie haben den Pleßbach durch den Faustschlag auf das Tisch-Eck beleidigt. Der animus iniuriandi konnte aber zweifelhaft sein. Pleßbach hätte Sie koramieren dürfen, und Sie hätten ihm Rede stehen müssen. Doch er wählte den Weg der Avantage, das heißt er gebrauchte ein Schimpfwort und überbot Ihre

Beleidigung. Das Schimpfwort war das Stichwort zum Zweikampfe. Im Schimpfwort hat er kundgegeben, daß er sich mit Ihnen schlagen will. Wenn Sie ihn nun fordern, dann ist das nichts anderes, als daß Sie seine Herausforderung annehmen."

„So ungefähr weiß ich das schon von meinem Bruder."

„O, Ihr Bruder ist Student — wo denn?"

„In Jena."

„Wenn Sie also den Pleßbach binnen drei Tagen nicht forderten, dann wären Sie ein Schiffer."

„Herr Eysen —!"

Nun lächelte der Bursche wohlwollend. „Es ist schwierig, mit Ihnen zu verkehren, Herr Frey. Aber ich vermute, Sie haben sich auf dem Pennal auch mit Bedingungssätzen herumgeschlagen. In unserm Fall handelt es sich um einen Irrealis. Weil Sie kein Schiffer sind, werden Sie den langen Pleßbach fordern. Nicht?"

„So lautet's anders," meinte der Fuchs und atmete auf. „Sie müssen entschuldigen, ich fühle mich noch nicht so ganz sicher auf hoher Schule und möchte mir beileib keine Blöße geben."

„Noch nicht so ganz sicher —!" Nun lachte der Bursch. „O Himmel, wann hätte jemals ein krasser Fuchs also gesprochen?" Aber sogleich setzte er beschwichtigend bei: „Nichts für ungut. Ich werde also den Pleßbach in Ihrem Namen koramieren — das heißt fordern. Ist's Ihnen recht so?"

„Kann ich das nicht selber besorgen?"

„Was fällt Ihnen ein! Das dürfte nur ein alter Bursche, und dann auch nur sogleich, wenn das Schmähwort gefallen ist. Also, ich werde morgen meinen Ziegenhainer nehmen und dem Baron auf die Bude steigen."

„Ich bitte Sie darum. Aber was tun Sie denn mit dem Ziegenhainer bei diesem Besuch?"

„Den Ziegenhainer muß ich beim Koramieren in der Hand haben, so will's der Komment. Aber nun weiter im Text. Zeit und Ort bestimmt der Beleidiger, also Pleßbach. Wollen Sie eine Frist zum Einpauken?"

„Ich gehe morgen los, wenn es sein kann."

„Na, das wollen wir noch sehen. Ich werde Sie zunächst morgen auf den Fechtboden bringen, da können Sie sich zeigen. Abgemacht?"

„Bin Ihnen kolossal dankbar, Herr Eysen."

„Lassen Sie nur. Ich denke, Sie sollen ein wackerer Bursch werden."

„Helfen Sie mir dazu!" Gerhard streckte ihm die Hand entgegen.

„Ich schlage ein. An mir soll's nicht fehlen, wenn Sie mir das Vertrauen schenken. Aber zunächst haben Sie sich einen zum Feind gemacht, hinter dem eine große Gesellschaft steht."

„Meinetwegen."

„Na, so einfach ist das nicht, Fuchs. Müssen sich halt auch einer Gesellschaft anschließen. Der einzelne gilt nichts auf hohen Schulen."

„Mein sehnlicher Wunsch."

„Landsmann?"

„Franke."

„Gut, ich werde Sie morgen besuchen — um neun Uhr. Bude —? Ah, bei der schwarzen Moral! Hören Sie, das ist eine vortreffliche Studentenmutter. Und wenn man sie Ihnen etwa verleiden wollte, dann glauben Sie's ja nicht. Aber ich will nun bezahlen."

„Und ich bin müde, ich lege mich schlafen," sagte der Krasse.

Er ging hocherhobenen Hauptes heim.

Ehe er sich zur Ruhe legte, öffnete er noch einmal das

Pult und strich liebkosend über den eingeschnittenen Namen seines Vaters. —

Der Bursche Eysen aber hatte zur selbigen Stunde noch eine längere Unterredung mit einer gewichtigen Persönlichkeit — mit Rumpel. Und zum Schlusse dieses Gespräches grinste Rumpel, der Wackere, übers ganze Gesicht und sagte: „Den wollen wir kriegen, den lassen Sie mir."

2. Alma mater

Einsame Studia tun's nicht, gemeine tun's, da viel einer dem andern Ursach und Exempel gibt.

Luther.

Die Welt lag im Lichte der Morgensonne. Aber in der Schlafstube des Fuchsen war es noch dämmerig; denn ein grüner Leinwandvorhang sperrte die Sonne hinaus.

Deshalb sah Gerhard auch nicht deutlich, wer an seinem Bette stand, als er die Lider aufschlug.

Er richtete sich empor, stützte sich auf den Ellbogen und fragte verwundert, was man denn wolle.

„Da müßte ich Ihnen zuerst sagen, wer ich bin, junger Herr," meinte der kleine, breitschultrige Rumpel wohlwollend. „Aber das wäre bald gesagt, nur könnten Sie's auf einmal gar nicht verstehen. Lassen Sie sich nicht stören, geben Sie mir die Kofferschlüssel. Ich will Ihre Wäsche auspacken."

Zögernd reichte Gerhard die Schlüssel vom Nachttische.

„Aber ich habe Sie doch nicht bestellt?"

„Ich werde überhaupt niemals bestellt, sondern ich bin da."

„Zum Henker, wer sind Sie denn eigentlich?"

Der kleine Mann hatte die Schlösser der Koffer geöffnet. Nun zog er die oberste Schublade der Kommode heraus, sperrte auch den Kleiderschrank auf und begann Wäsche und Kleider umständlich einzulegen und aufzuhängen. Eine Antwort gab er zunächst nicht. Er zählte nur gleichmäßig Stück um Stück. Und als das letzte Hemd in der Kommode geborgen war, sagte er vor sich hin: „Er ist von guten Eltern, der junge Herr, und er soll sich hüten vor den Samstagsfreunden."

„Was sind das für Leute?"

„Eine erbärmliche Sorte von Leuten: Haben selber nie ein ganzes Hemd, wissen aber immer, wo's ohne Mühe zu kriegen ist. Kommen am Samstag abend, wenn der Fuchs exkneipt, reißen die Schubladen auf, ziehen ein funkelnagelfrisches Gespinnst an, legen das alte Wischtuch hinein und verschwinden. Darum hüte sich der Herr vor solchen, wenn ihm seine Wäsche lieb ist und wert."

„Das will ich mir merken," lachte Gerhard. „Sie aber scheinen Erfahrung zu haben."

„Erfahrung!" Der kleine Mann lächelte überlegen. „Mehr als alle Professoren zusammen. Aber, im Vertrauen, das will nicht viel heißen."

„Wieso?"

„Professoren haben Wissenschaft aber keine Erfahrung. Und, o jerum, wenn ein Student seine Weisheit bloß bei den Professoren schöpfen wollt', da käm' er nicht auf seine Rechnung."

Er hatte nun auch die Stiefel und Schuhe ausgepackt und nebeneinander an die Wand gestellt. Mit gekreuzten Armen stand er davor und sagte, wieder gleichsam im Selbstgespräch: „Er hat zwölf Stück neue Hemden, und sein Schuhwerk ist auch gut — er ist von rechtschaffenen Eltern. Die Basis, wie die Mathematiker sagen, und der inwendige Mensch, wie sich die Theologen ausdrücken" — er bemerkte dies wohlwollend über die Schulter zurück — „darauf kommt alles an, junger Herr. Und nun suchen Sie sich halt auch sonst die richtige Basis! Oder sind Sie vielleicht doch nur wegen den Professoren da zugereist?"

Gerhard wies den Verdacht mit Entrüstung zurück.

„Also. Denn wissen Sie, junger Herr, das Wichtigste auf hohen Schulen sind die Gesellschaften. Und wenn einer vielleicht meint, bei uns da in der Stadt sind die Professoren Nummer eins, so ist er ganz auf dem Holzweg. Nummer

eins sind die Studenten. Dann kommt lang keiner mehr, dann erst kommen die Professoren und ganz zuletzt die Philister. Was ist denn auch so ein Professor, wenn er keine Studenten hat? Ein Brunnen ohne Schwengel, ein Wirt ohne Gäste, ein Faß ohne Hahn, ein Ofen ohne Bank. Ich will aber beileibe nicht schlecht reden von den Professoren. Kenn' manch einen honorigen Burschen unter ihnen, und da sein müssen sie auch. Nun, was wollen denn eigentlich Sie werden?"

„Philologe."

„Schulmeister lateinischer. Ist auch ein Geschäft. Das ist der Pieperich auch gewesen, eh' daß er zu uns gekommen ist. So ein Rothaariger, Dürrer. Ich muß lachen, so oft ich ihn seh'. Kommt mir vor wie ein brennender Kienspan, mit dem ein ganz kleiner Bub kreuz und quer am hellen Tag umeinander herumrennt. Das ist der eine von unsern Philologen. Der andere aber, das ist der neue Professor, den wir erst im vorigen Semester aus Jena berufen haben — na, wie schreibt er sich denn gleich? Töbing! Den müssen Sie auch hören, und der ist ein honoriger Bursch gewesen, das sieht man ihm auch heut noch an, dem alten Herrn, und eine Tochter hat er, sag' ich Ihnen, ein wunderschönes Frauenzimmer. Ei was, Sie werden's ja schon gesehen haben, wohnt ja grad gegenüber." Er trat ans Fenster und schob den Kopf hinter den Vorhang. „Richtig, da steht sie und gießt ihre Blumen. Ein wunderschönes Frauenzimmer, das muß man ihr lassen. Aber kalt, sag' ich Ihnen, kalt wie ein Eiszapfen. Ganz anders wie die hiesigen Besen, die alle Tanzböden abfegen und auf alle Regenbogenfarben eingeschworen sind."

Nun stand er wieder am Bette des Fuchsen und fragte anscheinend gleichgültig, so nebenbei: „Auf welche Farben wollen denn Sie sich einschwören?"

„Weiß ich noch nicht."

„No, Sie werden mir doch nicht etwa vielleicht ein trauriger Obskurant bleiben? So ein Kerl, der sich aus der Bude ins Kolleg drückt, vom Bürgersteig auf den Ochsenweg springt, wenn von weitem ein honoriger Bursch kommt? So ein Trauerschwanz, der sich in den schlechtesten Kneipen 'rumtreiben muß, weil er dorthin nicht kann, wo die honorigen Burschen sitzen? So ein Kerl, dem's schlecht wird, wenn er ein langes Messer von weitem sieht? Also lassen Sie sich sagen, ich will Ihnen reinen Wein einschenken."

Er zog einen Stuhl ans Bett, setzte sich, stemmte die Ellbogen auf die Knie und begann an den Fingern aufzuzählen: „Sine stira et judaeo! Auf dieser Hochschule gibt's drei Gesellschaften, wo einer ein honoriger Bursch werden kann. Da sind erstens die Preußen. Man kann ihnen grad nichts nachsagen. Aber ich wenn die Wahl hätt', zu den Preußen ging' ich nicht um die Welt. Da sind zweitens die Thüringer. Man kann auch gegen die kaum 'was sagen. Ich aber, wenn ich die Wahl hätt', zu den Thüringern ging ich mein Lebtag nicht. Und da sind drittens die Franken, und das sind meine Herren Studenten. Und wenn ich ein Fuchs wär', ein krasser, und käm' hierher — zu denen wollt ich mich halten. Freilich, bei den Preußen und bei den Thüringern kann einer leicht einspringen; denn die nehmen jeden. Bei den Franken aber, da ist das schwer. Die schauen sich ihre Leute zuvor an. Wenn aber dann einer in ihrer Gesellschaft ist, der kann auch stolz sein."

Der kleine, braune Kerl mit der Stumpfnase verdrehte die schwarzen Augen, daß nur noch das Weiße hervorleuchtete, schnalzte und patschte sich auf die Knie. „Wo gibt's noch solche honorige Burschen wie bei uns? So zum Exempel der Eysen, der Wolfgang!"

„Eysen? Den hab' ich doch gestern kennen gelernt?" sagte Gerhard.

„So, so, den haben Sie kennen gelernt? Gestern, wie Sie das Tisch-Eck abgeschlagen haben?"

„Wissen Sie das auch schon?" Der Fuchs war rot geworden.

„Auch schon? Das weiß doch schon die halbe Stadt, Herr Frey. Und was hab' ich also gesagt? Ja so —! Von den Frankenburschen hab' ich geredet. Wo gibt's noch solche Fechter wie bei uns Franken? Und was ist denn so ein Stadtkommandant, was ist denn so ein Prorektor gegen einen Frankenburschen? Ich sag' Ihnen, der Stadtkommandant und der Prorektor, wer guckt denn nach denen, wenn unser Senior in voller Wichs die Hauptstraß' herunter kommt? Und die Mädels, die verrenken sich die Häls', wenn er daherkommt mit sei'm hohen Napoleonshut auf dem Schädel, mit sein' weißledernen Hosen, sei'm gelb-rot-gelben Federstutz, sei'm gelben Frack und sei'm roten Brustlatz, sei'm hohen, roten Kragen und roten Frackfutter, und klappern seine Sporen an den blanken Kanonen und schleppt der krumme Säbel hinter ihm drein übers Pflaster. Haben ihn die Leut' wegen sein' Epauletten schon oft für einen General gehalten, wenn er in die alte Reichsstadt hinüber geritten ist. Uns ist das aber zum Lachen. Denn was will so ein General gegenüber dem Senior von den Franken?"

Er hielt inne und lehnte sich zurück. „Doch wie gesagt, Herr, es ist nicht leicht; in unserer Gesellschaft stehen die Türen nicht für jedermann offen. Und keilen — keilen tun wir grundsätzlich nicht."

„Aber wer sind Sie denn eigentlich?" fragte Gerhard.

„Jetzt will ich's Ihnen auch sagen. O warum nicht? Sie können's jetzt vielleicht auch besser begreifen. Ich bin der Stiefelfuchs bei den Franken."

Er stand auf und reckte die kurze Gestalt. „Also — keilen tun wir grundsätzlich nie. Aber —." Nun flüsterte der kleine Stiefelfuchs ganz vertraulich: „Wir helfen dem krassen Fuchsen ein bissel nach, damit er auf den richtigen Weg kommt. Denn wie steht so ein krasser Fuchs da? Wie's Kind im Regen. Und da tritt halt der Stiefelfuchs auf die Mensur. Und Sie dürfen mir's glauben, Herr Frey, ich schau' mir meine Leut' an. Wenn ich aber dann einen aufs Korn genommen hab', mit dem leg' ich Ehr' ein bei meinen Herren Franken. Und irren tu' ich mich nie nicht."

Er ging an den Ofen und hob die schmutzigen Stiefel des Fuchsen auf. „Ich putz' Ihnen heut zum erstenmal Ihre Stiefel," sagte er nicht ohne Feierlichkeit. „Und es sollt' mich freuen, wenn ich sie Ihnen recht viele Semester putzen könnt'. Es sollt' mich freuen und wär' mir recht. Aber einem andern als einem Franken hab' ich seit Menschengedenken nimmer die Stiefel geputzt."

Er ging an die Türe. Dort wandte er sich noch einmal: „Und nix für ungut, Herr Frey. Und daß ich Sie gekeilt hätt', wird nicht einmal ein Thüringer sagen können. Ich hab's Ihnen nur auseinandergesetzt. Nicht um unsretwillen, sondern Ihretwegen. Und jetzt guten Morgen."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Man kann ein menschliches Gebäude von unten und von oben betrachten. Von unten: Ein guter, ein sicherer Standpunkt. Man sieht die Grundlagen. Nur leider verliert sich von solchem Standpunkt aus der Aufbau leicht ins Ungemessene. Von oben: Ein vorzüglicher, ein übersichtlicher Standpunkt. Nur leider fehlt dem Obenstehenden die Kenntnis der Grundlagen, und er ist des öfteren geneigt, sie für schwächer zu halten, als sie in Wahrheit sind.

Gerhard sah das Burschenleben zunächst vom Standpunkt eines Stiefelputzers an. Was Wunder, wenn er, mit

der Nase an seine Fundamente stoßend, der Ansicht zuneigte, das Gebäude rage in die Wolken hinein?

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Er war aufgestanden, er hatte sich gewaschen, er hatte seine Morgensuppe gegessen. Je länger desto lieber wurden ihm die Franken. Was hatte er nun schon alles über sie gehört! Und der Eysen gestern — es war doch zu nett gewesen, daß sich der Eysen des fremden Fuchsen so annahm.

Annahm? Gerhard warf den Kopf zurück. Er bedurfte keines Menschen, der sich seiner annahm. Er war Manns genug. Wie hatte der Stiefelfuchs gesagt? Die halbe Stadt spricht von dem abgeschlagenen Tisch-Eck.

Aber der Kandidat, der Körbelius — pfui Teufel, was für eine Feldscheuche! Dem sollte er doch die Meinung sagen. Pah — was ging ihn der Feigling an, der ehrlose Kerl, der lumpige Student? Wäre auch der Mühe wert, solch einem Hundsfott die Meinung zu sagen. Wenn er ihm begegnete, wollte er das Taschentuch vor die Nasenlöcher halten. Jawohl, das genügte.

Er sah auf die Uhr. Es war noch nicht acht. Da konnte er zunächst zum Buchbinder gehen und Tinte und Federn kaufen und schönes Papier. Viel schönes Papier. Schon am ersten Tage wollte er seine Ferienarbeit fortsetzen. Nulla dies sine linea. Vorgestern hatte er Buch drei Kapitel drei des platonischen Staates verdeutscht. Vorwärts! O alma mater!

Er nahm die Mütze und stürmte aus der Stube.

Draußen im Vorplatz am Fenster, dort, wo die steile, schmale Stiege zu den Dachkammern emporführte, stand der Kandidat.

Jählings griff der Fuchs in die Hosentasche. Verdammt, er hatte kein Taschentuch eingesteckt. Mit diesem einzig richtigen

Zeichen der Verachtung war's also nichts. Nun aber geschwind vorbei mit abgewandtem Gesicht—!

Körbelius vertrat ihm den Weg: „Herr Frey — ich — ich fühle, daß ich Ihnen eine Erklärung meines Verhaltens schuldig bin."

„Sie sind mir gar nichts schuldig, und ich Ihnen auch nichts." Der Fuchs hatte es hochmütig herausgestoßen, und als der andere nicht aus dem Wege ging, wollte er ihn beiseite schieben. Der aber stand mit herabhängenden Armen und wich keine Spanne. Verwundert ging Gerhard einen Schritt zurück; es schien ihm, als habe der da vor ihm den Willen und die Körperkraft, stehen zu bleiben, wo er stand.

Körbelius faltete die Hände und sah ihn flehend an: „Nur fünf Minuten!"

„Nein," sagte Gerhard trotzig. „Es hätte gar keinen Zweck. Wir sind verschiedener Ansicht über die Ehre. Das ist alles. Und ich verkehre nur mit honorigen Burschen."

„Ist das Ihr letztes Wort?"

„Mein letztes Wort. Und nun Weg frei!"

Der Fuchs stürmte die Treppe hinunter und auf die Gasse hinaus. Es war ihm unbehaglich zu Mute; es war ihm zu Mute wie nach einer Niederlage. Dann aber lachte er fast laut auf. Warum denn? Er hatte gehandelt als ein honoriger Fuchs. Über alles die Ehre!

*

O Gott, wie war die Welt so schön. Das Leben lag vor ihm wie eine sanft ansteigende, mit junggrünbelaubtem Buschwerk bewachsene, unergründlich tiefe Halde. Sonnenschein war über sie ausgegossen, weit, weit hinauf dehnte sich das Gewirre der Zweige, und viele hundert Vögel sangen und trillerten, schlugen und schluchzten ihm entgegen in seliger Wonne. Hoch droben über der sonnigen, jauchzenden, geheimnisvollen Halde stand blauduftig, stand ernst

und still und hoch der Wald. Aber wer kümmerte sich jetzt um den Wald, wer sah heute hinüber ins Land der Philister? Laßt ihn doch stehen, den Wald, stumm und ernst. Hier vor uns dehnt sich unser Leben, hier vor uns lockt unergründlich tief unsere Jugend. Mit vorgestreckten Armen auf und hinein! Schon schlagen die Zweige zusammen über dem goldlockigen Haupte, vielhundert Vogelstimmen schmettern und pfeifen und rollen und lachen, und die Sonne zittert in goldenen Lichtern auf dem schwellenden Moose, in dem der Fuß bis an die Knöchel versinkt. O Jugend, o Lust!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Hohe Schulen — weithin ragende, umfriedete Stätten!

Seht doch, wie ein Geschlecht der Suchenden nach dem andern zu ihnen emporsteigt, Erleuchtung zu gewinnen und Erleuchtung hinab zu tragen in das Tiefland des Lebens. Heil ihnen, wenn sie kommen mit wahrer Sehnsucht und wieder von dannen ziehen als Träger eines zum Himmel emporweisenden Lichtes. Und heil euch, ihr ehrwürdigen Hüter des Wissens, ob ihr nun mit der Kraft des Riesen ein flammendes Becken von der höchsten Zinne des Baues emporreckt, daß loderndes Feuer weithinaus scheine wie das zielweisende Feuer des Leuchtturmes über das nächtliche Meer hin — oder ob ihr eine Ampel umschlossen haltet mit schwächeren Händen, ein Flämmlein nur hütet und denen darbietet, die da kommen zu holen. Feuer ist Feuer. Aber die Talgkerze bleibt eine Talgkerze, auch wenn sie sich täglich an einem Leuchtturm entzündet. Und am Grubenlämpchen eines Zwerges kann unvermutet ein Halbgott seine Fackel entflammen.

Es war keine hochberühmte Universität, in deren Mauern der junge Student seinen Einzug gehalten hatte, keine von den vielhundert Jahre alten Hochschulen, an deren Geburtsbriefen die Bleibulle herabhängt. Sie hatte keine Geschichte

hinter sich, deren stumme Sprache abzulesen war von grauen Giebeln, von fein gemeißelten Säulenknäufen hallender Kreuzgänge, von vieltausend Goldrücken einer altererbten Bücherei — oder auch von den verkritzelten Wänden eines ehrwürdigen Karzers. Sie war eine der allerjüngsten unter ihren stolzen Schwestern in deutschen Landen; sie war hineingestellt in ein neues, nüchternes Städtchen mit hübschen Häusern und breiten Straßen, mitten hinein in eine liebliche Schäferlandschaft. Keiner ihrer Lehrer hütete ein weithin loderndes Leuchtfeuer. Aber in dem bescheidenen Kollegienbau, in den niederen Studierstuben saßen redliche Männer mit gutbrennenden Ampeln, treue Hüter und Vermittler des Lichtes. Kein päpstlicher Segensspruch aus uralten Tagen gab ihrer Lehrtätigkeit die Weihe, und hätte sie einer nach ihren Schutzgeistern gefragt, dann wären ihm Namen genannt worden wie Jakob Spener, Christian Thomasius, Friedrich August Wolf und Johann Stephan Pütter — vielleicht auch von diesem und jenem mit leuchtenden Augen Immanuel Kant. In der Tiefe der Jahrhunderte aber, hinter all diesen, stand, schon fast nebelhaft verschwommen und doch alles bestimmend — Luther, der Riese.

•

Wolfgang Eysen holte den Fuchsen ab und führte ihn hinüber auf den Marktplatz. Da sah Gerhard zum ersten Male die Gesamtheit der Burschen, Große und Kleine, Dicke und Dünne, Junge und sehr Bemooste, Dumme und Gescheite — die meisten erfüllt von Verachtung gegen die ganze übrige Menschheit, alle ohne Unterschied überzeugt von der Wichtigkeit ihres eigenen Daseins. Er sah auch zwischen den Vielerfahrenen die Menge der Füchse, wohl erkennbar am Mangel jeglicher Farben und an der Art, wie sie die Füße setzten, wie sie die Hände herabhängen ließen, wie sie die Köpfe trugen und in Ehrfurcht standen vor den überlegenen Burschen.

Er selbst bewegte sich so mannhaft als möglich auf dem ungewohnten Pflaster, bemühte sich, ein grimmiges Gesicht zu schneiden, und war erfüllt von dem dringenden Wunsch, daß man ihm doch nicht gleich an der Nasenspitze ansehe den Hereingeschneiten, den Krassen.

In drei stolze Scharen gesondert, jede Schar umringt von ihren leibeigenen, zähnefletschenden Hunden, stand die gesamte Studentenschaft, und Gerhard bemerkte mit Befriedigung, daß die Franken zum größten Haufen geballt waren.

Noch blieb ihm ja die Wahl, zu welchen Farben er schwören wollte. Aber in seinem Herzen war er doch schon gefangen von so viel Männerstolz und Männerwürde der Gold-rot-goldenen.

„Ich will nun belegen," bemerkte er nach einer Weile des Herumstehens zu einem der Burschen. „Haben Sie's schon besorgt?" Da lachte dieser und meinte, das habe doch immer noch Zeit bis zuletzt — nach der Immatrikulation.

Aber Gerhard bestand darauf, er wolle belegen. Und als der andere wieder lachte, bekam er einen roten Kopf und ging.

Das Belegen war ein Privatabkommen zwischen Professor und Student. Es gab nur zwei Hörsäle von geringer Größe; deshalb lasen fast alle Lehrer zu Hause in ihren Studierstuben, und dort waren auch die Listen aufgelegt, in die der Adept seinen Namen zu schreiben hatte.

Gerhard zog die Glocke an dem einstöckigen Hause des Philologen Töbing, das seiner Bude gegenüber stand. Mit Pfeifen und Rasseln kam der Aufzug in Bewegung; die Türe öffnete sich, der Fuchs stand in einem breiten, tiefen Vorplatze.

Linkerhand führte eine schöne Treppe ins obere Stockwerk, geradeaus fiel der Blick durch eine offene Türe auf das grüngelbe Blättergewirr eines Gartens.

Ein Mädchen trat in diese Türe.

Gerhard zog den Hut. Das Gesicht des Mädchens war beschattet; aber das lichte Haar, die Umrisse der Schultern und des weißen Kleides waren umflossen vom Glanze der Sonne.

Sie trat ein paar Schritte heran. Da sagte er mit einer zierlichen Verbeugung, er wolle sich einschreiben.

„Bitte, hier!"

Sie hatte eine tiefe, weiche Stimme, und nun sah er auch, daß sie schön war, ein schmales Antlitz, große, dunkle Augen, gesunde Farben, eine hohe, weiße Stirne und einen feinen, roten Mund hatte.

Er folgte dem Wink ihrer Hand und trat an das Stehpult zur Rechten im Hausflur.

Zögernd kam sie heran, während er die Feder eintauchte. Zögernd, mit schlaff herabhängenden Armen. Und etliche Schritte hinter ihm blieb sie stehen und betrachtete ihn schräg-her mit verwunderten Augen.

Knirschend fuhr der Kiel über das Papier.

„Hier ist Streusand."

„Gerhard Frey —?" Sie las es halblaut, griff nach der Büchse und — vergaß den Sand über die glitzernden Buchstaben zu streuen.

Der Fuchs wußte, was sich geziemte, wiederholte seinen Namen und verbeugte sich noch einmal.

Das Mädchen war blaß und rot geworden und bestreute nun mit zitternder Hand die nasse Schrift.

„Sie wollten gewiß auch meinen Papa sprechen?"

Es wäre ihm eine große Ehre gewesen, meinte der Fuchs. Indes wenn es heute nicht sein könne —.

Ob er nicht ein wenig warten möchte? Papa müsse in Bälde zurückkommen.

Aber gewiß möchte er das.

Und so ging sie voran, in den Garten hinaus. Mit gezogenem Hute folgte er ihr.

Es war ein sehr großer Garten, vorne Ziergarten, hinten Gemüse- und Obstgarten, der sich weit hinaus bis an die Landstraße erstreckte. Zwischen den verschnittenen Hecken des vorderen Gartenteiles liefen schnurgerade Wege, in die Hecken waren Steinbänke eingebaut, und da und dort ragte über einem Blumenrondell ein bemoostes Götterbild mit bös verrenkten Gliedern. Der Kavalier einer Markgräfin mochte das alles vorzeiten angelegt haben.

Sie gingen nebeneinander durch das raschelnde Laub, und der Fuchs bemerkte wohl, daß sie des öftern von der Seite zu ihm hersah. Aber wenn er die Augen nach ihr wandte, dann wurde sie rot und blickte geradeaus.

Sie verstand sich aufs Fragen. Und als sie vor der Bank hielten, vor der Steinbank am Ende des Heckenganges im Schatten der verschnittenen Buche, wußte sie schon sehr viel von ihm: daß sein Vater Arzt sei und seine Mutter längst gestorben, daß er einer zweiten Mutter viel verdanke und einen älteren Bruder habe, der in Jena die Medizin studiere.

„Habe ich recht gehört, Sie sind ja auch erst von Jena hierhergekommen — vielleicht kennen Sie ihn?" rief er plötzlich. Da ward sie dunkelrot und lud ihn ein, sich neben sie zu setzen.

„Es gibt so viele Studenten in Jena," sagte sie mit niedergeschlagenen Augen und wühlte mit der Spitze ihres Schühleins im abgefallenen Laub. „Aber ich habe wohl alle Studenten in Jena von Angesicht gekannt."

Dem Fuchs war wunderlich zu Mute, wunderlich und sehr behaglich. Das hübsche Mädchen hatte Gefallen an ihm gefunden, da war kein Zweifel mehr übrig. Immer wieder sah sie ihn verstohlen an, und wenn sich ihre Blicke kreuzten,

dann schlug ihr die Röte ins Gesicht, als wäre sie auf einem Unrecht ertappt. Ohne Überlegen beschloß er deshalb, ihre Gefühle aufs wärmste zu erwidern. Wie ein Rausch kletterte es in seinen Kopf empor: O Welt, wie bist du wunderschön! — Cäsars Wort fiel ihm ein, und fast hätte er laut vor sich hin gesagt: ‚Kam, sah und siegte!‘ Er reckte sich höher: Siegte! Ei warum denn auch nicht?

Und wieder dehnte sich so lockend vor ihm, sanft ansteigend, grünschimmernd, unergründlich tief, mit goldsonnigen Lichtern das zauberhafte Zweig- und Blättergewirre seiner Jugend.

Er wandte den Kopf und gedachte nun das holde, in erster Liebe erglühende Kind einmal so recht ohne Schüchternheit, nach Herzenslust anzusehen. Da wandte dieses Kind das Antlitz und erwiderte seinen Blick mit großen, verwunderten Augen. Dann aber glitt ihr Blick an ihm vorüber ins Buschwerk des Gartens, und als er ein paar gleichgültige Worte stammelte, rollten zu seiner Verwunderung zwei dicke Tränen über ihre Wangen.

O Himmel, wie hatte er nun diese sichtbaren Zeichen der Empfindsamkeit zu deuten? Sollte er sich sogleich herzlich nach dem Anlaß ihrer Tränen erkundigen, sollte er sie durch ein Scherzwort aufrichten aus einer Betrübnis, deren tiefe Ursache er mit klopfendem Herzen zu ahnen glaubte, oder sollte er zunächst durch weise Zurückhaltung die Glut anfachen zu lodernden Flammen? Verdammt, daß er so unerfahren war in der Kunst der Liebe.

Zum Glücke kam gerade jetzt der Professor und enthob ihn weiterer Sorge.

Lange durfte er neben dem Gelehrten auf und ab gehen im rauschenden Laube unter den lichten Bäumen. Leider Gottes aber hörte er nur mit halbem Ohr, was der geistvolle Mann wohlwollend mit ihm besprach.

Wie ein leicht Berauschter stolperte er durch den dämmerigen Hausflur hinaus auf die sonnige Gasse, über den Marktplatz ins Kommershaus der Franken, wo ihn die Burschen mit herablassender Herzlichkeit begrüßten, wie einen, der doch eigentlich schon zu ihnen gehörte.

*

Es war Nachmittag.

Längs der Landstraße zog sich die graue Mauer des Töbingschen Obstgartens hin, auf und hinter diese Mauer aber war ein steinernes Gartenhäuschen gebaut.

Ein mächtiger Apfelbaum streute leise seine gelben Blätter auf die grüngestrichenen Schindeln des Zwiebeldaches herab. Moderluft des Herbstes stieg aus der regendurchtränkten Erde, und weit hinaus dehnte sich das Land im Sonnenscheine.

Zwei Männer saßen am offenen Fenster: Professor Töbing und sein Kollege, der Mathematiker.

Töbing hatte ein offenes, freies Antlitz. Seine Stirne war hochgewölbt und verlor sich in einer mächtigen Glatze. Er war glatt rasiert, nur an den Schläfen herab stand grauer, lockiger Bart. Unter dunkeln Brauen leuchteten blaue Augen. Zwischen schmalen Lippen floß die Rede mit norddeutscher Klangfarbe mühelos in wohlgeformten, kurzen Sätzen hervor. Und als er sich erhob und zu dem Wandschränkchen hinüberging, eine Flasche und zwei Gläser zu holen, da mußte sich die mächtige Gestalt bücken unter der Holzdecke des Zimmerchens.

Der Mathematiker saß wie ein Gnom am Tischlein, hatte die Ellbogen auf die Platte gestützt, alle zehn Finger in sein struppiges Haupthaar vergraben und starrte mißmutig hinter Brillengläsern ins Land. Und wenn er kurze Bemerkungen hinwarf, dann zog sich sein Mund auseinander, als wollten die langen, gelben Zähne beißen, und

er gab sich keine Mühe, anders zu sprechen, als ihm seine fränkische Zunge gewachsen war.

Lachen und Plaudern ertönte in der Ferne.

„Trinken Sie, Herr Kollega," sagte der Philolog und ließ den gluckſenden Wein in die Römer fließen. „Sie sehen trübe ins Semester. Aber was es auch bringen mag, wir wollen ihm ein fröhliches Gesicht zeigen. Prosit, es lebe!"

„Sie haben gut reden," murrte der andere, nahm sein Glas und stieß damit an.

Das Lachen und Plaudern kam näher und näher. Der Kleine stand auf und beugte sich aus dem Fenster. „Natürlich, die Herren Studenten!" Murrend setzte er sich wieder. „Man beginnt auf alte Burschenart das Semester mit einem Gang nach dem Bierdorf."

„Immerhin noch besser, als wenn man den ganzen Nachmittag in der Stadt herumsöffe," meinte der Große. „Die Franken," setzte er nach einer Weile hinzu.

„Die Anmaßendsten von den drei Gesellschaften," brummte der Kleine und nahm einen Schluck.

Der Große schwieg. Truppweise zogen die Studenten vorüber.

„Wir sind am unrichtigen Platze, Herr Kollega!" Der Gnom verzog den Mund.

„Wieso?"

„Unten im Straßengraben sollten wir sitzen, und hoch über uns müßten sie vorbeimarschieren. Ist ja doch alles verrückt auf hohen Schulen. Dreißig bis vierzig Jahre — das ist draußen, wo sich das Leben weitertastet von gestern auf morgen, die Zeit des Umtriebes; ein Menschenalter nennen's die Leute. Drei bis vier Jahre, in denen der Bursche seine Semester durchstürmt, danach haben wir auf hohen Schulen zu rechnen. Eine rasch wechselnde Ober- schicht — die Herren Studenten, und eine langsam sich

vorschiebende, angegraute, muffelige Unterschicht — wir und die andern Philister bis herunter zum Stiefelfuchsen."

Überlegen lächelte der Philolog.

Der Mathematikus aber sprach knurrend weiter: „Man sagt, der Bonaparte hasse die Landsmannschaften. Kann mir's wohl denken, warum. Das Nahverwandte haßt sich oft. Was fragt der Bonaparte viel nach Recht und Moral? Und diese Burschen? Landsknechte sind's, über alle Gassen und Plätze strecken sie ihre Rapiere, und wo sie hintreten, wird die akademische Freiheit in den Boden gestampft. Sie haben die Freiheit in Erbpacht genommen; ihre Freiheit aber ist die Sklaverei der anderen. Hätte ich die Macht, ich wollte sie zersprengen in alle vier Winde vor Abend noch."

Der Große schüttelte den Kopf: „Sie wollten die Vereinigungen dieser Jünglinge auflösen? Aber die Jugend wird sich immer verbünden — schon im bewußten oder unbewußten Gegensatz zum Alter. Und sie hat recht. Verbünden wir uns doch auch und rüsten wir uns gegenseitig zur Eroberung der Jugend. Es täte wahrlich not."

„Pah, diese Jugend!" rief der Kleine. „Was sucht denn diese Jugend auf hohen Schulen? Dem Zwang entronnen steht sie mit gierig geöffnetem Rachen, schlingt jede Lust hinein und belastet Gesundheit und Gewissen mit Ewiggeldern, deren Zinsen sie in all ihrer Zeitlichkeit nimmer zu zahlen vermag. Ich glaube nicht an diese Jugend."

Der Große beugte sich über den Tisch. „Und haben Sie freundlichst überlegt, Herr Kollega, was ich Ihnen gestern vorgeschlagen habe?"

„Sie sind ein Phantast," murrte der Gnom.

Der Norddeutsche hob seinen Römer gegen das Licht und sah gedankenvoll durch den goldfunkelnden Wein. Dann schlürfte er bedächtig ein Schlücklein und behielt es eine Zeitlang auf der Zunge.

„Eine gelehrte Gesellschaft, jetzt in der bösen Zeit? Jetzt, wo jeder genug mit sich selber zu tun hat?" sagte der Mathematiker.

„Gerade jetzt," wiederholte der Philolog mit Nachdruck. „Wir dürfen nicht einsam bleiben, ein jeder in seiner Studierstube. Wir müssen Fühlung untereinander bekommen. Zuerst wir einzelnen Lehrer unter uns und mit den Studenten, dann wir verbündeten Lehrer mit der Gesamtheit der Jugend. Geht denn nicht alles Forschen auf ein einziges großes Ziel, ist nicht alle Wissenschaft dazu bestimmt, auszuklingen in die Harmonie eines einzigen Gesanges der Geister, und kann nicht jeder den andern gewissermaßen hereinlocken, hereinzwingen aus der Einsiedelei in die große Gemeinschaft, in die wahrhaftige Universitas, wenn er nach Feierabend die eigene Werkstatt dem Besuche öffnet? Es schadet dem Arzte nichts, wenn er in Fühlung bleibt mit dem Philosophen, es nützt dem Juristen, wenn er immer wieder erinnert wird, daß alles geschichtlich geworden, vom Stamm zum Ast, zum Zweig, zum Blatt gewachsen ist. Sie haben recht, es ist böse Zeit. Mit Heulen möchte man sagen — o deutsches Vaterland! Aber stehen uns nicht Flügel zu Gebote, mit Rauschen emporzufahren, hoch über das Elend der Zeit, und also doch vielleicht unversehens zu werden — Meister dieser Zeit?"

„Deutsches Vaterland?" Der Gnom verzog den Mund. „Wo ist denn dieses deutsche Vaterland? Wer von uns hat's denn jemals gesehen? Wer hat's irgendwann erlebt? Ich nicht. Und also vermisse ich auch nicht, was ich niemals gekannt oder gehabt habe. Ich bedarf dieses Vaterlandes nicht."

Auf der glatten Stirne des Großen fuhr eine dicke Ader empor, und krampfhaft umspannte seine Hand den Römer. Doch er bezwang sich und erwiderte nach einer Weile

ruhig: „Sie haben das wohl nicht so ganz überlegt, Herr Kollega?"

„Nicht so ganz überlegt?" Der Gnom sprang auf und begann in dem engen Raume umherzulaufen. „Ich sage Ihnen, das ist meine innerste Überzeugung, das ist der Extrakt einer Gedankenarbeit von Dezennien. Ich wiederhole: Vaterland —!" Er schnalzte mit Daumen und Mittelfinger und stieß einen Pfiff durch die Zähne. „Nicht so viel geb' ich aufs deutsche Vaterland."

Mit unsäglicher Wehmut wandte der Große das Haupt und blickte zum Fenster hinaus in den Sonnenschein der lieblichen Herbstlandschaft.

Es war stille in dem Raume, und mit geballten Fäusten stand der Kleine. Dann aber sagte er plötzlich mit veränderter Stimme: „Verachten Sie mich nicht, Herr Kollega; von Ihnen tät's mir bitter weh. Aber schauen Sie, ich hab' halt den Glauben verloren."

„Und möchten doch so gerne noch glauben?" fragte der Große, wandte das Haupt und sah den Kleinen forschend an.

„O so gerne!" rief dieser und faltete die Hände. „Aber es geht nicht, es geht nicht." Er griff in seine Brusttasche und zog ein Blatt Papier heraus. „Sie haben immer das deutsche Vaterland im Munde, Herr Kollega. Aber was ist denn unser deutsches Vaterland seit Menschengedenken? Da hören Sie einen alten Propheten, und wenn ich fertig bin, dann sagen Sie mir, ob er wahr prophezeit hat:

„Schließlich werden zum Löschen des Feuers alle zusammenströmen. Die benachbarten Völker werden wie mit verhängtem Zügel sich über uns ergießen, in unseren Ebenen wird um die Herrschaft, ja um das Leben gestritten werden. Wir werden den Streitenden ein Polster sein, eine Beute der Sieger, das Grab, an dem alle Nachbarn schaufeln; den Barbaren zur Verachtung, wenn wir uns ihnen frei-

willig unterwerfen; verabscheuungswürdig den Befreundeten, welche wir durch unsere Torheit in die äußerste Gefahr gestürzt haben. Freiheit, Sicherheit, Wohlstand, Ehre, zeitliches und ewiges Wohl werden so zugrunde gehen."

Er schnappte nach Luft. Fragend hielt der Große die Augen auf ihn gerichtet. Da stieß der Kleine hervor: „Seine Knochen modern schon seit mehr als hundert Jahren; Leibniz hat's geschrieben anno 1669. Aber ist es Ihnen nicht eiskalt den Buckel hinuntergelaufen? Denn er hat recht gehabt."

„Gehabt!" sagte der Philologe und erhob sich. „Ein leerer Raum von unermeßlicher Größe dehnt sich vor uns die Zukunft, und wir bevölkern sie mit Gestalten unserer Einbildung, mit hellen oder mit düsteren, je nachdem uns zu Mute ist. Törichtes Beginnen, gewinnlose Arbeit. Wo wir Schnee und Eis erblickten, werden wir über blühende Wiesen schreiten, wo wir zu tanzen verhofften, werden wir am Stabe dahinschleichen, wo uns Dämonen ängsteten, werden uns Engel geleiten — und gewiß ist nur das eine: es wird alles ganz anders kommen, als wir es mit blöden Augen vorausgesehen hatten. Ich bin kein Leibniz und bin kein Prophet. Aber ein Deutscher bin ich und habe Gewißheit dessen, was ich nun sage: Samenkörner von unglaublicher Verschiedenheit ruhen im Schoße des Volkes. Das Millionenfache, das fort und fort aufgeht, eine kleine Zeit besteht und hernach lautlos verweht, das freilich zeigt immer und immer wieder das vertraute, alltägliche Antlitz, vornehmlich das Maul zum Fressen, den Rachen zum Saufen und die unersättliche Gier nach Lust. Dazwischen aber schießt auch einmal irgend ein Gewächs, ein Schaft von unbekannter Art empor, eine neue, unerhörte Form aus dem Nährboden der alten Erde. Steht und ragt und spendet Frucht und Schatten, und Zahllose ziehen an ihm vorüber,

recken sich zu ihm und wachsen selber an ihm hinauf und seiner Größe, und wenn er längst gebrochen ist im Ansturm der Zeit, dann steht doch noch — vielleicht tausend und tausend Jahre — hochragend sein Abbild im Gedächtnis der Menschen und ist eine Wegmarke denen, die aus der dunkeln Vergangenheit ziehen in die ungewisse Zukunft. Und staunend müssen wir sagen, es ist göttliche Zeugungskraft in dem uralten Erdenstoffe, aus dem sich die Menschheit fortwährend erneuert, es ist in dem scheinbaren Einerlei eine unsägliche, aus der Fülle der Ewigkeit geborene Mannigfaltigkeit. Und deshalb glaube ich auch an diese Jugend, mag sie sich noch so ungestüm gebärden; und wenn ich heute nicht mehr an ihre Zukunft glaubte, so legte ich morgen mein Amt nieder. Ist ja vielleicht schon längst in dieser Jugend emporgewachsen der Retter, geht unter uns umher, und wir erkennen ihn nur nicht im Alltagskleide der Masse — oder vielleicht ruht er noch in einer Wiege, spielt mit seinen Fingerlein und guckt mit großen Augen hinauf zu einer niedern Decke — vielleicht auch atmet er noch gar nicht, aber die zwei, deren Dritter er zu werden bestimmt ist, gehen einander entgegen, unaufhaltsam entgegen, und müssen sich finden. Und dann wird er und wächst auf über alles Volk — vielleicht nur einige Fuß näher der Idee als wir Zwerge, aber ein Riese vor unsern Augen, ein Führer auf dem Wege zur Freiheit. Das weiß ich gewiß."

„Möcht's glauben und kann nicht," sagte der Kleine nach einer Weile.

„Und wenn wir's nicht glauben, Kollega, wer soll's dann denen da draußen hoffen lehren?" rief der Große und wies mit der ausgestreckten Hand auf die Landstraße, wo der Gesang der Franken herüberklang aus weiter Ferne. „Und was wären wir ohne die Hoffnung? Ich sage Ihnen, wir müssen Tag um Tag, Woche um Woche, Jahr um

Jahr dem entgegenhoffen, müssen auf den hinarbeiten, müssen glauben an den, der da kommt, wenn wieder einmal die Zeit erfüllt sein wird. Amen."

„Und ob's die draußen hoffen wollen?" fragte der Mathematiker. „Den Giganten aber von wundersamer Art, den Riesenschaft, an dem sich Zahllose emporranken, den erleben wir ja täglich, sehen und spüren den eiskalten Schatten, den er auf uns alle hereinwirft."

„Den Korsen?" Der Philologe reckte sich. „Kollega, ich habe wahrhaftig nur an einen Deutschen gedacht."

Ein Männchen schoß draußen auf der Landstraße heran.

„Der Pieperich!" knurrte der Gnom.

„Der Pieperich," sagte der Große mit einem melodischen Seufzer.

„Guten Tag, Ihr Herren Kollegen," tönte es von unten herauf. „Sie wissen zu leben an diesem wundervollen Herbsttage!"

Der Gnom rührte sich nicht. Der Große aber trat höflich ans Fenster und beugte sich hinaus.

„Apropos —!" Pieperich griff in seine Rocktasche und schwenkte ein Druckheftchen zum Fenster empor. „Ich habe da heute zufällig auf unserer Bibliothek eine Abhandlung über die Herkunft des altbayerischen Stammes gefunden. Merkwürdig, daß mir diese geistvolle Schrift bisher entgangen war."

„Und was handelt der Kerl ab?" fragte nun der Gnom und trat neben den Philologen.

„Er beweist mit schlagenden Gründen, daß die Bayern Kelten sind und also mit den Franzosen —"

„Die bekanntlich auch Kelten sind," sagte der Gnom.

„— und also mit den Franzosen, die auch Kelten sind, sich eines und desselben Ursprungs zu rühmen vermögen,"

rief Pieperich und klopfte mit der flachen Hand auf das Heftchen.

„Quod erat demonstrandum, und dafür hat er sicherlich den Orden der Ehrenlegion gekriegt," sagte der Gnom und begann zu pfeifen.

„Herr Kollega!" Pieperich reckte die schmächtige Gestalt. „Ich finde das gar nicht hübsch von Ihnen, daß Sie dem Manne ohne weiteres gemeine Motive unterschieben."

„Der Orden der Ehrenlegion ist meines Erachtens ein ganz ungemeines Motiv," bemerkte der Gnom und fletschte die Zähne.

„Ich vermute, diesen Gelehrten hat die Begeisterung für das Große und Erhabene getrieben, das Kleine und Unbedeutende mit den Fäden der Wissenschaft jenem zu verknüpfen," sagte Pieperich.

„Und was erscheint Ihnen so groß und erhaben?" erkundigte sich nun auch der Norddeutsche.

„Eben der Große und Erhabene, den uns ein gnädiges Geschick zur rechten Zeit geschenkt hat!" rief Pieperich.

„Und was erscheint Ihnen klein und unbedeutend?"

„Nun eben Völker wie das deutsche, die nicht mehr imstande sind, sich ohne fremde Beihilfe zu regieren. Es ist doch alles so klar: Unsere Aufgabe liegt auf einem andern Gebiete. Wie sagt Schiller?

Das ist nicht des Deutschen Größe,
obzusiegen mit dem Schwert;
in das Geisterreich zu dringen,
Vorurteile zu besiegen,
männlich mit dem Wahn zu kriegen,
das ist seines Eifers wert."

„Herr Kollega!" Der Mathematiker stemmte die kurzen Ärmchen auf den Fenstersims und neigte sich tief hinab: „Fürs erste — wenn Sie nichts Gescheiteres von Schillern

wissen, dann lassen Sie sich Ihr Schulgeld zurückbezahlen. Fürs zweite — spitzen Sie sich doch eine Feder und schreiben Sie den Beweis, daß wir Franken und die Franzosen im Grunde auch ein und dasselbe sind. Denn bei uns gibt's Hornträger und bei den Franzosen ist auch kein Mangel daran, ergo! Und dann beruft Sie der Bonaparte vielleicht gar noch zu seinem Hofhistoriographen nach Paris."

„Es müßte ein unsägliches Gefühl sein, in der Nähe dieses Mannes zu atmen," sagte Pieperich und steckte sein Heftchen in den Rock.

„Wie haben Sie das gemeint, Herr Kollega Pieperich, wen hat uns das gnädige Geschick zur rechten Zeit geschenkt?" fragte nun der Große.

„Den Bonaparte," erklärte Pieperich und sah verzückt hinaus in die blauduftige Ferne. „Ich habe mir ein Bild von dieser wundersamen Erscheinung gemacht, das mir niemand mehr zerstören kann."

„Bitte, halten Sie uns nicht in Spannung!" knurrte der Gnom.

„Im vollen Bewußtsein göttlichen Auftrages, Tag und Nacht erfüllt von dem Gedanken, wie er diesen Auftrag am besten ausführe, ein Sendbote zum ewigen Völkerfrieden, ein Beglücker der Völker, ein selbstloser Liebhaber der Gerechtigkeit, eine friedendürstende Natur, ist er dazu verurteilt, auf den rauhen Bahnen des Krieges einherzuschreiten und den Völkern wider ihren Willen auf der Schärfe des Schwertes das Glück vom Himmel zu bringen."

„Diese kurzsichtigen Völker!" bemerkte der Große.

„Und je mehr ich's also bedenke," fuhr Pieperich fort, „desto klarer wird meine Erkenntnis. Er ist ein tragischer Held, und die Tragik seines Erdendaseins spiegelt sich schon äußerlich in seinen wunderbaren Gesichtszügen. Er lechzt nach Ruhe und muß leben in Unruhe, er möchte nur

Frankreich beglücken und muß einen Weltteil regieren, er möchte —"

„Ja, was möchte er nicht alles?" sagte der Große und wandte sich ab.

Universitätsprofessor Doktor Pieperich aber fuhr fort: „Sein Genius treibt ihn, und er wird nicht rasten, bis daß er ganz Europa —"

„Zum Schemel seiner Füße gemacht hat," ergänzte der Gnom und streckte die Hände segnend über den begeisterten Mann auf der Landstraße. „Sie aber sind eine von den — Quasten am Schemel des Kaisers."

Pieperich ließ sich nicht beirren. „Und wer ihm dazu hilft, mit dem Schwert oder mit der Feder, der hat Teil an dem Werke einer unerhörten Völkerbeglückung."

„Das lassen Sie doch auch drucken, Herr Kollega? Dann kann's gar nicht fehlen," sagte der Gnom, ging zurück vom Fenster, ließ sich auf den Stuhl fallen, daß er krachte, und sagte stöhnend: „Geben Sie mir einen Schluck Wein, Herr Kollega, es ist mir übel geworden."

Pieperich tänzelte weiter in den sonnigen Nachmittag hinein. Der Große aber füllte die Gläser und setzte sich dem Gnomen gegenüber. „Was sagen Sie weiter dazu?"

Die Äuglein des Mathematikers funkelten. „Hunde sind's und lecken den Stiefel, der ihnen den Tritt gibt. Wer kann's dem Stiefel verdenken, daß er mit Wollust auf ihnen herumtritt? Oder mit einem andern Bilde: Ich kann mich sehr wohl in Ihre Seele versetzen, sagte der aus uralter Forscher- und Wühlerfamilie stammende Mäuserich, als die Kreuzotter sich anschickte, ihn zu verschlingen. Von meinem objektiven Standpunkt aus muß ich die Berechtigung Ihrer subjektiven Anschauung anerkennen. Sie bedürfen meiner, und wenn ich mich auf einen noch objektiveren Standpunkt stelle, so empfinde ich beinahe Genugtuung, daß ich Ihren Zwecken zu

dienen vermag. Wollen Sie nach diesen theoretischen Auseinandersetzungen gütigst beginnen!"

Der Große hatte sich zurückgelehnt. Wieder war die Ader auf seiner Stirne geschwollen. „Als Einzelerscheinung ungefährlich; Spezies des verrückt gewordenen Gelehrten," sagte er langsam. Dann aber schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die Römer tanzten: „Nur leider Gottes laufen solche Pieperiche zu Tausenden herum, und es ist Gefahr, daß die ganze deutsche Nation dem Fremdling gegenüber noch zu einem einzigen Pieperich wird."

„Die ganze deutsche Nation?" Der Mathematiker zuckte die Achseln und verzog das Gesicht. „Wo ist diese Nation?"

*

Die Franken waren draußen in ihrem Bierdorf und saßen im Sonnenschein unter gelichteten Bäumen.

Mit trunkenen Augen blickte Gerhard über die langen Tische, über die plaudernden, lachenden, singenden Kommilitonen.

„Komm Frey, nun wollen wir sehen, was du kannst!" sagte Wolfgang Eysen und zog den Fuchsen durch das rauschende Laub zum Gartensalon.

Feierlich ging er voraus und stieß die Türe auf.

„Ich führe dich in den Tempel der Franken, in einen Tempel des Gambrinus und zuweilen auch der Bellona, wie dir diese Flecken auf den morschen Dielen mit stummem Gruße verkünden."

Ehrerbietig betrat der Fuchs den von Moderluft erfüllten, dunkeln Raum. Und als der Bursche die Fenster öffnete, die bis an den Fußboden hinabreichten, und die Holzläden aufstieß, fiel sein Blick auf gekreuzte Waffen und Fahnen und auf die Menge der Schattenrisse und Stiche, die — Rahmen an Rahmen — die Wände bedeckten.

Andere Studenten kamen herein. Eysen aber brachte zwei

Rapiere und warf seinen Rock auf einen Tisch. Gerhard beeilte sich, dasselbe zu tun. Ein Bursche prüfte die Korke auf den Spitzen. Dann trat er zurück und brüllte: „Legt euch aus — stoßt aus!"

Die Klingen klirrten, die Füße stampften.

„Für den Anfang kann's passieren, Fuchs," rief einer aus dem Umkreis. „Aber Sie müssen noch viel lernen. Gib mir 'mal das Rapier, Eysen!"

„Da, Brocken! Aber mach's gnädig, sonst wird das Füllen kopfscheu."

Gerhard hatte das Rapier gesenkt und sah den Baron mit Erstaunen an. Der hatte den Rock abgeworfen und trat ihm gegenüber. „von Brocken."

„Ich glaube, wir kennen uns —?"

„Aber natürlich!" rief Brocken scheinbar erstaunt, nahm die Waffe in die Linke und kam heran.

„Auf der Schloßbrücke damals," sagte Gerhard und trat zurück.

„Aber gewiß," rief Brocken. „Und dann haben Sie am Abend dem frechen Franzosen den Bescheid auf den Kaiser verweigert. Holla, ihr Brüder, daß ihr's nur wißt, ich kenne Herrn Frey schon seit Jahren — und ich weiß mit Bestimmtheit, er wird ein honoriger Bursch."

„Ich aber erinnere mich noch jedes Wortes von damals, Herr Baron. Damals auf der Brücke —" murmelte Frey.

„Kindereien, Fuchs. Weiß schon, woran Sie denken. Aber ich war damals noch ein dummer Bub. Werden Sie mir nun Ihre Hand geben? Nicht?" Er streckte die Hand hin und sah den Fuchsen mit gewinnendem Lächeln an. Widerwillig nahm Gerhard das Rapier in die Linke und gab ihm die Rechte.

„Was redet ihr lange hin und her?" rief einer. „Legt euch aus — stoßt aus!"

Wieder klirrten die Klingen, und wieder stampften die Füße.

Nach etlichen Gängen senkte Brocken das Rapier. „Brüder, ich meine, der Fuchs darf jeden Tag auf Mensur."

„Wenn er Blut riechen kann," sagte ein Bursch.

Gerhard warf den Kopf zurück.

Eine ungeschlachte Gestalt schob sich die Stufen herauf.

„Der Bierlupf — hallo!" riefen die Burschen, packten ihn und zerrten ihn vorwärts.

Da stand nun der große, dicke Mensch im Gartensaal und schaute mit gutmütigem Lächeln umher.

„Bierlupf, hier ist ein Fuchs, der noch kein Blut gerochen hat."

„O, freut mich, Sie kennen zu lernen," sagte der Riese und kam mit wiegenden Schritten heran.

Gerhard besann sich. Den hatte er doch auch schon gesehen? Jawohl, gestern nachmittag. „Ich denke, wir wohnen in einem Hause?" fragte er.

„Bei der schwarzen Moral!" brüllten sie da und dort.

Da wandte sich der große, dicke Mensch, hob die Fäuste und sagte mit heiserer Stimme: „Ich rat' euch gut!"

„Hallo — Frieden!" befahl Brocken. „Und du sei 'mal so freundlich, Bierlupf, und leg deine oberen Gewänder ab — komm, will dir helfen, altes Horn. So."

Mit gutmütigem Lächeln ließ sich der Bierlupf Rock und Weste abnehmen und das Hemd über die Ohren ziehen und stand nun, hielt die Hose mit beiden Händen fest und fragte: „Was soll's denn?"

„Da, Fuchs, schauen Sie sich diesen Mann genau an. Was sehen Sie auf seinen Fettpolstern?" rief Brocken.

„Ein paar mächtige Hiebnarben und zahllose kleine Stichnarben," sagte Gerhard.

„Ganz richtig," lachte Brocken. „Fast so viel' Stern' am

Himmel stehen, so viele Löcher hat der Bierlupf in seinem alten Fell. Und merken Sie sich's, Fuchs, alle Narben hat er vorn auf der Brust bis auf den Gürtel herab, im geistvollen Gesicht und auf dem rechten Arm — wie ein Spartaner."

Der Bierlupf nickte geschmeichelt.

„Wie oft bist du hier und in Jena auf Mensur gestanden?"

„Achtundsechzigmal."

„So, und jetzt ist die Vorstellung aus, zieh gefälligst dein Hemd wieder an, und heute halt' ich dich frei — kannst saufen so viel du willst," sagte der Baron nachlässig.

„Vergelt's Gott," murmelte der Tätowierte.

„Sie sehen übrigens, Fuchs, so ganz lebensgefährlich ist die Sache doch nicht; denn sonst wäre dies teuere Leben schon längst erloschen," wandte sich Brocken zu Gerhard.

Zwei andere warfen ihre Röcke ab und griffen nach den Rapieren. Abermals ertönten die Befehlsrufe: „Legt euch aus — stoßt aus!" Und sie fochten und stampften.

Eysen hatte den Fuchsen unterm Arm gefaßt und zog ihn hinaus. Sie schritten durch das raschelnde Laub und stiegen hinter dem Garten zwischen den Stoppelfeldern hinan.

„Daß ich heute bei Pleßbach gewesen bin und meinen Ziegenhainer gehörig auf seine Dielen gestoßen habe, kannst du dir denken."

Gerhard nickte, und Eysen fuhr fort: „'s ist also in Ordnung."

Gerhard nickte wieder.

„Auf Leben und Tod wird's aber nicht gehen, Fuchs. Man stellt euch gehörig weit auseinander, dann kann's gar nichts Ernstliches werden."

„Aber ich seh' doch nicht aus, als hätte ich Angst?" fragte Gerhard. „Und ich will gar nicht, daß man uns weit stellt."

„Daß du ein forscher Fuchs bist, bezweifelt niemand,"

beruhigte ihn der Bursche. „Aber was glaubst du denn — wegen solcher Lappalie läßt man doch einen Krassen keinen Lungenfuchser riskieren!“

„Was ist's denn eigentlich mit dem Bierlupf?“ fragte nun der Fuchs neugierig.

„Der Bierlupf?“ Eysen lachte. „Ein lebendiges Beispiel dafür, wie man's nicht machen darf. Der Bierlupf ist vor etlichen dreißig Semestern als Theolog auf die hohe Schule hierher gekommen und alsbald ein berühmter Student geworden. Na, daß er gerauft hat, weißt du ja. Leider Gottes hat er auch je und je gesoffen. Vor fünfzehn Semestern ist er dann zur Luftveränderung nach Jena gezogen. Dort hat er seine Stoßmensuren gehabt. Seit langen Jahren lebt er wieder hier, ist zwar noch eingeschrieben, aber in Wahrheit nicht Student und nicht Philister, sondern ein Garnichts, der halt noch so mit unserer Gesellschaft läuft. Er besitzt ein kleines Vermögen; das verwaltet ihm die schwarze Moral, und er muß sich jeden Groschen von ihr erbetteln, ist ihr aber anhänglich wie ein Pudelhund. So hat er doch wenigstens Wohnung und Essen und Kleidung sicher — fürs Trinken sorgen schon die Studenten; die lassen den alten Kerl nicht verdursten. Und wenn's grad sein muß, säuft unser Bierlupf auch nach einem Kommers noch zuletzt alle Bierreste aus.“

„Scheußlich!“

„Freilich,“ sagte Eysen nachdenklich. „Wir sind ihn ja gewöhnt. Aber wenn man's einem so erzählt, ist's wirklich arg. Und zu allem soll er von Haus aus ein ganz gescheiter Kerl gewesen sein — sogar Verse hat er geschmiedet. Wenn wir heute das Lied singen

> Wir quälen uns nimmer mit Fragen,
> gibt's Rätsel, wir lassen sie ruh'n;
> wir machen die Nächte zu Tagen
> und schlafen in Strümpfen und Schuh'n —

so ist das von ihm. Jawohl, Fuchs. Und nach dem Lied hat er halt auch wirklich gelebt." Der Bursche sah nun ganz ernst aus. „Jawohl, Fuchs. Es ist nämlich gar nicht so schwierig auf hohen Schulen — das Verbummeln."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bis die Sonne niederging, saßen die Studenten im Garten, in der langgestreckten, großmächtigen Lindenlaube, tranken und sangen. Abseits aber, an einem kleinen Tische unter einem Apfelbaum saß der Bierlupf und trank und trank. Immer wieder mußte Gerhard hinübersehen. Auf Anordnung des Freiherrn hatte der Wirt dem alten Menschen seinen eigenen, lederbezogenen Lehnstuhl herausgeschleppt und da saß nun der Bierlupf würdig, wohlig und weich. Er hatte sich zurückgelehnt, er hatte den aufgedunsenen Kopf an eines der mächtigen Stuhlohren geschmiegt, er sah zufrieden und glücklich aus und schmauchte aus langer Pfeife — und trank und trank und trank. Die sinkende Herbstsonne warf seitwärts durch die Büsche ihre Lichter auf den grünen Tisch, auf Hängebacken und Glatze des Verbummelten, und von Zeit zu Zeit löste sich ein Blatt vom Apfelbaum und fiel auf Zecher und Tisch. Und immer wieder griff der Arm hinüber, und die Faust führte den Krug an den Mund, setzte den Krug zurück auf die goldenen Blätter und wischte über die schmatzenden Lippen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Sonne war hinter die Hügel gesunken, im Tale stiegen Nebel. Krähen strichen schreiend über Feld und Wald.

Lärmend brachen die Burschen und Füchse auf. Alle hatten nun rote Köpfe und schwimmende Augen. Wie Salvenfeuer dröhnte das Lachen. Es war, als würden Schlachten des Witzes geschlagen, und immer höher stieg die Luft. Wie schade, daß alles so unwiederbringlich verpuffte im kühlen Abendhauche des Herbstes.

Geschoben und andere schiebend, so strebte Gerhard mit dem halbgefüllten Kruge in der einen, mit der brennenden Pfeife in der andern Faust dem Hause zu.

Neben ihm ging der Truthahn.

„Ein Franke werd' ich!" rief der Krasse inmitten der schreienden, lachenden Schar. Und er wiederholte aufgeregt: „Hören Sie? Ein Franke mit Leib und Seele für immer."

Sie schoben sich die Steinstufen empor, sie polterten in die große, niedere Stube. Der Truthahn aber hob seinen Krug und stieß ihn an den Krug des Fuchsen. „Ein Prosit!"

Schulter an Schulter mit den andern saß der Krasse und trank und rauchte, lachte und schrie. Aus fünfzig, aus achtzig Göttinger Pfeifenköpfen stieg der Qualm vom roten Quack. Trübe brannten die Talgkerzen. Immer toller wurde der Lärm.

Der starkknochige Wirt mit der weißen Schürze über dem Bauch und mit der Zipfelmütze auf dem Kopfe bediente von Tisch zu Tisch. Am Schenktische stand sein dickes Weib und füllte die Krüge. Zuweilen erklang hart und scharf der Schlag des Holzschlegels auf dem Zapfen.

Hunde bellten und begannen zu raufen und wurden hinausgepeitscht.

Ein Kantus stieg, und die Flämmlein der Kerzen flackerten wild über den kupfernen Leuchtern.

„Wieviel Halbe haben Sie heute schon getrunken?" fragte der Truthahn.

„Drei," antwortete Gerhard.

„Drei — nur drei?" Der Truthahn machte ein entsetztes Gesicht.

„Ich bin das Biertrinken gar nicht gewöhnt," entschuldigte sich der Fuchs.

„Sie werden's lernen," tröstete der andere. „Schauen Sie, mit dem Trinken ist's bei mir so: die erste Halbe könnt' ich

entbehren; die zweite schmeckt mir; die dritte besser, bei der vierten geht's an; bei der fünften bin ich ein Graf, bei der sechsten ein Herzog, bei der siebten ein König."

„Und wieviel können Sie dann als König vertragen?" fragte Gerhard mit schüchternem Spotte.

„Vertragen?" Der Truthahn fuhr auf und bekam seinen roten Kopf. „Soviel ich will." Er besann sich, fixierte den Fuchsen und setzte mit Herablassung hinzu: „Ich vertrage mit Leichtigkeit vierzig Halbe. Im allgemeinen trink' ich aber des Abends nicht mehr als zwölf Halbe. Und soviel brauch' ich unbedingt zu meiner Gesundheit."

„Zu Ihrer Gesundheit?" fragte der Fuchs ganz erstaunt. „Aber —?"

„Nichts aber," sagte der Truthahn. „Alle hiesigen Ärzte empfehlen so mäßigen Trunk. Denn die Luft ist trocken, und die sitzende Lebensweise des Studenten verlangt Anfeuchtung." —

Gerhard war erst bei der vierten Halben. Trotzdem kletterten schon sachte die Biergeister in sein Gehirn. Durch Tabaksrauch und Bierdunst sah er hinein ins Leben. Er war so glücklich, er war so stolz — er atmete so leicht in all dem Qualm. Es dehnte sich ja wieder vor ihm, sanft ansteigend, die Halde, bewachsen mit junggrünem Buschwerk, weit, weit hinauf und unergründlich tief. Er saß mit verwunderten Augen und starrte ins Land seiner Zukunft. O Jugend, o Lust!

„Silentium!" schrie einer. „Silentium!" schrien sie von allen Bänken.

„Brüder!" Wolfgang Eysen stand auf seinem Stuhle und rief es mit schallender Stimme in den Qualm hinunter.

Es ward stille, und etliche antworteten da und dort: „So sag's — so mach vorwärts — wenn du 'was weißt!"

Da begann Eysen im Plaudertone: „Könnten wir nicht,

liebe Brüder, diesen ersten Abend in unsrer Gesellschaft ein wenig würdiger feiern?"

„Saufen ja doch wie die Rösser," brüllte Brocken vom andern Ende der Stube herüber. „Was willst du denn mehr?"

Eysen nickte ihm freundlich zu: „Könnten wir nicht saufen wie die alten Germanen und dabei reden — wie die alten Griechen? Liebe Brüder, wir haben heute ein ganzes Rudel krasser Füchse unter uns. Lauter nette Leute, soweit wir bis jetzt urteilen können; aber doch ganz ohne Unterschied bejammernswerte Erscheinungen auf hohen Schulen."

Die Burschen lachten, und die Füchse sahen verlegen vor sich hin. Nur Gerhard rief ein drohendes Oho hinüber.

Lächelnd winkte Eysen: „Ich bitte um Schonung unsrer Tisch-Ecken, lieber Frey. Würde sich auch gar nicht lohnen; denn da heraußen sind sie nur aus Tannenholz."

Die Burschen lachten. Gerhard aber saß mit rotem Kopfe.

Eysen fuhr fort: „Ich bitte, mich nun nicht mehr zu unterbrechen. Es sind Fragen von allgemeiner Gültigkeit, Dinge von ewiger Bedeutung, die ich rein theoretisch zu erörtern gedenke. Ich wiederhole, Füchse sind bejammernswerte Geschöpfe, und trete sofort den Beweis an. Wenn irgendwo, so klafft hier ein Abgrund zwischen Wesen und Schein. Wie junge Götter kommen sie auf die Hochschule, tragen schwere Geldbeutel, zum Bersten voll blanker Muttergroschen, fragen, was sie kostet, die Welt, bilden sich ein, daß sie nun mit einem Male Studiosi seien, hochgeehrt, furchtbar und prächtig. Ja prosit, da sagt man ihnen, daß sie ungehobelte Bretter sind, ungespitzte Pfähle, ungeschliffene Klingen, unbehauene Steine, tollpatschige Bären, saugende Hündlein, ungeschneuzte Nasen, und daß sie keineswegs Studiosi sind, sondern Füchse sein müssen ein Jahr lang und noch einen Tag. Von Freiheit haben sie gehört, haben

wohl auch manch einem Lehrer den Kopf heiß gemacht mit ihrer Bosheit, ziehen nun sporenklirrend auf und gedenken weiterzustapfen als wahre Söhne der Freiheit — ja prosit, was ihnen vordem nicht gefallen hat von grauen Köpfen, das müssen sie nun dulden von jungen Burschen im lockigen Haar, müssen sich lassen schneuzen und hudeln und pudeln, hobeln und spitzen und schärfen, behauen und schleifen ein Jahr und noch einen Tag. Füchse sind bejammernswerte Erscheinungen auf hohen Schulen — quod erat demonstrandum. Und dennoch, prosit ihr Füchse!"

„Prosit!" schrien die Füchse aus allen Ecken und tranken. Der Bursche aber fuhr fort: „Im Vertrauen gesagt, Füchse, es ist uns allen, wie wir hier sitzen, um kein Haar anders ergangen als euch. Darum beißt die Zähne aufeinander und haltet's aus! Ein Jahr ist eine kurze Zeit, und ein alter Spruch lautet:

> Wie Schwärmers Glut, wie Tabaks Rauch
> verschwinden die Semester auch.

Und wozu denn alles? Damit ihr das werdet, was ihr euch jetzt einbildet: honorige Burschen.

*

Als Gerhard am andern Morgen erwachte, war sein Kopf wüste und leer, und nur allmählich stieg blasengleich die Erinnerung an den Rest des Abends in seinem Gedächtnis empor.

Die weite, niedrige Stube war erfüllt vom Tabaksqualm, nur trübe noch brannten die Lichter, und die Burschen hielten unter Lachen und Brüllen der Korona große und kleine Reden gegeneinander. Was sie da sprachen? Ja, wer konnte das heute noch wissen? Aber das Wichtigste aus all den ernsten und scherzhaften Reden hatte Gerhard wohl behalten: Es ist etwas unaussprechlich Erhabenes um einen rechten Bruder Studio. Und nun erinnerte er sich auch

wieder — da stand doch plötzlich der andere Eysen, der Bruder Wolfgangs, auf einem Stuhle — so ein mittelgroßer, hagerer Mensch. Was wollte denn der? Richtig, der sprach von manchem, was einem nicht gefallen könne am burschikosen Leben. Grausam wetterte seine Stimme, und zuerst saßen die Burschen starr und stumm. Er donnerte gegen das Saufen und gegen das Raufen, er wies auf die Arbeit hin und zuletzt — unglaublich — zuletzt rief er über all die honorigen Burschen die kurze, vielsagende Einladung, der noch niemals ein Sterblicher gefolgt ist. Herr des Lebens, brach nun ein Lärm los! Drei Forderungen werde es geben, so sagten die Burschen. Und Gerhard glaubte es ihnen aufs Wort, daß dieser ältere Eysen von Anfang an nicht so recht in die Gesellschaft gepaßt habe. —

Der Fuchs sprang aus dem Bett und steckte den heißen Kopf ins kühle Wasser. Und er sann weiter nach über die Erlebnisse von gestern.

Er sah sich durch die Mondnacht heimwärts gehen zwischen den beiden, die es ihm doch am meisten von allen angetan hatten, zwischen Brocken und dem jüngeren Eysen.

Zwar dieser Brocken war ihm ein wenig unheimlich. Er tat so überlegen und hatte ein so boshaftes Lächeln, wenn ihm etwas nicht in den Kram paßte. Aber trotzdem: Welch ein Witz, welch eine Selbstbeherrschung in jeder Geste, in jedem Ton! Wie ein Befehlshaber ging und saß er unter den Burschen. Dagegen der jüngere Eysen: Was für ein guter, glänzender Mensch! Wie war er doch im Gartensaal auf der Mensur gestanden, eine Fechtergestalt, geschmeidig und kraftvoll. Und wie floß ihm die Rede von den Lippen. Der Fleißigste von uns allen, hatte man ihm gesagt. Und noch eines: der verlässigste Freund. Merkwürdig, daß er gerade zwischen diesen beiden heimgegangen

war, zwischen Brocken und Eysen. Er stutzte: Was fuhr ihm doch soeben durch den Sinn? Baldur und Hödur. — Torheit! Wenn einer dunkel ist von Haar und Haut, wenn einer scharfe, schwarze Augen hat, wenn einer gerne spottet über das, was andere lieben und ehren — ist er schon darum ein Hödur? Und wenn einer blonde Haare hat und mit blauen, sonnigen Augen hinausblickt in die Welt, ist er schon darum ein Baldur? Und doch, wenn Gerhard sich heute dessen erinnerte, was er durch den Biernebel von ihren Wechselreden gehört und behalten hatte — es war ihm in der Erinnerung zu Mute, als wäre er zwischen zwei Feinden dahingegangen. Unter einer von den drei großen Eichen am Eingange des Föhrenwaldes machten sie Halt und blickten hinaus ins mondbeschienene, wellige Land. Der lange Brocken stand an den Baum gelehnt, im Schatten. Draußen aber, umflossen vom Lichte, stand Eysen, auf seinen Ziegenhainer gestützt. Und sie sprachen heftig gegeneinander, es hörte sich an, als ob der eine mit blankem Stahl dreinschlüge, der andere aber mit schwirrenden Pfeilen schösse. Und zuletzt — jawohl, ganz richtig, zuletzt rief Eysen: ‚Ei so schäme dich doch wenigstens vor dem da, der unser Bruder sein will!‘ Dann trat Eysen-Baldur aus dem Lichte in den Schatten und faßte ihn unter dem Arm. Gleich aber packte ihn Hödur-Brocken am andern Arm. Und so zogen sie zu dritt hinein in den Wald, marschierten heimwärts über Berg und Tal und stiegen endlich hinab ins mondbeschienene Städtchen. Verdammt! Gerhard Frey stampfte. Er hatte doch Brocken bitten wollen, daß er ihn als Leibfuchs annehme! Und nun war Brocken vorher in seine Gasse abgebogen, Eysen aber hatte ihn bis an sein Haus begleitet und — Gerhard stampfte noch einmal — da drunten an der Haustüre hatte er Eysen zu seinem Leibburschen erkoren. —

Die Türe ging auf, und Eysen stand auf der Schwelle. „Guten Morgen. Gut geschlafen? — Glaub's wohl. — Was — wie hast du gesagt?"

„Was habt ihr zwei gestern nacht unter der Eiche miteinander gehabt, Brocken und du?"

Eysen lachte fröhlich, zog einen Stuhl herbei, setzte sich rittlings verkehrt darauf, kreuzte die Arme auf der Lehne und rief: „Also du weißt's nimmer, Leibfuchs? Sieh, das freut mich einmal."

„Aber ich möcht's wissen!"

Da zog Eysen die Stirne kraus und sagte nachdenklich: „Wir haben vom Lebensgenuß gesprochen. Dem Brocken geht nämlich das ganze Dasein auf im gröberen oder feineren Genuß."

„Aber wir sollen doch unser Leben auf hoher Schule genießen?" rief Gerhard etwas gereizt.

Bedächtig nickte Eysen. „Gewiß, mein Lieber." Dann sprang er auf und ging ans Fenster. Dabei kam er am Stehpult vorüber und sah das offene Heft.

„Deine Schrift? Donner noch einmal, was du aber schön schreibst — zierlich und fest, wie gestochen. Laß doch lesen. O, das ist ja Platos Staat. Selbst übersetzt?"

Gerhard nickte, kam heran und sah mit frohen Augen auf sein Heft.

Eysen pochte mit dem Knöchel auf die Blätter: „Du wirst Philolog?"

„Jawohl."

„Dann ist dir dies vielleicht nur eine sprachliche Übung, nicht aber Teil deines Lebens?"

„Ich lese den Staat zum zweiten Male. Er ist oft leichter zu übersetzen als zu verstehen," sagte der Fuchs bescheiden.

Da nahm der Bursch den griechischen Text und blätterte: „Kannst du dich erinnern, was Plato im zehnten Buche

die eine von den drei Töchtern der Notwendigkeit, was er Lachesis, die Spinnerin, sprechen läßt?“

„Sie verteilt Lebenslose an Seelen, die zu neuem Leben zurückkehren“, sagte der Fuchs.

„Jawohl, und sitzt mit ihren Schwestern im weißen Gewande mit dem Kranz auf dem Haupte und singt; und was sie singt, ist ewig vergangen. Dann aber tritt der Herold neben sie, nimmt aus ihrem Schoß die Lebenslose, schleudert sie unter die Wartenden und ruft: Also spricht Lachesis — ihr Eintagsseelen, ein neuer Kreislauf beginnt, ein Kreislauf, der nicht wieder mit dem Tode enden wird. Und es ist nicht an dem, daß ihr durchs Los einem Dämon anheimfallt, sondern ihr werdet euch einen Dämon erwählen. Die Vortrefflichkeit wartet ihres Herrn. Die Verantwortung trägt, der wählt. Gott aber ist schuldlos.“

Er klappte das Buch zu. „Siehst du, Fuchs, das ungefähr haben wir heute nacht unter der Eiche besprochen und bestritten — nur nicht mit solch erhabenen Worten, sondern gleichsam mit Kleingeld bezahlend.“

Seine leuchtenden Augen waren fest auf Gerhard gerichtet, und er hielt ihm die Hand hin. „Jetzt aber freut mich doppelt, daß du mein Leibfuchs geworden bist.“

Gerhard schlug ein: „Ich möchte mir einen starken Anteil an Platos Vortrefflichkeit sichern und ein honoriger Bursch werden wie du und wie Brocken. — Aber warum hat denn dein Bruder die Gesellschaft verlassen?“

Wolfgang Eysen wandte sich zum Fenster und trommelte auf die Scheibe. Nach einer Weile sagte er leise: „Was mir bitterlich weh tut.“

Dann trat er noch einmal vor den jungen Freund.

Gerhard gedachte später oft dieses Augenblickes, wie der Bursche vor ihm stand, breitschulterig und doch zierlich, und wie er das wohlgebildete Haupt zurückgeneigt hielt und

so schräg von unten herauf und doch unsäglich von oben herab ihn ansah aus den blauen, tiefliegenden Augen.

„Fuchs, auf den Dämon kommt alles an. Die Wahl ist frei, die Verantwortung trägst du allein, und Gott der Herr läßt keinen schuldig werden, der es nicht selber will.“ —

Zu Anfang träumte Gerhard wieder und wieder in langen Nächten, er gehe aus hellbeleuchtetem Lande in einen dunkeln Wald hinein. Und zur Rechten und Linken gingen ihrer zwei. Der eine riß ihn hierhin, und der andere zog ihn dorthin. Aber er träumte den Traum nie zu Ende, sondern erwachte immer mit Angstgefühl. Und in der Folge verlor sich der Traum.

3. Weihnachten 1811

Die Turmuhr hatte viermal geschlagen, und aus dem Kollegienhause kamen die Studenten. Ein früher Abend senkte sich nieder auf das Städtlein, in dichten Flocken fiel der Schnee und hüllte alles in sein fleckenloses Kleid.

Gerhard trat zu zwei Frankenbrüdern und fragte, ob sie denselben Weg gingen. Da sagte der eine, sie wollten noch auf einen vierten warten; der Fuchs dürfe auch warten, wenn er wolle. Aber Gerhard warf den Kopf zurück, nickte und ging.

Eine Weile schwiegen die beiden und sahen ihm nach. Dann räusperte sich der eine und hielt es für seine Burschenpflicht, zu bemerken: „Wir beide sind doch recht ehrwürdige alte Häuser. Aber ich glaube, wir haben in den sieben Semestern noch keinen Fuchsen von der Art dieses Frey erlebt."

Der andere zuckte die Achseln: „Es steckt halt auch 'was Besonderes in ihm. Schon sein erstes Auftreten war außerordentlich. Dann kam die nette Fuchsenmensur nach vierzehn Tagen. Und einen fleißigeren Krassen habe ich wenigstens noch nie gesehen; ich glaube, er hört täglich sechs Kollegien. Dabei stellt er auch im Kommershaus seinen Mann."

Der erste murrte: „Ich finde, man müßte ihn trotz alledem ducken. Er wird verwöhnt, und das hat noch keinem gut getan. Wenn ich denke, wie man uns als Füchse gehudelt hat! Und seinen Konfüchsen geht's auch nicht besser."

Der zweite lächelte spöttisch: „So duck ihn halt, Konfuchs."

„Das wäre Sache der Jungburschen," sagte der erste. „Ich hohes Semester habe keine Zeit, mich mit Fuchsenerziehung abzugeben."

Der zweite meinte: „Ich wüßte gar nicht, was da zu ducken wäre, und möcht's auch nicht gerne tun. Dieser Frey

hat etwas in seinem Blick, das ihm jeden fünf Schritte vom Leibe hält. Hast du vorhin wieder das scharfe Aufleuchten in seinen Augen beobachtet? Diese Augen passen gar nicht recht in das gutmütige Knabengesicht."

„Ein frecher Fuchs ist er, und ich bleibe dabei, man müßte ihn ducken," sagte der erste. „Bin begierig, was noch aus ihm wird."

„Ein Senior — was denn sonst?" lachte der andere.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Gerhard ging mit raschen Schritten durch den Schnee und bog in seine Gasse ein.

Da klang von ferne gedämpfter Gesang an sein Ohr. Er blieb stehen und lauschte. Die Singknaben waren's.

Er kam nach Hause und klopfte an der Stube der Hausjungfer.

Sein Anliegen war bald gesagt, und er wollte sich wieder entfernen. Da trappelten auch schon die Knaben im Schnee vor dem Haus und begannen zu singen:

Macht hoch die Tür', die Tor' macht weit,
es kommt der Herr der Herrlichkeit.

Freundlich lud ihn die Hausjungfer ans Fenster ein, und während er mit raschem Blicke gegenüber im ersten Stock Lotte Töbing erspähte, sangen die Kinder mit hellen Stimmen:

Sein' Königskron' ist Heiligkeit,
sein Szepter ist Barmherzigkeit.
All unsre Not zum End' er bringt,
derhalben jauchzt, mit Freuden singt:
Gelobet sei mein Gott, mein Heiland groß von Tat.

Die Jungfer stand mit gefalteten Händen neben dem Fuchsen und lauschte andächtig auf die rührende Weise. Und als der letzte Ton verklungen war, öffnete sie das Fenster und reichte ihre Gabe hinaus.

„Uralt und ewig jung," meinte sie und schloß den Flügel.

„Bei uns zu Hause singen sie jetzt auch von Tür zu Tür," sagte Gerhard.

„Ich weiß," rief sie lebhaft. „Das heißt, ich kann mir's denken; denn in allen Städten singt man so," verbesserte sie sich. „Wie liebe ich diese Zeit vor Weihnachten, in der alles hinweist und vorbereitet auf den Gesang der Engel zum Lobe des himmlischen Königs: Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen."

Die Kinder sangen die dritte Strophe und begannen die vierte. Und während es draußen in der tiefen Dämmerung wehmütig und erhaben klang

Macht hoch die Tür', die Tor' macht weit,
eur Herz zum Tempel zubereit' —

fühlte der Fuchs plötzlich, daß jemand hinter ihn getreten war. Er wandte sich und blickte dem Bierlupf ins graue Gesicht. Und er sah dicke Tränen über seine Hängebacken rinnen.

Verlegen nickte er und wandte sich wieder zum Fenster. Als aber die Knaben zum nächsten Hause zogen, getraute er sich noch immer nicht umzusehen, und wurde so wider seinen Willen Zeuge einer kurzen Unterredung, die sich im Flüsterton nahe der Tür zwischen der schwarzen Moral und ihrem Hausburschen entspann.

„Nur zwölf Kreuzer, Jungfer!"

„Keinen Groschen. Sie sind heute nacht erst wieder um zwei Uhr heimgekommen."

„Ach, ich will's ja gewiß nimmer tun. Und wo soll ich denn auch bleiben den öden Abend lang?"

„Sie werden Ihr bißchen Verstand noch vollends vertrinken, und dann ist's aus mit all unsern Hoffnungen."

„O, Sie irren. Ich habe nun starken Studiergeist, und es kann mir gar nimmer fehlen. Wenn ich nur ein Jahr so weiter arbeite, dann besteh' ich das Theologische. Sie können sich darauf verlassen."

„Das gebe Gott. Aber ich seh' doch nie, daß Sie studieren. Auf Ihrem Tisch liegt seit acht Wochen das griechische Testament und der Kommentar, beide aufgeschlagen, und täglich lese ich die gleiche Seitenzahl. Und Ihr Tintenfaß —"

„Ach ja, liebe Jungfer, ich gebe zu, es ist ausgetrocknet. Wollte Sie auch schon längst bitten, Sie haben doch so ein gutes Tintenrezept. — O nein, werden Sie nur nicht böse. Ich weiß, es fehlt noch manches an meiner Besserung. Aber Sie dürfen mir glauben, es ist so schwierig, die Gedanken zusammenzuhalten. Sie flattern immer wieder auseinander wie — ja wie doch gleich? — wie — ja richtig, wie Fliegen vom faulen Apfel, wenn man mit dem Stock zwischen sie sticht. Ist das nicht ein vortreffliches Bild? O, sehen Sie, oft habe ich ganz überraschende Gedanken."

Gerhard wandte den Kopf und sah nun den alten Menschen mit gefalteten Händen stehen. Und er hörte seine weinerliche Stimme: „Von morgen an soll's besser werden, auf mein heiliges Ehrenwort. Und wenn ich dann einmal in der Weihnachtszeit auf meiner Pfarre sitze, so will ich mich daran erinnern — das Lied hat's über mich vermocht. O, Jungfer, das Lied vorhin. Sehen Sie, das Lied hat unsere selige Mutter auch immer mit uns Kindern gesungen in der Adventszeit. Oh, oh! Sagen Sie, müssen denn nicht die Worte

Macht hoch die Tür', die Tor' macht weit,
es kommt der Herr der Herrlichkeit —

müssen solche Worte nicht auch das härteste Herz erweichen?"

„Geb's Gott, Herr Studiosus."

„Und ich hab' doch auch gar kein allzu hartes Herz. Nur das Denken wird mir so sauer."

„Das kommt vom vielen Trinken, Herr Studiosus."

„Glauben Sie? Mag sein. Die bösen Buben sind's gewesen, die haben mich verführt. Aber von morgen an soll's besser werden, so wahr Gott lebt."

„Warum denn nicht von heute an? Ich will Ihnen die Stube heizen, eine neue Kerze aufstecken; Tee sollen Sie haben, eine ganze Kanne voll — aber heute müssen Sie noch anfangen — heute noch, heute noch!"

„O liebe Jungfer, heute noch geht das wahrhaftig nicht. Ich habe mich doch verabredet. Und mein Wort muß ich halten — nicht wahr? Also rücken Sie heraus mit dem Geld. Nur zwölf Kreuzer, nicht mehr."

„Ich will Ihnen sechs Kreuzer geben, und Sie kommen um zehn Uhr heim — gilt's?"

„Aber ich muß doch immer wie Sie wollen. Es gilt."

„Und morgen?"

„Morgen will ich ochsen, bis mir armslange Hörner wachsen." —

Die Türe hatte sich hinter dem ungeschlachten Menschen geschlossen, und seufzend kam die Hausjungfer heran.

„Es tut mir leid, daß ich ganz gegen meinen Willen —," begann Gerhard.

Sie winkte ab. „O lassen Sie das. Der da und ich haben keine Geheimnisse miteinander. Es ist ein Kampf, den ich seit Jahren führe mit dem armen Menschen."

„Sie erwerben sich große Verdienste um ihn," meinte der Fuchs.

„Sehr weise bemerkt, Herr Frey. Aber was ich etwa Tag um Tag mühselig aufgebaut habe, das wird von Ihresgleichen an einem einzigen Abend wieder eingerissen."

„Ich bin mir nichts bewußt," stotterte er.

„Verzeihen Sie, ich habe auch nicht Sie besonders im Auge gehabt. Aber nun möchte ich Sie doch etwas bitten, ehe Sie in die Ferien reisen. Einen Augenblick — nehmen Sie Platz, ich bringe Licht." —

Sie saßen einander gegenüber im Scheine der Talgkerze.

„Werden Sie mir nicht zürnen, wenn ich ein gutes Wort

für den Kandidaten Körbelius einlege? Ich weiß, daß Sie ihn keines Blickes mehr würdigen."

„Aber Sie wissen ja gar nicht, was mir mit ihm begegnet ist."

„O doch, er hat mir alles haarklein erzählt."

„Dann wissen Sie auch, daß er ein ehrloser Feigling ist."

Sie schüttelte den Kopf. „Das habe ich noch nie vom Kandidaten Körbelius gedacht."

„Alle honorigen Burschen denken genau so wie ich," sagte er nicht ohne lehrhafte Betonung.

„Alle honorigen Burschen?" Sie lächelte. „Alle honorigen Burschen? Dann freilich."

„Eine Frau versteht wohl nicht viel von solchen Dingen," bemerkte er herablassend.

Wieder flog das Lächeln über ihr Gesicht. Es war ein mütterliches, ein nachsichtiges Lächeln, und dem Knaben wurde unbehaglich zu Mute unter diesem Lächeln der alten Jungfer. Sie mochte das fühlen; denn sie sagte sogleich in herzlichem Tone: „Und wäre es nicht möglich, daß Sie sich mit vielen honorigen Burschen irren? Haben Ihnen diese honorigen Burschen zum Beispiel auch erzählt, daß der wunderliche Körbelius im vergangenen Winter einem Kinde das Leben gerettet hat?"

„Woher sollte ich das wissen?"

„Nun also, im letzten Winter hat er ein armes Kind halbtot aus dem Treibeis gezogen und wäre bei diesem Geschäfte beinah selbst ertrunken. Ganz feige ist der Mann also vielleicht doch nicht?"

„Merkwürdig," murmelte der Fuchs und schwieg zunächst. Dann aber sah er sie fast schüchtern an. „Wäre er doch nach getaner Rettung selbst ertrunken! Denn wie kann er leben, wenn ihn alle ohne Ausnahme verachten?"

Sie schüttelte den Kopf. „Alle —? O Herr Frey, Sie

irrren. Und wenn ihn auch alle honorigen Burschen verachteten" — sie setzte sich kerzengerade — „das wäre das Ärgste auf Erden wahrhaftig noch nicht."

„Was wäre denn noch ärger?"

„Wenn er von allen hochgeehrt wäre und müßte sich selber im stillen verachten."

Sie stand auf.

„Das wäre allerdings noch ärger," bekannte er halblaut und begann sein Schnurrbärtchen zu zwirbeln. „Aber ich denke, das gibt's überhaupt nicht."

„Adieu, Herr Frey, und nichts für ungut — gewiß nicht?" Sie reichte ihm lächelnd die derbe Hand, und es war ihm nun fast, als müßt' er sich vor ihr verneigen.

Draußen fiel ihm aber ein, daß man sie die schwarze Moral heiße. Da biß er sich auf die Lippe und war froh, daß er seine Haltung bewahrt hatte.

Dann ging er nachdenklich die Stiege hinauf. Doch er machte nicht halt in seinem Stockwerk, sondern klomm die steile Stiege zum Dachboden empor. Vor der niederen Türe des Kandidaten besann er sich noch einmal. Da kam dieser schon auf die Schwelle.

„Ich habe mich nicht getäuscht. Ich habe Sie am Schritt erkannt."

„Wenn ich gekommen bin, so verdanken Sie's nur der schwarzen Moral."

Der Kandidat nickte mit wehmütigem Lächeln. „Bitte, kommen Sie herein."

Der Fuchs betrat die Bude. Es war eine kleine Kammer mit zwei schräg gerichteten Dachlucken hoch oben in anderthalb Mannshöhe. An der linken Wand stand ein Bett, an der rechten eine längliche, mit Bettstücken gefüllte Kiste. Alles war sauber und aufgeräumt. Am Tische, inmitten der Stube, saß ein zwölfjähriger Knabe und schrieb beim Lichte einer dünnen Kerze.

„Mein Bruder," sagte der Kandidat und strich über das Haupt des schmächtigen Kindes.

„Ich wußte nicht, daß Sie einen Bruder bei sich haben."

„Heinerle, du kannst jetzt noch eine halbe Stunde zur Hausjungfer gehen," sagte der Kandidat.

Gehorsam wischte der Knabe seine Schreibfeder aus und ging.

„Wollen wir uns setzen, Herr Frey. Das Kind ist mit mir auf die Universität gezogen. Ein gutes Kind und hochbegabt. Es besucht die Lateinschule. Die Gnade des Herrn ist sichtbar mit ihm. Aber die Bettkiste wird ihm nun doch fast zu klein."

Gerhard sah nicht ohne Mißbehagen hinüber an die Wand auf die ärmliche Kiste mit den Bettstücken.

„Ich bin der Sohn eines Dorfschulmeisters und der Älteste von elf Kindern. Von Jugend auf habe ich gute Luft geatmet — das heißt, vor der Schwelle der baufälligen Hütte, die man Schulhaus nennt. Im Innern freilich war die Luft zuweilen etwas dick, wenn nämlich die vierzig Schulkinder in der großen Wohnstube saßen, die Mutter am Kochherd das Essen zubereitete und die kleinsten ihrer eigenen Kinder wie die Küchlein um die Henne herumhockten.

„Es gibt zwei Familienväter in unserm Dorfe, die ihren Stammbaum kennen und stolz darauf sind. Der eine von ihnen ist der Schulmeister. Denn in der fünften Generation ziehen die Körbeliusse ihre Kindlein in derselben Hütte groß. Der andere aber wohnt auf dem Hügel hinter der Kirche und muß seine Wohnstube nicht mit vierzig Schulkindern teilen. Fünf dicke, schwarze Türme stehen Wache rings an dem dreistöckigen Schloß — einer an jeder Ecke, der fünfte aber an der Stirnseite, und durch dessen rundbogiges Tor betritt man unter einem kunstvoll gehauenen Steinwappen das Schloß.

„In Freud und Leid haben sich die beiden Geschlechter seit anderthalbhundert Jahren zusammengewöhnt. Und von außen angesehen hat es den Anschein, als ob die Barone in dem alten Schlosse die Freude in Erbpacht hätten, die Schulmeisterschen in der Hütte aber das Leid. Ich wenigstens habe das lange Zeit gemeint, bis ich eines Tages, auf Grund altererbter Pflichten und Rechte, dazu ausersehen wurde, das feudale Schloß zu beziehen.

„Sie müssen nämlich wissen, im ganzen Dorfe ist kein abgabfreies Anwesen zu finden. Alle Bauern haben den Herrenleuten zu zinsen, zu gülten und zu fronen, auch Hand- und Spanndienste zu leisten. Auf der Hütte des Schulmeisters aber liegt ein besonderer Blutzehnt: Jede Generation hat mindestens einen Prügeljungen zu liefern."

Der Kandidat erhob sich: „Sie entschuldigen, aber wenn ich von diesen Geschichten erzähle, wird mir heiß. Dann kann ich nicht sitzen bleiben. Denn —" er nahm einen Stock und öffnete die Dachlucke — „der Prügeljunge der fünften und" — er ballte die Hände, er reckte sich — „der fünften und letzten Generation, wenn der gnädige Gott seinen Segen dazu gibt, war ich."

Er kam wieder an den Tisch und stemmte die Fäuste auf die Kante. „Sie können ja das Elend doch nicht begreifen, wenn ich's Ihnen auch haarklein erzähle."

„Bitte, sagen Sie mir alles!" brachte der Fuchs heraus. „Ich habe nun eine Ahnung."

„Ihre Ahnung betrügt Sie nicht. Der Junker des Prügelknaben ist der Baron Pleßbach gewesen." Er lachte bitter auf. „Was ficht mich denn eigentlich an? Hab' ich's nicht ausgezeichnet gut gehabt? Hab' ich nicht alles lernen dürfen, was der große Herr nicht lernen wollte? Hab' ich nicht in einem weichen Bette geschlafen? Hab' ich nicht Tag für Tag an der Familientafel gegessen? Hab' ich nicht zuerst den

Ziegenwagen kutschiert, dann den Pony bewegt, als wäre ich der Baron? Hab' ich nicht immer hübsche Kleider getragen und sogar kleine Lustreisen unternehmen dürfen? Was für ein Glück! Nur freilich, wenn der gnädige Junker nicht lernen wollte oder wenn er frech war gegen den Lehrer, dann bekam ich die Prügel, und je öfter er geneigt war, nicht zu lernen und frech zu sein, desto kräftiger fielen die Prügel auf mich. Und wenn ich recht kläglich schrie und winselte, dann hieß es: »Da sehen Sie, Junker, was für Folgen die Faulheit hat und die Frechheit.« Können Sie sich das vorstellen, Herr Frey?"

Der Fuchs wagte nicht aufzusehen.

„Und wissen Sie, daß auch die Gaukler und Seiltänzer den kleinen Kindern ihre Knochen so lange biegen, ihre Sehnen so lange strecken, bis das ganze Kerlchen geschmeidig wie Fischbein wird? Anfangs geht's freilich nicht glatt. Es ist etwas in der menschlichen Natur, das bäumt sich auf. Aber da gibt's mancherlei Gegenmittel. O Herr Frey, ich sehe heute noch zum Greifen scharf im Park unter einem Standbilde des Kriegsgottes den Prügelknaben und den Junker, und der Prügelknabe kniet auf dem Junker und drischt ihm das feiste Gesicht. Unter diesem Standbild aber haben sie dann auch zu zweit, der Hofmeister und ein Reitknecht, dem Schulmeistersohn den besten Lebensmut aus dem Leibe geprügelt. Und der Junker haßte seit jener Stunde den Prügelknaben, haßt ihn heute noch, als wär' er sein böses Gewissen."

„O Sie unglücklicher Mann!" brachte Gerhard heraus. „Welch ein Verbrechen am Adel der menschlichen Natur!"

Mit bebenden Lippen erzählte Körbelius: „Aber Sie dürfen's glauben, die Schläge sind's nicht gewesen, die Schläge haben ihn nicht so geschmeidig gemacht." Er lachte heiser. „Die Angst hat's getan, die schreckliche Angst. Als der gnädige

Herr von seinem Verbrechen hörte — oh, ich sehe den alten Mann mit seinem langen Zopf noch heute vor mir und fühle den knochigen Griff seiner Finger an meinem Handgelenk — da führte er mich vor den großen Tisch im dunkeln Speisesaal, dorthin, wo das fremde Kind sich täglich nach Herzenslust satt essen durfte, und klopfte mit den Knöcheln der andern Hand an die Schublade und sagte mit seiner schnarrenden Stimme: »Merk dir, Bube, in dieser Lade liegt das Brot der Schulmeisterschen, und den Schlüssel dazu trag' ich in meiner Hosentasche bei mir. Und in der Stunde, wo man dich nimmer brauchen kann in hochfreiherrlichen Diensten, hat auch dein Vater Feierabend und kann sich überlegen, wohin er seinen Karren schieben will.« Und alsbald ging's wie geschmiert. Die Knochen bogen, die Sehnen dehnten, der Rücken krümmte sich, und wie ein junger Kater, dem man die Krallen gestutzt hat, schob sich der Prügelknabe weiter durchs Leben und wußte bald nimmer, ob er auf zwei oder auf vier Füßen einherkam. Sie haben's ja neulich gesehen, Herr Frey. Und heute noch verwahrt der gnädige Herr das Brot in der Schublade und trägt in seiner Hosentasche den Schlüssel. Und nun stellen Sie sich einmal gefälligst vor: Wenn der Kandidat Körbelius neulich dem hochfreiherrlichen Burschen die Pfeife nicht angezündet sondern aus dem Munde geschlagen hätte — verstehen Sie mich — —?"

„Es ist schändlich und mit meinen Anschauungen von akademischer Freiheit wahrhaftig nicht zu vereinigen," erklärte der Fuchs und sah ratlos vor sich hin. „Aber ich werde, ja das werde ich, die honorigen Burschen der Frankonia sollen's heute abend noch erfahren, aus welchen Ursachen Sie schweigend Unrecht leiden." Er stand auf.

„Ums Himmels willen, Herr Frey! Die honorigen Burschen würden Sie auslachen, mich aber dürfte es in die ärgste Verlegenheit bringen. Also bitte ich dringend, wollen

Sie Stillschweigen bewahren. Damit erzeigen Sie mir den größten Gefallen."

„Sie wären aber doch auch ganz gewiß ein honoriger Bursch geworden wie irgend ein anderer," erklärte der Fuchs mit Bestimmtheit. „Sie haben ungewöhnliche Leibeskraft und würden Ihren Peiniger — nehmen wir an, Ihr Vater bekäme heute eine andere Stelle — dann würden Sie den Pleßbach doch ganz ohne Zweifel bei nächster Gelegenheit fordern? Können Sie fechten?"

Körbelius schüttelte den Kopf. Gerhard aber rief eifrig: „Ich will's Ihnen lehren. Und vielleicht kommt doch noch eine Gelegenheit —! Ganz gewiß, Sie ließen den Schimpf nicht auf sich sitzen."

„Wenn Gott will, soll kein Körbelius mehr Pleßbachischer Prügelknabe werden," sagte der Kandidat. „Es ist noch so ein junger — verzeih mir's Gott — so ein junger Wolf draußen in Pleßbach, und der Knabe, der zarte, der Heiner hätte das Amt antreten sollen, das ich zur Genüge kenne. Aber ich hab's nicht geduldet, Herr Frey, ich hab' ihn mit mir genommen."

„Also nicht nur ein guter Sohn, sondern auch ein treuer Bruder!" stammelte der Fuchs. Dann aber meinte er bedenklich: „Es muß doch sehr beschwerlich sein, solch kleinen Bruder bei sich zu haben auf hoher Schule?"

„Je nun, es geht oft knapp her, und man denkt sich vielleicht auch zuweilen, Herrgott wie haben's doch andere schön! Aber dann hungert man halt einmal zur Abwechslung. Stipendien, die mich auf dieser Hochschule festhalten, Stundengeben — bisher ist's gelungen, mit Gottes Hilfe wird's weiter gelingen. Wenn ich nur dem Kinde das Übel vom Hals halte."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der krasse Fuchs tappte die Stiege hinunter. Mit einer Mischung von Mitleid und Zorn und Unbehagen gedachte

er des Kandidaten. Nach wie vor erschien es ihm unfaßlich, wie ein Student zu leben vermochte, verachtet von allen honorigen Burschen. Er selbst aber konnte ihn jetzt um alles nicht mehr verachten — den verprügelten Menschen, der dennoch so stark war.

Und damals schon mochte er von ferne geahnt haben, daß man die Mannesehre doch nicht restlos messen könne am Ehrbegriff honoriger Burschen.

•

Früher Morgen ist's, am Tage vor dem heiligen Abend. In der Finsternis aus dem Bett! Beim schwachen Scheine des Kerzenlichtes die heiße Morgensuppe in kleinen Schlückchen gelöffelt! Hinein in den Mantel, die bunte Mütze auf den Kopf — nein, heute nicht, heute zieht er die Pelzkappe über die Ohren. Und nun hinunter, hinaus zur Türe, noch einen Blick auf die verschlossenen Fensterläden des stillen Töbing-Hauses — dann über den knirschenden, pfeifenden Schnee durch öde Gassen zur Postkutsche!

Sie stehen mit brennenden Laternen um die Arche Noä, und allgemach steigen vermummte Männlein und Weiblein das hohe Trittbrett hinan.

Nicht in den dumpfen Kasten zu den andern! Beim Schwager auf dem Bock ist auch noch ein Platz. Zwar kalt mag's werden da droben. Aber was tut's? Die Füße stecken im Heu, das Spritzleder ist heraufgezogen, und eine warme Pferdedecke ist auch noch vorhanden.

Raucht der Schwager? Das will er meinen! Also, der Studio raucht, und der Schwager raucht, und der Tabaksbeutel des Studio ist geräumig wie ein Brotsack.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Kutsche rollte über die Katzenköpfe des Pflasters, schlaff hingen die Zügel herab, der Schwager blies ein Lied, daß die Häuser widerhallten, die Häuser mit ihren dunkeln Fenstern.

Trari — trara! Der Lichtschein der Wagenlaternen huschte über die Mauern und Türen. Nun rollten die Räder durchs enge Tor, zwischen verschneiten Feldern hinaus ins weite, wellige Land.

Feierlich glitzerten die Sterne, der Schnee pfiff und schrie, das Riemenzeug knarrte, die Glöcklein bimmelten, in Wolken zog der Rauch zum hochgetürmten Gepäck empor — Bruder Studio und der Schwager qualmten um die Wette dem Tag entgegen.

Die Sterne verschwanden hinter grauen Schleiern; grau in grau dämmerte der Tag.

Es war bitter kalt auf dem Bocke, trotz Heu und Decke und Spritzleder. Und wie freute man sich, wenn's bergauf ging, und trabte mit Wonne neben den dampfenden, schnaubenden Pferden.

Gegen Mittag brach die Sonne durch. Dann aber zogen wieder Wolken über den Himmel, und es begann sachte zu schneien.

Das vierte Pferdepaar zog den Wagen, der dritte Schwager saß auf dem Bocke. Der frühe Abend brach herein. Sie kamen an die Grenze der alten Grafschaft von ehedem.

Und da hielt auch am einsamen Straßenwirtshaus ein Schlitten mit zwei Pferden. Der Vater hatte den Schlitten geschickt und den großen Pelz, seinen eigenen Pelz, und den biedern Görg, der übers ganze Gesicht lachte. Heisa, herunter vom Bock und hinein in den Pelz und hinein in den Schlitten!

Mit Schellengeklingel ging's auf weicher Bahn sachte aufwärts der Heimat entgegen. Und nun kannte er jeden Baum und jedes Gehöft.

Der Himmel hatte sich aufgehellt. Im Schein der Sterne fuhren sie vorbei an den niedern Hügeln, wo der Vater Anno sechsundneunzig mit den Bauern auf die Franzosen

gelauert hatte. Gerhard wußte es wohl, wenn auch der Alte niemals ein Wort darüber verlor; jedes Kind in der Grafschaft kannte diese alte Geschichte.

In der Ferne stieg die Grafenburg, stiegen die Türme des Städtleins auf. Wieder ging's durch ein enges Tor, wieder huschten die Wagenlichter über Mauern und Türen, wieder standen Häuser im Sternenglanze — aber ganz alte Häuser mit hohen Giebeln, mit Erkern und Fachwerk, mit Wasserspeiern, Freitreppen und steinernen Bänken.

Freundliches, rotes Licht fiel aus der offenen Türe auf die Straße. Die Treppe herab kamen drei Gestalten. Gerhard sprang aus dem Schlitten. Er fühlte des Vaters Linke auf der Schulter, griff nach seiner Rechten und sah ihm ins bärtige Antlitz, er fiel der Mutter um den Hals, er schüttelte dem Bruder die Hand. Er war daheim.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie hatte er sich auf diese Ferien gefreut, und was wurde aus diesen Ferien!

Vom ersten Augenblick sah er, daß zwischen dem Bruder und dem Vater ein Zwiespalt klaffte, und als er am andern Morgen ein Stündchen allein war mit der Mutter, klagte ihm diese ihr Leid.

Der Vater war im Rechte. Mit sechzehneinhalb Jahren war Karl auf die Hochschule gekommen. Nun verschob er von Semester zu Semester den Abschluß seiner Studien und verlor also den Vorsprung, den er von Anfang gehabt hätte. Dazu benahm er sich unleidlich im täglichen Verkehr, widersprach fast jeder Meinung der Seinen und fuhr hoch und rasch einher mit seinem Urteile über Menschen und Verhältnisse. Im Hause des Doktors gab es kein gemeinsames Gebet. Er bestürmte die Mutter, sie solle mit diesem Herkommen brechen, und als sie ihn bat, sich zu bescheiden, da lud er am heiligen Abend und am ersten Feiertage in

der Dämmerung auf eigene Faust den Kutscher und die Magd in sein Zimmer, geigte ihnen Choräle vor und las mit schallender Stimme Abschnitte aus der Bibel.

Der Vater ging mit finsterem Gesicht umher, einsilbig schob sich das Gespräch während der Mahlzeiten hin. Alle fühlten, es mußte zur Aussprache kommen. Ja man konnte dem älteren Sohne ansehen, daß er diese Aussprache auf alle Weise zu erzwingen suchte. —

Es war am zweiten Feiertage nach der Kirche. Der Marktplatz lag im Sonnenschein, der Schnee leuchtete von den Giebeldächern und von dem Grafenschlosse, das mit seinen hundert blitzhellen Fenstern auf das winterliche Städtlein herabschaute.

Der Doktor und Karl standen einander gegenüber in der alten Stube unter dem lieblichen Bilde der ersten Frau.

„Ich habe mit dir zu reden, Karl."

„Ich bin Ihrer Eröffnung gewärtig."

„Du hast vorhin die Frau Gräfin-Witwe und die ganze gräfliche Familie gröblich verletzt."

„Wenn Sie damit meinen, daß ich die Herrschaften nicht gegrüßt habe, dann gebe ich Ihnen vollkommen recht."

„Und warum hast du nicht gegrüßt? Die gute Gräfin-Witwe ist mit ausgestreckter Hand auf dich zugegangen, du aber hast den Hut auf dem Kopf behalten und bist zur Seite getreten."

„Weil das meinen Grundsätzen entspricht."

In diesem Augenblick prallte Gerhard in die Stube.

„Ich habe mit Karl zu reden," sagte der Vater.

„Und ich wünsche, daß Gerhard hört, was wir miteinander zu reden haben," sagte Karl.

Nach einem fragenden Blick auf den Vater schloß Gerhard die Türe und ging in die Fensternische.

„Erkläre dich näher," fuhr der Alte fort.

„Ich hasse alles, was Adel heißt; denn ich bin der Überzeugung geworden, daß der Adel die Schuld am Unglück meines Volkes trägt."

„Das ist eine politische Anschauung, über die man sehr wohl sprechen kann. Aber ich wüßte wahrhaftig nicht, was ein höflicher Gruß damit zu tun hätte, mein Sohn."

„Es wäre Heuchelei, wenn ich meine wahre Gesinnung unter der Maske des Grußes verbergen wollte. Ich werde diese Herrschaften nie mehr grüßen."

„Obgleich du von Kind auf nur Freundlichkeit von ihnen erfahren hast?"

„Es wäre erbärmlich, wenn ich mein persönliches Wohlbefinden zum Gradmesser meiner Weltanschauung machen wollte. Ich verweigere den gräflichen Herrschaften meinen Gruß."

„Auch gegen meinen Befehl?"

„Es tut mir leid, aber hier gehorche ich einer höheren Gewalt."

Der Vater schwieg, und Karl brach los: „Was sind denn diese Fürsten und Grafen, die uns seit Jahrhunderten auf dem Nacken sitzen? Unsere natürlichen Feinde und weiter nichts. Sie haben die Deutschen zu einem Volke von Schuhputzern und Speichelleckern gemacht, und jetzt kommen sie mir vor wie Bestien, die der Bändiger mit der Peitsche und mit hingeworfenen Stücken Fleisches gefügig erhält. Keiner traut dem andern um die Ecke, und jeder kuscht vor ihm auf dem Bauche, bereit, über den Nachbarn herzufallen und ihn zu zerreißen. Vom ersten Auftreten dieses Mannes auf dem deutschen Theater bis zum heutigen Tage — eine unübersehbare Kette von Schändlichkeiten, ein ununterbrochener Verrat des Herrenstandes am Heiligtum des Volkes. Ich bin Ihnen sehr dankbar, Papa, daß Sie mir Gelegenheit zur Aussprache geben. Ich gestehe, daß ich sie selbst schon lange gesucht habe."

„Auch ich hätte dich in diesen Ferien unter allen Umständen noch gefragt, wann du endlich dein medizinisches Examen zu machen gedenkst," sagte der Alte mit Ruhe.

Da fuhr der Sohn auf: „Entschuldigen Sie, das ist auch wieder die kleinliche Gesinnung, die man in dieser traurigen Zeit überall und in allen Gestalten antrifft. Wer sollte es für möglich halten, daß ein Vater seinem Sohn in so wichtiger Unterredung eine so geringfügige Sache — ?"

„Oho, Herr Sohn! Ich schätze, daß das Examen keineswegs zu den unwichtigsten Angelegenheiten gehört."

„Wenn das Vaterland auf dem Spiele steht — ?"

„Dann gerade muß der einzelne bei sich auf Ordnung halten."

„Es tut mir leid. Aber niemand kann zween Herren dienen. So steht schon in der Bibel geschrieben. Die Studien waren gut zu ihrer Zeit, und wahrhaftig, ich habe gearbeitet, das kann ich mit reinem Gewissen behaupten. Aber jetzt habe ich Wichtigeres zu tun. Zerrissen und zerfetzt liegt Deutschland vor dem Eroberer. Von freien Stücken wetteifern deutsche Männer untereinander, ein Lächeln der Anerkennung, ein Schandzeichen seiner gnädigen Gesinnung zu ergattern. Wo sich nur ein schwaches Seufzen der unterdrückten Freiheit vernehmen läßt, da tritt sein Fuß darauf. Einen Thron Europas nach dem andern besetzt er mit den dunkeln Männern seines Räubergeschlechts. Wohlan, wenn die geborenen Führer der Völker versagen, dann ergeht der Ruf an die Kleinen."

Er faltete die Hände und rief bittend: „Vergeben Sie mir, Papa, wenn ich heftig bin und nicht mehr den richtigen Ton finde. Was die Tiroler gewagt haben, was die Spanier erkämpfen — warum sollte das bei uns unmöglich sein? Aber freilich, was wissen Sie, liebster Papa, in diesem versumpften Rheinbundstaate, wo jeder Hauch der Freiheit

untergeht in den Dünsten der Verwesung, was wissen Sie von den geheimnisvollen Gedanken unbeugsamer Entschlossenheit, die außerhalb dieser Grenzpfähle von Stadt zu Stadt getragen werden? O, hätte ich doch die Beredsamkeit eines Demosthenes und den unbezwingbaren Willen eines Cäsar, ich verließe diese Stube nicht eher, als bis Sie mir mit Hand und Mund gelobt hätten, auch an Ihrem Orte zu wirken für den weitverzweigten Bund aller Edlen, der nur das eine Ziel kennt — jenes Menschen Vernichtung. Mit glühender Sehnsucht gedenke ich des Tages, an dem vielleicht — aber nein, wohin gerate ich?"

„Auf gefährliche Bahn, wie mir scheint," sagte der Alte. „Und ich bin entsetzt, dich stärker verstrickt zu sehen, als ich ahnen konnte."

„Stärker verstrickt? Sagen Sie doch, gebunden an Leib und Seele für Zeit und Ewigkeit im Dienste des Vaterlandes! Meine Gedanken umkreisen das Ziel. Ich frage mich, warum soll der Eine leben, und warum sollen die Hunderttausende hingeschlachtet werden um seines Ehrgeizes willen? Trägt er nicht auch nur ein einziges Herz im Busen, leuchtet ihm die Herrlichkeit der Erde und der ewige Glanz des Himmels nicht auch nur durch zwei Augen ins finstere Gehirn? Wie viele Herzen aber sind um seinetwillen gebrochen, wie viele Augen müssen noch erlöschen zu seinem Ruhm? Was Wunder, wenn sich die Gedanken der Edeln an ihn anpirschen wie der Jäger ans Raubtier? Und soll ich Ihnen alles sagen? Meine Erziehung von Jugend auf hat mich zu dieser politischen Anschauung getrieben, in der ich leben und wirken muß bis zum letzten Atemzuge."

Der Alte trat vor und streckte dem Sohne die Hände entgegen: „Um Gottes Willen, du irrst. Ich habe euch zu nichts anderm als zur Bereitschaft erzogen. Aus Nacht und Morgen wird's Tag werden, und das Verhängnis wird sich

erfüllen. Unaufhaltsam treibt er dem Ende entgegen. Ob nun aber dieses sein Ende über Jahr und Tag kommt, oder ob wir Deutschen seine Herrschaft noch Jahre lang schleppen müssen — es ist für uns zwar nicht einerlei, doch für die Entwicklung unsres Volkes von geringer Bedeutung. Denn die Herren werden wir schließlich bleiben."

Karl war zurückgewichen und hielt seine Hände abwehrend vor sich: „Mein Vaterland ist mir kein kranker Fremdling, den ich am Wege liegend gefunden habe und kühl prüfend untersuche auf seine Gebrechen. Seltsam, der den Stein ins Rollen gebracht hat, wundert sich, wenn er nun in gewaltigen Sprüngen dem Ziele entgegenrast! Ich sage Ihnen, es gibt Leute in deutschen Landen, die Tag und Nacht hinausstarren auf einen fernen, blutroten Fleck, bis ihnen die Augen übergehen und die Tränen des Hasses siedheiß die Wangen herabrinnen. Nur dies eine erstreben sie noch, daß der Unterdrücker eines Tages mit seinem Herzblut die deutsche Erde dünge, daß ein Samenkorn der Freiheit aus seiner verschütteten Lebenskraft die erste Nahrung in sich sauge und schwellend nach oben sende einen unverwüstlichen Trieb. Sie weisen mich auf meine Pflicht, auf den Abschluß meiner Studien hin. Ich schlinge meine Tränen in mich hinein und antworte Ihnen: ich habe keine Zeit dazu. O, wie gerne wollte ich den gebahnten Pfad gehen, der mich zu still umfriedetem Bürgerglück führt! Und ich spreche von solchem Glück nicht etwa wie der Blinde vom sonnenbeglänzten, friedlichen Tale. O nein, mein Vater, diese Augen sind noch trunken von all der Lieblichkeit, die sich in ihnen gespiegelt hat, und ich bin wie einer, der auf rauhem Pfad emporgestiegen ist und sich noch einmal wendet, ungewiß, ob er je wieder zurückkehrt. Sie sollen es wissen, und auch Gerhard kann das noch hören: Ich liebe das beste, das schönste, das edelste Mädchen, und meine Gefühle werden erwidert mit einer

nur durch die Zartheit frommer Gesinnung gemilderten Leidenschaft. Sie ist wohlhabend, das einzige Kind ihres verwitweten Vaters. Aber wenn sie alle Anmut, alle Holdseligkeit in einem noch vielmals gesteigerten Maße besäße — hoch über mir steht die Pflicht der Vaterlandsliebe, und ich reiße mich los und steige den steinigen Pfad empor, der mich mit jedem Schritte weiter entfernt vom Glück — entfernt vielleicht auf Nimmerwiederkehr. Und jetzt bitte ich meinen Bruder, daß er uns allein lasse; denn ich habe noch unter vier Augen mit Ihnen zu reden."

Gerhard ging.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Was die beiden in einer langen Stunde miteinander besprochen hatten, erfuhr er niemals.

Endlich kam der Bruder die Stiege heraufgestürmt. Sein hageres Angesicht war bleich und verzerrt, und seine Zunge lallte, als er Gerhard zurief, daß alles aus sei zwischen dem Vater und ihm. Gerhard konnte nichts erwidern und blickte unschlüssig zu Boden. Da ging die Türe, und die Mutter trat herein.

„Ob sich nicht doch eine Möglichkeit der Verständigung finden ließe?" Sie stand mit gefalteten Händen.

Mühsam brachte Karl heraus, daß ihm der Vater die Rückkehr nach Jena verboten habe. Er aber sei frei im Besitze seines kleinen Muttergutes und gehe wieder nach Jena — tausend Vätern zum Trotz.

Die Mutter begann mit erhobenen Händen zu flehen. Sie fragte, wo denn der gehorsame, gewissenhafte Sohn von ehedem sei? Sie rief alle Erinnerungen an die Kindheit auf und bestürmte den Trotzigen. Ruhiger wurde der Sohn, stand mit abgewandtem Gesichte und sprach nur noch zuweilen ein Wort gegen den Schwall ihrer angstvollen Bitten. Aber seine Augen blickten hart; er schien entschlossen zum Äußersten.

Immer schwächer wurde das Flehen der erschöpften Frau. Immer seltener tat er den Mund auf. Nur als sie zuletzt noch einmal ausholte und ihn fast drohend an die grauen Haare seines Vaters erinnerte, sagte er mit grimmigem Lächeln: „Freilich, für die Alten wäre das nichts; die wollen Ruhe. Dazu gehören die Jungen."

Noch vor dem Mittagessen packte er seinen Büchsensack, nahm seinen Ziegenhainer und ging, Abschied zu nehmen von Mutter und Bruder.

Schluchzend hing die kümmerliche Gestalt an ihm. Mit starren, trockenen Augen sah er über ihr Haupt hinweg, gleichsam in eine weite Ferne, und sagte: „Es muß sein!" Dann schüttelte er dem Bruder die Hand und sagte ihm ein paar väterliche Worte. Auf der Schwelle wandte er sich: „Es könnte sein, Gerhard, daß wir uns im Laufe dieses Jahres noch einmal wiedersehen." Dann ging er.

Fassungslos, laut aufschluchzend saß die Mutter am Tische und hatte das Haupt auf ihre Arme gelegt. Und mit kaum verständlicher Stimme fragte sie den jüngeren Sohn: „Hättest du ihn nicht doch zu halten vermocht?"

Der antwortete zuerst nichts. Endlich aber kam's bedächtig von seinen Lippen: „Er ist mir so fremd geworden, daß ich mich wundern muß. Und wenn das Christentum so aussieht, dann will ich erst recht meintag nichts mehr wissen davon; und wenn sich die Patrioten alle so gebärden wie dieser, dann graut mir vor ihnen."

*

Mitten in der Nacht vor Silvester tönte die Glocke durch das stille Doktorhaus.

Die Frau stand leise auf, warf ihr Kleid über und ging die knarrende Stiege hinunter, schob den Riegel zurück und öffnete die Türe.

Warum sie wohl hinunter ging, anstatt zum Fenster,

warum sie wohl öffnete, ohne zu fragen? Sonst hätte sie das nie getan — heute mußte sie's tun.

Eisige Luft drang in den warmen Hausflur — am Gitter der Freitreppe aber lehnte ein schwarzes Weib.

Die Doktorsfrau stand auf der Schwelle und fragte nicht, und das Weib lehnte am Eisen und sagte nichts; über dem totenstillen, verschneiten Marktplatz flimmerten die Sterne in unruhigem Feuer.

Wie mit Gewalt zog's die Frau von der Schwelle herab, der Fremden entgegen. Da schlug diese ihr Tuch auseinander und reichte ihr wortlos einen Strauß blutroter Blumen.

Zögernd griff sie nach dem Geschenk und rührte an kühle Finger und umspannte kalte Stengel. Sie wunderte sich nicht. Sie wußte auch nicht, wie sie wieder ins Haus kam.

Aber sie wunderte sich am andern Morgen, daß der Strauß nicht auf der Bettdecke lag. So scharf hatte sie das Weib gesehen, so kalt hatte sie die Stengel der blutroten Blumen gefühlt — so lebhaft hatte sie das alles geträumt.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Erinnerung an den Traum lastete auf ihr, und immer wieder sah sie die Blumen der Nacht.

Schweigend aßen sie zu dritt ihre Morgensuppe. Dann ging die Mutter an den Seitentisch und begann Brote mit Butter zu bestreichen und mit Rauchfleisch zu belegen.

Vater und Sohn waren gestiefelt und gespornt. Viele Kranke warteten des Helfers. — Vater und Sohn hatten einen weiten Tagesritt vor sich.

Die Mutter verrichtete ihr Geschäft. Aber vor ihren Augen sah sie die Blumen der Nacht, und es war ihr, als dränge der eiskalte Luftstrom auf sie herein. Da nahm sie sich ein Herz und fragte den Gatten, ob er denn auch des neuen Pferdes ganz sicher sei. Und sie beruhigte sich nicht, als er ihrer Sorge mit einem Scherzwort begegnete. Sie bat ihn,

den alten Rappen zu reiten und dem Sohne ein anderes Pferd zu entleihen. Er lachte bitter auf und erkundigte sich, ob er denn seit dem zweiten Feiertage so alt geworden sei? Da strich sie über ihre Augen und antwortete nichts. Ihre Augen sahen große, rote Flecken; sie sahen die blutroten Blumen der vergangenen Nacht.

Der Doktor begab sich hinüber in seine Stube. Da versuchte sie's noch ein letztes Mal mit dem Sohne: Ob er denn wisse, daß der neugekaufte Fuchs als Durchgänger verschrieen sei, ob er ihr nicht helfen wolle, da sie sich sehr ängstige? Und ihr hilfloses Flehen rührte den honorigen Burschen. Er ging sporenklirrend zum Vater und bat ihn, einen barmherzigen Roßtausch vorzunehmen — der Mutter zuliebe: der Vater solle den Rappen reiten, er aber den verdächtigen Fuchsen.

Der Alte maß ihn von oben bis unten, strich seinen Bart und — lächelte. Gerhard kannte dieses Lächeln. Er wurde rot, stammelte ein entschuldigendes Wort und ging zur Mutter zurück.

Etliche Minuten später trappelten beide Pferde vor der Freitreppe. Dann ritten Vater und Sohn zum Bachtor hinunter. Der Alte saß auf dem tänzelnden Fuchsen, der Bursch hatte den starkknochigen, bedächtigen Rappen zwischen den Schenkeln.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie ritten in die Bergdörfer, sie hielten vor einsamen Gehöften. Grau und nieder war der Himmel, tiefblau standen die Wälder, weißgrau dehnten sich die beschneiten Flächen.

Es war so stille in der ungeheuern Einsamkeit, wenn wieder ein Dörflein hinter ihnen versank, wenn wieder das Bellen eines Hundes im weltverlassenen Gehöft verklang. Nur Krähen strichen mit trägem Flügelschlag über die Felder, und zuweilen kam aus der Höhe der Schrei eines Raubvogels.

Die geschärften Hufe der Pferde schnitten knirschend in den vereisten Weg, das Lederzeug knarrte. War der Feldweg eng, dann ritten sie hintereinander. Und noch oft sah hernachmals der Sohn im Wachen und im Traum den Vater vor sich auf dem hochbeinigen Fuchsen als einen kraftvollen, breitschulterigen Mann. Ging es auf Wiesenland dahin, wo etwa auf weite Strecken der trockene Schnee fortgeweht war und der Rasen herauslugte, dann ritten sie Bügel an Bügel, und der Sohn lauschte den Worten des Alten.

Es war ihm feierlich zu Mute, fast so andächtig wie nach jenem Kusse vor seiner Konfirmation. So hatte der Vater noch nie mit ihm geredet. Wie denn? Nun, so wie mit seinesgleichen und doch aus einer gewissen Ferne herüber. Und Gerhard war stolz, er hatte das Gefühl, als wüchse er nun allgemach vom Sohn zum Freund und Vertrauten des Vaters empor.

Freilich drückte die Erinnerung an das, was jüngst geschehen war, auf den beiden, wenn sie sich's auch mit keinem Worte gestanden. Und immer unbegreiflicher wurde es Gerhard, daß sich der ältere Bruder von einem solchen Vater gelöst hatte.

Auch der alte Frey war in weicher Stimmung. Hatte er vielleicht in seinem Herzeleide das Bedürfnis, den einen, der ihm geblieben, heute tiefer blicken zu lassen in seine sonst so verschlossene Brust?

Sie waren zu einem großen Birnbaum gekommen, der in einer fast lautlosen Einsamkeit seine kahlen Zweige zum grauen Himmel emporstreckte. Da hielt der Vater und sprach:

„Ob ich den Tag der Befreiung erlebe, das weiß ich nicht. Du aber sei bereit. Denn du wirst ihn sehen und wirst handelnd in ihn hineingehen.

„Eine Riesengestalt — ihr Gewandsaum dahinschleifend in Staub und Blut, ihre Kniee umschlungen von den dürren

Armen der Verzweiflung, brandrauchgeschwärzt ihr Kleid bis über die Brust empor, aber das Haupt umflossen vom Äther und verklärt vom Abglanz des Göttlichen — das ist die Geschichte der Menschheit. Aus Blut und Kot empor heben wir die blöden Augen und geben uns Mühe, ihr Wesen zu deuten.

„Sei bereit! Aber nur dann, wenn du dich selber bezwingst, bist du frei und bereit.

„Es ist gut, wenn du deiner selbst Herr bleibst Aug in Aug mit dem Gegner in der Enge der Mensurstriche. Es ist gut, wenn du deiner selbst Herr bleibst im Kampf zwischen Trägheit und Arbeitsfreude. Es ist gut, wenn du deiner selbst Herr bleibst in der lautlosen Einordnung unter die Gesetze der Allgemeinheit. Aber ich möchte wissen, warum du nicht auch zuerst und zuletzt Herr bleiben wolltest über den mächtigsten Trieb —?

„König im Reiche der Schöpfung und Schicksalsgenosse des Tieres — das ist der Mensch.

„Enthalte dich in den Jahren des Aufstieges, und du wirst belohnt werden in den Jahrzehnten des Stillstandes auf der Höhe des Lebens. Ein kräftiges Herz wird dein unverdorbenes Blut durch starke, biegsame Adern treiben, und du wirst nicht verurteilt sein, mit trüben Augen auf Kinder zu blicken, in deren verkümmerten Gestalten dich die Sünden deiner Jugend verklagen.

„Man sagt ja wohl: Sei Mensch vom Wirbel bis zum Gürtel, abwärts bis zur Sohle magst du Tier sein, wie dich gelüstet. Aber man lügt das und trügt. Unlösliche Einheit bist du vom Scheitel bis zur Sohle, Herr über das wundersamste Gebilde, dessen innerstes Gefüge noch unerforscht ist wie die Geheimnisse eines fremden Erdteiles — ja nicht einmal Herr, sondern nur Lehnsträger des Allgewaltigen, der dich begabt hat mit deinem Leibe.

„Pfui, was wärst du, Liebhaber der Freiheit, für ein erbärmlicher Sklave, wenn die Gottheit deine Jugend willenlos preisgegeben hätte der neunschwänzigen Katze der Lust?

„Das Moralische ist immer — das Gesunde.

„Jawohl, aber schließlich ruht das Moralische doch bewußt oder unbewußt im Religiösen verankert.

„Sieh um dich: Wie weit und in Wahrheit wie engbegrenzt schweift von hier aus das Auge über die Hochebene bis dorthin, wo sich Himmel und Erde berühren. Und über die Gotteserkenntnis, die uns Jesus vermittelt hat, werden wir Erdgewurzelten auch niemals hinauswachsen. Kommende Geschlechter mögen entdecken und erfinden, was sie wollen: unsere Gotteserkenntnis ist von vornherein umschrieben und beengt von der unverrückbaren Linie des menschlichen Gesichtskreises — und diesen hat Jesus bis an die Grenzen erfüllt.

„Hüte dich aber! Nicht etwa, weil du edler wärest als andere, nicht etwa, weil du dich höher einschätzest als deine Nächsten, mußt du vornehmer leben, sondern nur weil du tiefer geschaut hast ins Wesen der Dinge und deshalb stärker verpflichtet bist als die vielen.

„Kampf ist und bleibt der köstliche Inhalt des Lebens. Ins Ungemessene dehnt sich das Feld des Kampfes, kläglich eng gesteckt sind die Grenzen des Genusses.

„Und sei mir vor allem ein unerbittlicher Wächter deiner Gedanken und heuchle nicht! Gedanken sind Rosse von unsicherer Art und müssen laufen in der Trense des Gewissens und in der Kandare der Selbstzucht. Halte sie kurz. Während du glaubst, mit ihnen zu spielen, könnten sie dich unversehens überwältigen und in Sümpfe dahinreißen oder in Abgründe oder auch — in die Dämmergefilde des Wahnsinns."

Da konnte sich Gerhard nicht enthalten — er rief: „Wäre doch Karl hier!"

Der Vater richtete die Augen fest auf ihn und sagte wehmütig: „Auch das ist menschliche Eigenart, daß wir an unsern Nächsten denken, wo es doch uns gilt." Aber mit gütigem Lächeln setzte er hinzu: „Von den Durchgängern haben wir gesprochen. Ich wollte, die sorgliche Mutter wäre nun hier und sähe den frommen Fuchsen."

Er klopfte den Hals des schönen Pferdes ab und setzte es in Bewegung. Nach einigen Schritten aber wandte er sich halb rückwärts: „Gelt, das weißt du schon, daß man einen Durchgänger niemals zu Pferd verfolgen darf, will man den Reiter nicht aufs ärgste gefährden —?"

Und ob er diese Grundregel wisse! rief der Student.

„Aber er ist ja kein Durchgänger," sagte der Vater und ritt voran.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Was war denn das gewesen?

Gerhard folgte wie träumend. Was hatte der Vater gewollt? Hatte der unkirchliche Mann nicht Gottesdienst gehalten mit ihm, einen Gottesdienst auf weitem, freiem Felde, wie er noch keinen erlebt?

Ahnungsloser Knabe, du siehst ja die dunkle Pforte nicht, die sich nun lautlos öffnet dort hinter deinem Gesichtskreis. Und du weißt nicht, daß du das Vermächtnis eines dem Tod Geweihten gehört hast.

*

Sie ritten über die verschneite Hochebene und kamen dorthin, wo die Sandsteinbrüche sich dehnten, einer am andern, uralte, die vor ungezählten Jahren schon ihre rötlichen Quader geliefert hatten zu zahllosen Schlössern und Kirchen der Gegend weit und breit, und neue, in deren Tiefen auch heute die Steinhauer pochten.

Sie ritten eine Zeitlang an den Rändern hin. Dann bogen sie ab und erreichten endlich das einsame Gehöft.

Und hier geschah's.

Gerhard hielt vor dem Tore und hatte den Fuchsen am Zügel. Der Vater aber ging durch den Hofraum zum niedrigen, strohgedeckten Haus und trat an das Bette des Kranken.

Es war ein halbwüchsiger Knabe, der da mit fieberglänzenden Augen und heißen Wangen in den farbigen Kissen lag. Sorgsam untersuchte, lange klopfte und horchte der alte Frey. Dann schrieb er seine Verordnung.

Gerhard hatte die Zügel beider Pferde um seinen rechten Arm geschlungen, biß hungrig in das belegte Butterbrot, das ihm die Mutter gegeben hatte, und beobachtete einen Jäger, der — ein winziges Männlein — mit seinem Hunde, einem zickzack laufenden Punkt, seitwärts hinter dem Gehöfte aus weiter Ferne über die Felder heranpirschte.

Es währte lange, bis der Doktor zurückkam. Endlich trat er auf die Schwelle des Hauses; hinter ihm der Bauer und die Bäuerin.

Gerhard sah durchs offene Tor hinein.

Nun stand des Vaters hohe Gestalt zwischen den beiden vor der Schwelle. Mit gefalteten Händen und geneigten Köpfen lauschten sie auf seine Worte.

Langsam schritten sie dann über den Hof und kamen durchs Tor.

Jetzt hielt auch der Jäger nahe auf dem Felde, und sein Hund suchte die Furchen ab.

„Es ist hart, wenn man ein Kind doch schon so weit gebracht hat," sagte der Bauer.

„Und so ein gutes Kind," setzte die Bäuerin hinzu.

„Der Bub ist kräftig, und ich hab' alle Hoffnung, daß er sich durchreißt," antwortete der Arzt. „Laßt ihm die Medizin holen, und morgen will ich wiederkommen." —

Morgen will ich wiederkommen! Wenn die Einödbauern später an langen Winterabenden sich einmal wieder vom

alten Doktor Frey erzählten, dann sagten sie wohl mit Kopfschütteln: ‚So hat er gesprochen, morgen will ich wiederkommen. Aber was ist der Mensch? Ein braver Mann ist der Doktor gewesen. Nur hat er keine Religion nicht gehabt.' —

Der Arzt ging rasch an den Fuchsen heran und nahm die Zügel. Gerhard ließ sein Pferd in die Hand zurücktreten. Der Alte untersuchte den Sattelgurt des Fuchsen und zog die Riemen an. Dann stieg er in den Bügel. Wie ein Lamm stand das edle Tier.

Der Alte hob das Bein über die Kruppe, suchte den andern Bügel und rief noch ein Trostwort zum Bauern und zur Bäuerin hinüber. Da krachte hinten, seitwärts vom Gehöfte, ein Schuß, und der Fuchs machte einen gewaltigen Satz nach vorne. Halblaut rief Gerhard: „Allmächtiger —!" Aber nur augenblicklich schwankte der Alte wie trunken über dem Sattel. Sofort gewann er Schluß. Es hatte keine Not mehr — wenn der Fuchs jetzt auch nach jähem Stutzen mit langgestreckter Nase durchging. Ja, es war dem Sohne, als müßte er stolz aufschreien: Was für ein Reiter!

Da hörte er hinter sich den angstvollen Ruf der Bäuerin: „Der Steinbruch!"

Er fuhr im Sattel herum: „Nein, dort liegen die Brüche!"

„Jawohl, dort — und dort aber auch, ganz alte!" rief der Bauer.

Der Sohn gedachte der ahnungsvollen Warnung des Vaters, hielt regungslos auf seinem Platze und sah der Schneewolke nach, die querfeldein dahinstob unter den Hufen des Durchgängers. Er gab keine Antwort, als die Bäuerin dicht neben ihm angstvoll fragte, ob er denn nicht zu Hilfe reiten könne. Er wandte sich nicht, als der gräfliche Jäger gerannt kam und mit halblauten Flüchen sich und sein Ungeschick verwünschte.

Er hoffte noch. Solch einem Reiter mußte es gelingen. Es war weit hinüber bis zu den Brüchen, und das Pferd war auch nicht mehr frisch. Der Reiter ließ ihm wohl mit Absicht die volle Zügelfreiheit, ja er gab ihm gar noch Sporen und Peitsche. O gewiß! Und nun lenkte er ohne Zweifel unmerklich seinen Lauf gegen die lange Mauer des andern Gehöftes, das da zur Rechten, weit drüben, dunkel und klein im Felde ragte.

Nein. Die Richtung blieb die gleiche. Die Staubwolke ward kleiner und kleiner und kroch geradewegs gegen die Brücke.

Da spornte Gerhard seinen Rappen und jagte nach.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Am Rande des Steinbruches sprang er aus dem Sattel und spähte hinab.

Und seine Augen fanden das Pferd, das in großer Tiefe als ein dunkler, scharf abgegrenzter Klumpen auf dem Schnee lag.

Keuchend lief er am Rande hin, fand eine gangbare Stelle und tauchte hinab. Er kletterte und rutschte mit tastenden Füßen und blutenden Händen. Wie er hinunterkam, er wußte es nicht.

Das tote Pferd lag mit eingeknickten Vorderbeinen auf dem Reiter, dessen bleiches Antlitz unter der Brust des Tieres hervorsah.

Gerhard nahm alle Kraft zusammen und wälzte den Kadaver zur Seite, kniete neben den Leblosen und rief leise den Vaternamen.

Da schlug der alte Frey die Augen auf, und es war wohl zu sehen, daß er den Sohn erkannte. Aber sogleich quoll ihm das Blut zwischen den Lippen hervor.

Der so vielen geholfen hatte in ihren Leibesnöten, dessen der Sohn so sehr noch bedurft hätte, war tot.

4. Der Brandfuchs

Tagebuchblätter aus dem März 1812.

Erinnerung an eine schöne Vergangenheit gleicht einem Engelskinde, das sich zwischen Lichten zu uns herabsenkt, auf den Fußspitzen hebt, die Ärmchen um uns schlingt und flüsternd redet von denen, die gewesen sind. Und aus seinen Augen leuchten längst erloschene Augen, die uns vorzeiten freundlich angeblickt, aus seiner Stimme tönen Stimmen derer, die einst hereingeklungen haben in unser werdendes, wachsendes Leben. Solches Rückwärtslauschen ist nötig wie tiefes Atemholen, und wenn das holde Geschöpf uns wieder verlassen hat, dann schreiten wir neu gekräftigt hinein in die Zukunft.

Aber versunkenes Glück soll nicht werden zur gleißenden Schlange, die sich schmeichelnd heranmacht und in feindlicher Umschlingung ihrem Opfer die Kraft aus den Knochen preßt. Weg damit — den harten Schild des Vergessens über den Rücken geworfen, vorwärts durch eine, wenn auch kalte, Gegenwart hinein in eine gedankenklare Zukunft — und immer danach gerungen, daß schöne Vergangenheit werde zur klaglosen, kraftspendenden Erinnerung.

So will auch ich gedenken des besten, des edelsten Vaters, dessen Leib wir an jenem sonnenhellen und, ach, so düstern zweiten Tage des Jahres 1812 in die gefrorene Erde gesenkt haben, und so will ich ehren sein Gedächtnis und mein Leben führen, als hätte ich ihm alle Ferien Rechenschaft zu geben von meinem Tun und Lassen.

Du aber, mein Tagebuch, sollst nach langer Vernachlässigung wieder zu gebührenden Ehren kommen und in deinen verschwiegenen Blättern bergen, was ich in blöder

Scheu auch dem Vater niemals zu sagen gewagt hätte. Ehrlich und gewissenhaft will ich von Zeit zu Zeit den Pulsschlag meines Seelenlebens erkunden, mit unerbittlicher Wahrheitsliebe als eine Beichte niederschreiben, was mich im Wechsel der Monate umgetrieben, was mich im Ringen nach Vollkommenheit bedrückt und erhoben hat.

Freilich sogar dir darf ich nicht alles legen zwischen deine Lederdeckel. Denn es gibt Geheimnisse unserer Gesellschaft, deren auch nur unabsichtlicher Verrat ein Mitglied zum Schurken stempeln, feinfühlige Naturen in den Tod treiben müßte.

Noch vor Weihnachten würdigten mich die Brüder der Teilnahme an all diesen stolzen Geheimnissen unseres Bundes.

Schauer der erhabensten Gefühle rieseln mir heute noch vom Scheitel den Rücken hinab, wenn ich jener weihevollen Stunde der Rezeption in die Gesellschaft der Franken gedenke, und ehrlos müßte ich werden, bevor ich vergessen könnte, was ich damals in die Hände unseres Seniors gelobt habe.

Mit welchen Erwartungen stiegen wir drei Füchse an jenem sonnenhellen Spätherbst-Nachmittage die Treppe zum Konventzimmer unseres Kommershauses empor und überschritten die Schwelle des geheimnisvollen Gemaches, das uns bis dorthin verschlossen gewesen.

Wir standen in einem großen, verdunkelten, von etlichen Kerzen notdürftig beleuchteten Raum. Der Atem stockte mir, und unwillkürlich schloß ich, überwältigt von der Feierlichkeit des Augenblickes, die Lider.

Als ich sie öffnete, sah ich rings an den Wänden schweigende Gestalten sitzen und erblickte die Umrisse eines großen Tisches inmitten des Gemaches.

Dieser Tisch war mit einem schwarzen Tuche verhüllt, dessen goldgestickte Zipfel bis auf den Boden herabhingen.

Vier Leuchter mit brennenden Wachskerzen standen auf seinen vier Ecken, in der Mitte aber lag ein offenes Buch, kreuzweise bedeckt von zwei blanken, mit gold-rot-goldenen Bändern umschlungenen Rapieren.

Es war mir, als träte ich vor einen Areopag fremder Richter — da erkannte ich im unsicheren Lichte das stolze Antlitz unseres Seniors Kanz, dessen hochragende Gestalt hinter dem Tische stand, und den Konsenior sowie den Sekretär, die zur Rechten und Linken an den Schmalseiten des Tisches ihre Plätzen hatten.

Nun atmete ich auf, nun wagte ich sogar verstohlen dorthin die Augen zu wenden, wo die honorigen Burschen in feierlichem Konvente saßen, und ein vertrautes Gesicht nach dem andern tauchte auf aus der Dunkelheit, an die sich meine Augen zu gewöhnen begannen.

Die sonore Stimme des Seniors erklang und bannte meine Blicke an seine Lippen.

Er verlas unsere Namen und erklärte, daß wir nach Beschluß des Konvents als die ersten der Konfuchsia dieses Semesters in die Gesellschaft aufgenommen werden sollten. Hierauf befahl er, Fenster und Türen sorgfältig zu verriegeln. Und es geschah.

Dann hieß es: „Rezipiendi hervor an den Tisch!" Und mit klopfendem Herzen standen wir drei dem Senior gegenüber, Auge in Auge.

Durch Mark und Bein gingen mir schon seine ersten Fragen, obgleich ich ein gutes Gewissen hatte und von den besten Vorsätzen beseelt war.

Er rief uns an: „Seid ihr drei Füchse nicht etwa heimlicherweise Mitglieder eines Ordens? Wollt ihr auch wahrhaftig eintreten in die Gesellschaft der Franken? Und wollt ihr unverbrüchliches Stillschweigen geloben über alles, was ihr nun sehet und was ihr hören werdet, für Zeit eures Lebens, hinein bis ins Grab?"

Schon öffneten wir die Lippen, schon streckten wir die Hände zum Schwur empor, da erhoben sich wie auf einen Schlag die Burschen rings an den Wänden und sangen nach feierlicher Melodie jene ergreifenden Verse:

Ein Eid versiegelt unsern Bund,
wie schauerlich ist der;
drum, Brüder, haltet reinen Mund,
sonst trifft das Schwert euch schwer!

Die Burschen ließen sich nieder, und jetzt durften wir den Schwur in die Hand unseres Seniors ablegen; der Sekretär aber nahm das Buch vom Teppich des Tisches.

Mit Schweigen übergehe ich die folgende halbe Stunde, in der uns Satz für Satz die Franken-Konstitution vorgelesen wurde, jenes ehrwürdige Gesetzbuch, nach dessen Befehlen ich fortan stets, das heißt nicht etwa nur jetzt als Student, nein, auch als Mann und Greis zu leben habe. Nicht leicht zu behalten ist die Fülle der Vorschriften, und noch oft werde ich unter Aufsicht des Sekretärs in dem sammetgebundenen Kodex studieren, ehe ich alles von Grund aus kenne. Und doch gibt es an sich nichts Natürlichers, als gerade dieses Gesetz unseres Bundes. Es gleicht einem weitästigen Baume, der im heiligen Erdreich ungeheuchelter Freundschaft emporgewachsen ist aus dem Samenkorn der Ehre und seinen Wipfel badet im Sonnenlichte der burschikosen Freiheit. An seinem Stamm aber leuchtet über zwei gekreuzten Rapieren der Wappenschild mit dem Wahlspruch der Franken: Gloria virtutis comes.

Welle auf Welle drängten sich die Erlebnisse an uns heran und überfluteten unsere Seelen.

Der Senior fragte jeden einzelnen von uns: „Hast du sämtliche Regeln wohl verstanden und bist du willens, sie unverbrüchlich zu halten?“ Auf das männliche Ja erfolgte neuerdings die Ablegung des Handgelübdes, während Kon-

senior und Sekretär dem Schwörenden die Spitzen der Rapiere aufs Herz setzten. Als unsere Worte über den flackernden Lichtflämmchen verklungen waren, mußten wir den linken Rockärmel abstreifen und wurden — o weihevoller Augenblick! — mit dem gold-rot-goldenen Bande umkleidet. Dann traten die Senioren und der Sekretär mit uns in einen Kreis und faßten unsere Hände kreuzweise. Rauschend erhoben sich die Burschen an den Wänden, und brausend ertönte der Gesang:

Wenn mich die Schauer des Todes umringen,
wenn sich die Nacht der Verwesung mir zeigt,
dann soll mich Freundesarm tröstend umschlingen,
dann wird, ihr Brüder, das Sterben mir leicht.
Brüder, dann segnet mein brechender Blick
noch unsres Bundes erhabenes Glück.

Mit Händen, die zitterten in Seelenerregung, schrieben wir nacheinander unsere Namen in ein Buch, und ich verstand, wenn meinem Konfuchs Rudloff die Tränen aus den Augen schossen und sich mit der Tinte seines Namenszuges vermischten zum ewigen Gedächtnis — schrieb ja doch auch ich mit zusammengebissenen Zähnen und schwimmenden Augen.

Die Riegel wurden von Fensterläden und Türen zurückgestoßen, die Läden geöffnet. Das Sonnenlicht blendete unsere Augen, und unter den Klängen des Liedes:

Auf, gebt nun den biedern Kuß der Weihe
dem neuen braven Freunde hin —!

umdrängten uns die Burschen, schlossen uns in die Arme und besiegelten die Feier mit dem Bruderkusse. Nur Brocken lachte mir unter schmerzhaftem Händedruck ins Gesicht und raunte: „Das Küssen überlassen wir den Backfischen, mein Lieber."

Wie ein Träumender ging ich zwischen ihm und Wolfgang Eysen im Schmucke der Frankenfarben hinunter in

den Lärm der Gasse, gedachte mit Ernst der hohen Forderungen, deren Gültigkeit ich soeben eidlich als bindend anerkannt hatte, und gelobte mir immer wieder, zu streben nach wahrer Humanität, mich auszubilden für Familie und Staat, selbst alle Ausschweifungen und Roheiten zu meiden und solche auch vom Bunde der Franken nach Kräften ferne zu halten, und rief endlich mit halblauter Stimme: „Bei meiner Ehre, unsere Gesetze sind vortrefflich; und wenn wir nicht gut bleiben, sie tragen die Schuld nicht. Aber wir müssen uns fest zusammenschließen, damit einer den andern stütze im Ringen nach burschikoser Vollkommenheit."

Da sagte zu meiner nicht geringen Verwunderung Brocken neben mir lachend auf französisch das Sprichwort: „Die Narren knüpfen die Knoten, und die Weisen lösen sie auf."

Aber Wolfgang Eysen fuhr von der anderen Seite dazwischen und rief zornig: „Schäme dich, Bruder!"

Schweigend gingen wir die Straße hinunter. Das Hochgefühl meines neuen Standes raubte mir fort und fort beinahe den Atem. O, wie bemitleidete ich alle die traurigen Obskuranten und auch die Renoncen, ja selbst die Mitglieder der beiden andern Gesellschaften, die keine Franken waren.

Wie elend aber muß sich vollends einer fühlen, der wie Körbelius verachtet wird von jedem honorigen Burschen! Und der arme Mensch kann ja doch eigentlich gar nichts dafür. Deshalb verfolge ich auch in aller Heimlichkeit einen Plan, der hoffentlich mir und ihm zur Ehre ausschlagen wird. Es könnte sich ja doch eines Tages fügen, daß sein Vater frei würde aus der Pleßbachischen Sklaverei. Dann aber müßte Körbelius seine Burschenehre wieder herstellen, und ich bereite ihn mit allem Bedacht, ohne daß er den Zweck selber so recht ahnt, auf den Waffengang der Reinigung vor. Es vergeht keine Woche, in der wir nicht mindestens zweimal zum Fechten in der Kammer neben meiner Stube

zusammenkämen. Und ich kann wohl sagen, er ist ein gelehriger Schüler mit sicherem Auge und nicht gewöhnlicher Leibeskraft.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Jawohl, ich will danach ringen, daß schöne Vergangenheit werde zu klagloser, kraftspendender Erinnerung. Ich habe keinen Vater mehr, an den ich mich wenden könnte in den Kämpfen des Lebens — wohlan, ich habe die große Familie gewonnen, die umschlungen ist vom gold-rot-goldenen Bande. Ich hatte einen Bruder und bin ihm entfremdet — wohlan, ich sehe mich mit Brüdern verbunden, die mir den Verlorenen ersetzen. Und dennoch, es gäbe öde Winkel in meinem Herzen und düstere Ecken in meinem Empfinden — aber mit halbunterdrücktem Jauchzen darf ich bekennen: Ich liebe!

Umschließt und hütet mein wonniges Geheimnis, ihr weißen, unschuldigen Blätter: Ich liebe!

Es war etliche Tage nach Ablauf der Weihnachtsferien. Unser zehn kamen wir die Stiege herab aus Professor Töbings Kolleg über römische Geschichte, das er viermal von elf bis zwölf Uhr in seiner Studierstube liest. Ich hielt mich zurück; denn ich war zu sehr mit meiner Trauer beschäftigt. Und so geschah es, daß ich mich noch im Hausflur befand, als draußen schon der Schnee knirschte unter den Sohlen der andern. Da hörte ich flüchtige Schritte die Stufen herabeilen, wandte mich und sah ihre großen Augen liebreich und gütig auf mich gerichtet.

„Herr Frey, ich bin bestürzt — was soll der Flor bedeuten, den Sie tragen?"

„Mein Vater ist gestorben."

„Um Gott, Ihr Herr Vater?"

Sie stand vor mir und faltete die Hände, ihre Augen füllten sich mit Tränen, und ihre zuckenden Lippen sagten: „O Sie Ärmster, Sie Ärmster!"

Es war keine gewöhnliche Beileidsbezeigung, wie ich sie in den letztvergangenen Tagen zu hunderten gehört hatte, und das Mitgefühl, das in ihren Worten zitterte, schlug wie ein elektrischer Funke herüber in mein Herz. Tränen stiegen in meine Augen, und ich wandte mich ab. Sie aber griff nach meiner Hand und stammelte: „Ich glaube, Sie zu verstehen; denn ach, Sie wissen, daß auch ich vor wenigen Jahren meine gute Mutter verloren habe.“ Ich nickte und würgte an meinen Tränen. Aber es war mir doch zu Mute, als ginge nun in weiter Ferne hinter den Nebeln eines frostigen Wintermorgens die Sonne auf.

„Sie werden sich um so enger an Ihren Bruder anschließen. — Sie erzählten mir doch von einem Bruder?“

Meine Tränen begannen zu fließen, und mit Mühe brachte ich hervor: „Ich fürchte, auch meinen Bruder verloren zu haben.“

„Um Gott, Herr Frey, Sie erschrecken mich zu Tode — was ist's mit Ihrem Bruder?“

Sie hatte es hastig, ja heftig herausgestoßen, und als ich sie erschrocken anblickte, war ihr Gesicht weiß wie ein Tuch. Gerührt von solchen zarten Beweisen ihrer Teilnahme an meinem Schicksal suchte ich die Wirkung meiner Worte abzuschwächen und stammelte etwas Weniges von vorübergehenden Irrungen. Sie atmete tief auf und fuhr mit der Hand über ihre Stirne: „Nur Irrungen, Herr Frey? Gottlob. Ich hatte aus Ihren Gebärden auf ein entsetzliches Unglück geschlossen.“ —

Ich ging aus dem dämmerigen Hausflur auf die Straße. Die Sonne war nun wirklich durchgebrochen. In Millionen von Schneekristallen funkelte ihr Licht — in meiner Brust aber begann sich heimlich die Blume des Frühlings zu entfalten.

Schon am folgenden Morgen erhielt ich einen neuen

Beweis vom Wohlwollen des himmlischen Mädchens: Ein Briefchen des Professors lud mich zum Abendtisch ein.

Aber nicht einmal dir, geliebtes Tagebuch, vertraue ich an, welche Gefühle mich durchwogen, wenn ich nun allsonntäglich des Abends bei einer Pfeife Tabak den beiden gegenübersitze, dem großen Gelehrten und seiner Tochter Konstanze. Leider sind wir nicht allein; denn auch die beiden Eysen, Wolfgang und Christian, verkehren schon seit dem Sommersemester bei Töbing. Und doch ist es mir wieder lieb, daß sie zugegen sind. Dann können sie mit dem Professor gelehrte und patriotische Gespräche führen. Ich aber sitze still, meine Augen trinken Wonne um Wonne aus Konstanzens englisch-holdem Angesicht, und ich bin glücklich, wenn sie mich würdigt, den Garnstrang zu halten.

Brocken freilich dürfte mich an solchen Abenden nicht sehen. Vor seinen Augen wahre ich mein Geheimnis. Der zöge den linken Mundwinkel zurück und lächelte, daß seine Zähne blinkten. Ha, ich kenne das Lächeln!

Als mich aber neulich einmal Wolfgang Eysen auf seine gutmütige Art im Kommershaus zu necken begann, bat ich ihn bei nächster Gelegenheit zu einem Spaziergang in den Wald. Dort unter den beschneiten Fichten und Föhren öffnete ich ihm ein Guckfenster in mein Herz, ließ ihn ahnen, wie es um mich steht, und erbat mir seine Verschwiegenheit. Ich hatte ihn nicht vergeblich gerufen: mit Tränen in den Augen gelobte er mir auch in dieser Herzenssache Treue bis in das Grab.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Daß ich Philologie studiere, ist Brocken gar nicht recht. Schon vor Weihnachten hat er wiederholt versucht, mich zur Juristerei hinüber zu ziehen. Er spricht verächtlich von jener Wissenschaft. Etliche Male wäre ich beinahe eingeschnappt. Aber zu seinen boshaftesten Bemerkungen kann er

wieder so herzgewinnend lächeln, daß man ihm nicht ernstlich böse sein darf. Alles, was Lehrer heißt, verachtet er, wie Wolfgang Eysen sagt, mit dem Hochmut eines Pennälers. ‚Schulmeister willst du werden? Pfui Teufel! Das ganze Leben lang fremder Leute Kindern den Rotz der Unwissenheit von der Nase wischen, wie eine Großmutter vor ihnen sitzen, das trockene Brot der Wissenschaft zu Brei kauen und diesen Brei in die schmutzigen Mäuler streichen jahraus, jahrein?‘ — So höhnt er. Doch ich lasse mich nicht irre machen und finde eine starke Stütze an Eysen.

Oft schon habe ich mich gewundert, daß Brocken in Eysens Gegenwart niemals mit einem Wort gegen die Theologie spricht. Und wie er über diese Wissenschaft denkt, kann man sich vorstellen. Aber fürs erste hat er trotz aller Verschiedenheit eine unverkennbare Hochachtung für Eysen — und wer vermöchte auch anders gesinnt zu sein gegen diesen vortrefflichen Burschen? Und dann — je nun, Wolfgang Eysen hat etwas in seinem Wesen, das die Leute immer so weit von ihm fern hält, als er es für gut findet. Und das imponiert gerade einem Menschen wie Brocken. —

Wundervoll sind die attischen Nächte, die wir meist auf Eysens Bude monatlich einmal der schönen Literatur widmen. Davon will Brocken natürlich nichts wissen. Und ich könnte ihn mir auch kaum als Teilnehmer vorstellen. Nach dem Abendessen kommen wir zusammen, etwa sechs bis acht Franken, aber auch etliche Obskuranten. Unter diesen der ältere Eysen, der unserer Gesellschaft nach jenem Abend in drei unblutigen Mensuren Genugtuung gegeben hat und auf neutralem Boden noch immer mit dem und jenem von unseren Farben verkehrt. Er und sein Bruder sind die rectores spiritus dieser Abende, und es ist unglaublich, welche Feuergarben von Geist und Witz jezuweilen an die Decke der verräucherten Bude emporlodern — nur schade,

daß es doch alles unwiederbringlich verpufft. Aber einige von Wolfgang Eysens Epigrammen habe ich mir aufgeschrieben und setze sie gerne hierher.

Klagen der Menschen.[1])

Der Arzt.

Weh mir, ich greife zum Strick, gebt jammerstillenden Mohnsaft —
denn es ist alles gesund. Himmel, erhöre mein Fleh'n!
Sende die Fieber des Herbsts, am liebsten wäre die Pest mir,
brich viel Arm' und Bein', strafe mit Schwindsucht und Gicht!
Dumm war Jenner — noch dümmer sind jetzt die lieben Kollegen:
jagen den treuesten Freund, jagen die Pocken uns fort.
Ja, ich werde Soldat — der Kräftige zwinget sein Schicksal —
und, was im Guten nicht geht, setz' ich noch durch mit Gewalt.

Der Henker.

Alte, o herrliche Zeiten, ihr kehrt wohl nimmermehr wieder.
Welch ein Leben war sonst — alles verschlimmert sich jetzt.
Als ich noch wöchentlich einen gewiß, auch öfters ein Pärchen
kunstvoll gerädert, geköpft oder am Galgen gehenkt,
da stand Recht und Gerechtigkeit fest, da wurde vom Weizen
abgesondert die Spreu und in den Ofen getan.
Manchmal tüchtig die Kerle gezwickt, gekniffen, gezwiebelt,
oder den Pfahl in das Fleisch — gleich war die Wahrheit entdeckt.
Aber heutigen Tags — o Wandel der Zeiten und Sitten! —
alles verwildert, verfällt, Zucht und Religion.
Wohl mir, bald entrinn' ich, der Greis, dem Verderbnis der Zeiten,
und wie Asträa verläßt nun auch der Henker die Welt.

Der Bauer.

Krieg muß werden, es gilt das Getreide nichts, alles ist wohlfeil;
so eine lausige Zeit macht einen ganz desperat.
Aber wenn Krieg — versteht sich wo anders — wieder entstünde,
ginge Getreide und Vieh ganz gewiß wacker hinauf.

---

[1]) Aus dem handschriftlichen Nachlasse eines süddeutschen Korpsstudenten des Jahres 1809.

Betet nun auch noch der Pfarr' allsonntags gegen die Teurung,
das vertreibet uns doch Andacht wahrlich und Schlaf.

Der Advokat.

Schlecht sind jetzt die Aspekten für ehrliche Leute. Es leben
Bauer und Bürger in Ruh, Turm und Kerker sind leer.
Eris, huldvolle Göttin, wo weilst du? Säume nicht länger,
komm, dein Geliebter, dein Sohn, ruft dir mit sterbendem Mund!

Der Philosoph.

Philosophie, du erfreuliches Licht, wohltätige Sonne!
Überall wärmst du noch nicht, leuchtest nicht überall hin.
Reiß doch den Völkern vom Aug' die Binde, die lange getrag'ne,
brich die Fessel des Geists endlich, den Glauben, entzwei!
Aber ich weiß es, noch fehlt den Menschen die Reife zur Wahrheit —
mancher Stocktheolog hindert ihr göttliches Licht.

Antwort auf alle.

Schweigt, ihr Halunken, es klagt ja nur jeder die eigene Bosheit
oder des eignen Verstands herzliche Dummheit an.
Würde der Wunsch einem jeden gewährt, bald hätte der Teufel,
was er nur halb hat bis jetzt, gänzlich auf Erden — das Reich.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Das ist Wolfgang Eysen. Ich aber werde ewig stolz sein, daß er mich zum Leibfuchsen genommen hat. —

Das Wintersemester ist seinem Ende nahe. Übermorgen reise ich heim. Vor drei Tagen haben wir Freunde noch ein Symposion gefeiert und in Andacht die Leiden des jungen Werthers bis auf die Neige genossen.

Ich hatte die letzten Seiten zu lesen und war so mächtig ergriffen von der wundersamen Dichtung, daß mir zuweilen vor Schluchzen die Stimme verging. Ich nahm alle Kraft zusammen, um stark zu bleiben. Aber was half es? Wenn ich auch meine Gefühle bezwang, dann unterbrach mich immer wieder das laute Weinen der Brüder.

Lange spähte ich in jener Nacht aus dem Schatten hinauf zu dem Fenster, hinter dem die Geliebte ruhte. Der

Mond übergoß das Haus mit seinem sehnsuchterweckenden Lichte, und die Glasscheiben blinkten wie Silber. Lange stand ich und verglich meine Liebe mit der des jungen Werther.

Es kann wohl kommen, daß ich ebenso unglücklich werde wie er. Aber eines weiß ich: das gleiche Unglück hätte nicht die gleiche Wirkung auf mich und mein Leben.

•

Tagebuchblätter aus dem Anfang des Sommersemesters 1812.

Ich bin zu Hause gewesen und habe den Nachlaß meines seligen Vaters geordnet. Dank der Sparsamkeit meiner Eltern ist so viel vorhanden, daß die Mutter unser altes Familienhaus behalten kann und wir Brüder sehr wohl unsere Studien zu vollenden vermögen.

Als ich die Briefe des Vaters durchsah, machte ich einen seltsamen Fund: Zu hinterst in einer Schublade des Schreibtisches lag ein schön geschriebenes Haushaltungsbuch aus dem Jahre 1796 und darin ein Brief von derselben Hand, in dem eine Magd namens Klara Groß in ganz ungewöhnlicher Weise von ihrem Herrn, meinem Vater, Abschied nimmt.

Klara Groß — des Namens mag es viele geben. Aber als ich gestern die Wochenrechnung der Hausjungfer auf meinem Tische fand, kam mir zu meiner Verwunderung ins Bewußtsein, daß ja sie auch Klara Groß heißt, und sogar die Schrift schien mir ähnlich zu sein. Ich erinnerte mich, wie heftig sie bei meiner Erzählung vom Tode des Vaters geweint hatte, und jetzt erst fiel mir auf, daß sie seitdem ein schwarzes Halstuch trägt.

Da beschloß ich, sie zu fragen.

Heute früh, als sie mir meine Morgensuppe brachte, ging ich ohne Umschweife aufs Ziel los.

Die Wirkung meiner Worte war eine unbeschreibliche. Sie wurde totenbleich und stellte mit zitternden Händen den vollen Teller auf den Tisch. Dann kreuzte sie die Arme und blickte mich durchdringend an: „Sie haben den Nachlaß Ihres seligen Vaters geordnet?“ Ich bejahte. „Dann mögen Sie wissen, daß ich seinen Tod aufrichtig betrauere; denn er ist mir ein gütiger Dienstherr gewesen.“

Da dämmerte mir die halbvergessene Erzählung einer alten Nachbarin auf, die Erzählung von einer Magd, die meine Mutter und uns Kinder vor den Franzosen auf den Turm im Garten gerettet habe.

„So sind Sie —?“ begann ich. Aber sie streckte die Hände abwehrend aus und sagte mit bebender Stimme: „Nein, nein, jetzt nicht! Ein andermal vielleicht. Nur das eine noch aus dankbarem Herzen: Ihre Mutter war eine herzensgute Frau, und Ihr Vater ein Ehrenmann. Es mag Ihnen eine stolze, wehmütige Freude sein, von solchen Eltern zu stammen.“

Mehr sagte sie nicht. Und ich hätte doch so gerne etwas aus jener Schreckenszeit gehört, von der mein Vater uns nur selten und wenig erzählt hat.

5. Bunte Lampen

In die Dämmerung des warmen Abends hinaus klang die türkische Musik, und allüberall in dem großen Wirtsgarten tanzte die Jugend — man tanzte auf dem Holzpodium, das viel zu klein war, man tanzte im Gartensaal, man tanzte auf dem geschorenen Rasen. Unter den Bäumen aber, an den grüngestrichenen Tischen, saßen die Professoren und Beamten und die vornehmeren Bürger mit ihren Frauen, saßen alle, die sich zum Stande der Honoratioren rechnen durften, und halfen, den Franken das Fest ihres Jahrtages feiern.

Brocken sprang vom Podium, wandte sich zu dem weißgekleideten Mädchen, das noch droben stand, und streckte sich ihr entgegen. Und mit Lachen sank sie in seine geöffneten Arme.

Behutsam stellte er die zierliche Blondine auf den Kies. Da blickte sie ihn schmachtend an, von unten herauf, mit geöffneten Lippen; und ihre Zähne blitzten — kleine, spitzige Zähne. Wohlgefällig sah der lange, dürre Brocken auf sie herab. Da hob sie den Arm empor und flüsterte kichernd ein paar Worte. Er verbeugte sich und lächelte boshaft: „Leider nicht zu bewerkstelligen." Sie schmiegte sich zutraulich an ihn, und er führte sie zu den Ihrigen, verneigte sich und schlenderte den Baumgang hinauf.

Aus dem Gartensaale kam Gerhard mit Konstanze Töbing. Sie hatte die Hand leicht auf seinen Arm gelegt und blickte nachdenklich vor sich hin.

„Es ist sehr gewagt, Herr Frey, und ich sehe nicht ein, warum wir so Auffälliges unternehmen sollen."

„Auffälliges?" flüsterte er. „In einer halben Stunde ist's dunkel, und wir begegnen uns droben hinter dem

Garten zwischen den Feldern. Das Korn steht hoch. Ich flehe Sie an. Sie werden mir's nicht verweigern. Sie können nicht so grausam sein. Ich muß zur Klarheit kommen."

„Zur Klarheit?" wiederholte sie und senkte das Haupt tiefer. „So will ich's tun. In einer halben Stunde zwischen den Kornfeldern."

„O dann wird alles, alles gut!"

Sie blickte ihn traurig an und schüttelte den Kopf. „Bringen Sie mich zu meinem Vater — und geben Sie sich keiner Täuschung hin!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Brandfuchs hatte seine Tänzerin an ihren Tisch geführt und ging nun auch den Baumgang hinauf. Da schob ihm Brocken den Arm unter: „Na, du machst aber ein vergnügtes Gesicht, Frey! Hast du auch mit so einem gelungenen Besen getanzt?"

„Ich verbitte mir eine solche Bezeichnung meiner Tänzerin!"

„Ja so, pardon, die deine war ja die femme savante Töbing."

„Auch das verbitte ich mir."

„Pah, nichts für ungut," sagte Brocken, rückte seine Mütze aus der Stirn und lachte vor sich hin. „Man sollt's kaum glauben. Heb' ich da vorhin die kleine Anna vom Podium — tanzt übrigens famos, der Käfer — stell' sie auf ihre Beinchen — und weißt du, was sie zu mir sagt?"

„Wie kann ich das wissen?" fragte Gerhard zerstreut.

„Heut is aber doch schrecklich heiß. Da greifen S' 'mal, Herr Baron, wie ich unterm Arm schwitz'!"

Gerhard lächelte flüchtig. „Höre, das möchte ich lieber nicht weiter erzählen."

„Nicht weiter erzählen, Fuchs? Ei, so zartfühlend bin ich nicht."

„Sie hat sich doch sehr kompromittiert," meinte Gerhard nachdenklich; „denn wie kann ein Frauenzimmer — —?"

Brocken fiel ihm ins Wort: „Wie kann ein Frauenzimmer die erhabenen Ansichten, die sich ein edler Jüngling vom weiblichen Geschlecht zusammengeleimt hat, so grausam entleimen?"

„Ich begreife dich nicht!" brauste Gerhard auf.

Brocken klopfte ihm wohlwollend auf die Schulter. „Gerhard Frey, ich rate väterlich, gewöhne dir ab, Wesen besonderer Art in jenen langhaarigen, piepsenden Geschöpfen zu verehren. Im Vertrauen: sie essen, sie trinken, sie schnaufen und — sie schwitzen wie wir. Und wenn sie noch dazu so freundlich sind und gestehen's uns, dann müssen wir ihnen wohl glauben. Aber da schau hin, jetzt wird's Licht in der Finsternis."

Unter den alten Kastanienbäumen glühte eine Papierlaterne nach der andern auf. Hoch empor ins dichte Astwerk erglänzten die Blätter. Die Musik verstummte, die Tänzer und Tänzerinnen wogten paarweise den breiten Weg zwischen den Bänken auf und ab; freundlich blinkten die hellen Kleidchen der Schönen, unternehmend leuchteten die Mützen der Studenten.

„Es ist prachtvoll," rief Gerhard und sah mit frohen Augen über das festliche Gewimmel. „Wie große, stille Geschöpfe aus einer fremden Welt, diese feierlich glühenden Lampen in unsern stolzen Farben."

„Buntes Papier, gewaschene Kleider und Komödienspiel in zahllosen Einzelszenen; das Ganze ein Schwindel, aber ein hübscher Schwindel bei gutem Bier — ganz wie unsere Jugend," erklärte Brocken.

„Wäre mir leid, wenn meine Jugend ein Schwindel wäre," fuhr Gerhard mit verhaltener Stimme auf. „Mir ist sie Wirklichkeit, wundervolle Wirklichkeit, und ich halte das

Leben in der festgeschlossenen Faust wie einen Römer, gefüllt mit goldenem Weine, und schlürfe und schlürfe —!"

„Fuchs, du rasest. Du kannst dich mit der Zeit noch zum Festredner der Gesellschaft entwickeln. Aber so viel weißt du doch auch, daß nirgends mehr geschwindelt wird als im goldenen Wein?"

Von der andern Seite her, dort wo die Heerstraße am Garten vorüberlief, klangen vereinzelte Hochrufe.

„Paß auf, jetzt ist er angefahren," sagte Brocken und zog den Fuchsen mit sich in den Gang zurück.

Die Paare wandten sich alle nach einer Richtung, die Bänke leerten sich, und alle Welt drängte dem Eingang zu. Gerhard und Brocken ließen sich von den andern treiben und schieben.

„Kein Zweifel, er ist's," lachte der Bursch.

„Jawohl, er hat Wort gehalten," rief ein anderer.

„Wer denn nur?" fragte Gerhard ärgerlich und drängte sich seitwärts aus dem Strome heraus.

„Recht hast du, Frey, wir können ihn hier abwarten. Aber du da, he, Bierlupf, so ist's fein nicht gemeint —!"

Brocken war mit ein paar Schritten am nächsten Tisch und packte den ungeschlachten Menschen, der soeben ein halbgefülltes Glas an den Mund führte. „Säuft der Mann die fremden Gläser aus, und die Leute kommen doch wieder! Da, Bierlupf —," er griff in die Tasche und zog den Beutel — „da hast du einen Zwölfer, und der Fuchs gibt dir auch einen — vorwärts Frey! Und merk dir's, Bierlupf, üb immer Treu und Redlichkeit bis in den Straßengraben, und siehst du wo ein volles Glas, du mußt es nicht gleich haben."

„O, vielen Dank," sagte der Verbummelte, nahm das Geld und streckte dem Fuchsen die flache Hand entgegen.

Der legte ein großes Geldstück darauf und wandte sich ab. „Ekelhaft," sagte er halblaut.

Da fühlte er eine schwere Hand auf seiner Schulter, und als er herumfuhr, sah er über sich das breite Gesicht des Bierlupf, sah zwei traurige Augen auf sich gerichtet und hörte seine tiefe, heisere Stimme: „Ist freilich ekelhaft, mein Bruder, da hast du recht."

„Pardon!" murmelte Gerhard.

Aber noch schwerer legte sich die Hand auf seine Schulter: „Nichts pardon; es ist so ekelhaft, daß man's ohne das liebe Bier gar nimmer zu tragen vermöchte. Denn es ist vorzeiten anders gewesen, und wenn man daran denkt, dann — hilft oft nicht einmal mehr das liebe Bier, dann muß 'was Stärkeres her. Aber zu dem allen gehört das liebe Geld. Und da hapert's zuweilen."

Dem Brandfuchsen war es zu Mute, als sollte er nun dem armen Menschen etwas sagen, etwas Freundliches, Tröstliches. Es fiel ihm nichts ein. Der Bierlupf aber wandte sich ab und schlich seitwärts zwischen das Gesträuche, wo da und dort vereinzelt ein rundes Tischlein stand.

Brocken war ein paar Schritte nach vorn gegangen. Nun kam er zurück. „Wahrhaftig, er ist's. Na, heute kannst du noch etwas hören, Fuchs. Denn das sag' ich dir, der ist mit einer Rede geladen, und wenn er sie nicht auf dem natürlichen Wege von sich geben kann, dann muß er elendiglich platzen."

„Aber wer denn?"

„Wer denn? Wenn ich eine gewaltige Rede ankündige —? Da schau dir ihn an, da wälzt er sich her, umringt von den Burschen wie ein römischer Triumphator von seinen Trabanten. Schau ihn genau an, das Vorbild eines Burschen aus alter Zeit, den berühmtesten Fechter versunkener Generationen, den gewaltigsten Trinker, den unbesiegbaren Herzenbrecher — jetzt nebenbei auch Rechtsverrenker, Agent und Hofrat dreier standesherrlicher Häuser."

„Alzibiades?" fragte der Fuchs.

„Hoch Alzibiades!" schrie nun Brocken und schwenkte seine Mütze.

„Hoch die Gesellschaft!" rief der Mann mit dem stattlichen Bauche und dem rosigen, glatten Gesichte zwischen den steif emporstehenden Spitzen seines Vatermörders heraus.

„Hoch die Gesellschaft!" brüllten die Burschen, und die Mädchen piepsten darein.

Und wieder schrie der berühmteste Bursche aus alter Zeit mit seinem gewaltigen Basse: „Nun wollen wir aber vergnügt sein, Kinder! Habt ihr nicht einen Schluck Bier?"

Ein Dutzend Krüge streckten sich ihm entgegen, und jubelnd riefen sie ringsumher: „Prosit!"

Da flüsterte Brocken dem Fuchsen ins Ohr: „Schade um seine Zähne. Die untere Reihe hat er nun wahrhaftig schon herausgeschrieen. Sic transit gloria mundi."

*

Gerhard stahl sich aus dem Gedränge und ging zwischen starkduftenden Jasminbüschen auf schmalem Wege. An einem runden Tische saß der Bierlupf. Einen Augenblick hielt der Fuchs an. Es war ihm, als müßte er hinübergehen. Aber nein — er hatte keine Zeit. Noch einen scheuen Blick warf er auf den einsamen Menschen, der regungslos dasaß, sich auf die Ellbogen stützte, die Fäuste an die Ohren gepreßt hielt und vor sich hin stierte. Dann schritt er vorbei.

Er trat aus dem Garten ins Freie. Es war dunkel geworden; aber am wolkenlosen Himmel funkelten die Sterne. Er atmete tief auf und ging den schmalen Rain entlang zwischen den Feldern. Zu seiner Rechten und Linken stand das hohe Korn, und er atmete den Duft seiner Blüte. Es war ihm auf einmal elend zu Mute, und er wußte doch nicht recht, warum. Er hatte die große Entscheidung heraufbeschworen, und nun war ihm angst, daß er bebte.

Die traurigen Augen des Bierlupf —? Pah, der Bierlupf war ein verkommener Kerl. Man gab ihm zuweilen einen Sechser. Doch was kümmerten einen die traurigen Augen des Bierlupf?

Er wandte sich und atmete tief, er ließ die Ähren zwischen den Fingern hindurchgleiten und streifte ihre Blüten ab. Unter ihm dehnte sich der Garten. Zwischen den Bäumen hervor blinkten hier und dort die roten und gelben Laternen. Gedämpft klang die Musik herauf.

Aus dem Tale, von den Niederungen des Flusses herüber, tönte unablässig das Quaken der Frösche durch die laue Frühlingsnacht — genau so, wie es vor Jahren aus dem Tale über den Garten des Vaterhauses in die Stube des Knaben getönt hatte.

Er kreuzte die Arme und gedachte der letzten Worte seines Mädchens. Und es kam über ihn die unendliche Traurigkeit, die sich zuweilen auf uns herabsenkt, wenn die ewigen Sterne das winzige Stück Endlichkeit, unser Leben genannt, mit ihrem Glanze mitleidig übergießen, wenn der Duft erdentsproßter Blüten hinzieht über die nächtliche Erde wie ein Hauch der Vergänglichkeit, und wenn sich in eintönigen, dem Ohre unverständlichen Stimmen die Sehnsucht der Kreatur kundgibt, die Sehnsucht, die so wenig gestillt wird wie das tiefste Sehnen des pochenden Menschenherzens.

Dann aber schüttelte er sich und warf den Kopf zurück. Er hatte keine Ursache zur Traurigkeit; denn da kam Konstanze mit raschen Schritten heran zwischen dem blühenden Korn.

„Nur auf einen Augenblick, Herr Frey. Und nur um der Klarheit willen!"

„Die Liebe ist ein seliges Trinken ohne Aufhören, und ist doch gar kein Durst mehr vorhanden!" Er stieß es leidenschaftlich heraus und wandte seinen Blick nicht von ihrem schönen, blassen Antlitz.

Sie hob die verschlungenen Hände ein wenig, ließ sie wieder sinken und lächelte wehmütig: „Liebe ist Sorge und Angst, und wäre sie dabei nicht, ach, so bittersüß, sie wäre oft nicht zu ertragen."

Es ging ein froher Schimmer über sein Gesicht: „Teure Demoiselle, Ihre Worte fachen die Hoffnung mächtig an; ich glaube sie zu verstehen. Aber seien Sie überzeugt, es wird sich alles zum Guten kehren, wenn ich auch noch jung und unbedeutend bin."

„O könnte ich Ihnen die Enttäuschung ersparen!" Sie wandte das Haupt und pflückte eine Ähre.

„Wenn aber zwei Menschen die Liebe so ernst nehmen wir wir, dann muß es gelingen, Demoiselle."

Sie ließ die Ähre fallen und verschlang ihre Hände unter der Brust. „Herr Frey!" Ihre Stimme klang angstvoll. „Es täte mir von Herzen leid, wenn ich Ihnen trotz aller Vorsicht falsche Hoffnungen erweckt hätte."

„Sie haben von der Liebe gesprochen wie von einer guten Vertrauten," rief er fröhlich. „Sie kennen die Liebe — also sagen Sie nur ein Wort, nur noch ein kleines Wort, und ich will als ein glückseliger Mann meinen Weg weitergehen mit der Hoffnung im Herzen." Er ballte die Hände. „Dies eine Wort wird mich zum Riesen machen. Ich werde arbeiten für uns beide, ich werde nichts mehr denken als das Ziel. Sie haben's in der Hand, Sie können mich hoch emporheben über alle Gemeinheit des Lebens. Sie können der Engel werden, der alles, was gut ist in mir, befestigt —"

„Hören Sie auf, Herr Frey!" Sie hob flehend die Hände. „Sünde ist's, wenn ich Sie nur anhöre."

„Sünde, wo ich mit dem Engel meines Daseins rede?"

„Sünde!" wiederholte sie klagend.

Er tastete nach ihrer Hand, aber sie wich angstvoll zurück.

„Sie haben Macht über mich und mein Leben, liebe

Demoiselle. Sagen Sie das eine Wort und beginnen Sie die unumschränkte Herrschaft. Wenn Sie mich aber umsonst bitten lassen —"

„Herr Frey, um Gotteswillen, wodurch habe ich diesen Ausbruch der Leidenschaft verschuldet?"

„Womit du das verschuldet hast?" Seine Stimme klang heiser. „Weil mich deine wundervollen Augen verfolgen im Wachen und im Traum, weil ich deiner Stimme holden Klang höre, wo ich bin und stehe, weil ich unter all den Hunderten nur dich sehe, ahne, fühle, hoffe —"

„Halten Sie ein! O, dürfte ich reden! Ein einziges Wort müßte Sie zum Verstummen bringen."

„Ich verstumme nicht. Dein stolzes, freies, deutsches Wesen hat's mir angetan, dein süßer Mund, von dem die klugen, guten Worte perlen, und die Zuneigung, die ich in der Tiefe deines Blickes habe glimmen sehen von Anfang an."

„Herr Frey, Sie erschüttern mein Gemüte, Sie zerreißen mir das Herz, Sie rühren ahnungslos an ein Geheimnis, das uns beide allerdings enge verbindet, aber ganz anders als Sie wähnen. Ich wiederhole, es ist Sünde, wenn ich Sie auch nur noch anhöre, und Sie selber begehen unbewußt das größte Unrecht."

„Dann gibt es nur eine Möglichkeit, Demoiselle: Sie haben Ihr Herz einem andern geschenkt. Aber nein —!" Er lachte fröhlich auf. „Das ist ja nicht möglich. Kenne ich Sie nun nicht schon ein halbes Jahr lang und weiß ich nicht ganz genau, wer im Hause Ihres Vaters verkehrt? Und ich wüßte keinen, gegen den Sie so freundlich wären wie gegen mich."

„Ahnungsloser Mann!" Sie begann zu weinen; leise, mit halb unterdrücktem Schluchzen.

„Glücklich, wer weinen kann!" rief er zornig. „Mir graut. Eine unglückliche Liebe? Demoiselle, dazu bin ich nicht geschaffen. Verschmäht — verworfen — —?"

„O, wie können Sie das harte Wort sagen?"

„Verworfen, Demoiselle, und ausgeschlossen von allem Guten —. Wissen Sie, daß es hienieden keinen leeren Raum gibt? Das ist ein Gesetz der Natur." Er hielt inne. Dann sagte er langsam, jedes Wort betonend: „Und wenn die Engel das Feld räumen, dann beginnen die Teufel zu tanzen."

„Herr Frey!" Sie legte ihre Hand auf seinen Arm und sah ihn flehend an. „Ich beschwöre Sie. Wir stehen allerdings in einem nahen Verhältnis, aber es ist anders, als Sie denken —"

„Freundschaft!" sagte er verächtlich.

Sie schüttelte traurig das Haupt und zog die Hand zurück. „O dürfte ich Sie in dieses Herz blicken lassen, die reinsten, die selbstlosesten Gefühle könnten Sie darinnen entdecken. Aber mein Herz muß verschlossen bleiben wie mein Mund, ich — ich besitze den Schlüssel nicht mehr."

„So ist's also doch ein anderer? O, wie ich ihn hasse. O, wenn ich ihn da hätte — diesen meinen Todfeind!"

„Wehe!" Sie rang die Hände und sagte zum zweiten Male: „Wehe!"

„Werde ich denn jemals einer Lösung des Rätsels gewürdigt werden?" fragte er nach einer Weile höhnisch.

„Vielleicht schon in den nächsten Tagen," antwortete sie mit Festigkeit. „Ich aber bin zum Tode betrübt."

„Und ich stehe wie ein Knabe vor der verschlossenen Weihnachtstüre."

„O, Herr Frey, ich bitte Sie demütig, beugen Sie sich unter das Unabänderliche!"

„Das Licht vom Weihnachtsbaum funkelt mir aus dem Schlüsselloch ins Auge. Aber es ist ein böses Licht, und die Augen tun mir weh. Denn ich bin ausgeschlossen. Darf ich Ihnen meinen Arm reichen?"

„Ich will nun leise, ganz allein zurück und meinen Vater bitten, daß wir das Fest verlassen. O Gott, Herr Frey!"

Er verneigte sich und sagte halblaut: „Ich aber will trinken —."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie war längst zwischen dem Korn verschwunden. Er stand noch immer da und regte sich nicht. Plötzlich aber warf er sich der Länge nach auf den Weg und raufte mit beiden Händen büschelweise die Ähren.

Die blühenden Ähren dufteten wie vorher, die Frösche lärmten wie vorher im Tale, und die Sternlein funkelten noch heller als vorher vom unergründlichen Himmel hernieder.

Er sprang auf und stampfte. Dann sagte er ganz laut: ‚Klein kriegen lass' ich mich nicht. Und merken soll mir keiner 'was!'

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Als er in den Garten zurückkam, sah er die Menge der Festgenossen dichtgedrängt unter dem Podium stehen und einem Redner lauschen.

Auf den Fußspitzen ging er an den Menschenwall heran und stellte sich neben Brocken. Mit weithin schallender Stimme sprach der berühmte Fechter aus alter Zeit, der Agent dreier standesherrlicher Häuser, genannt Alzibiades:

„Was also ist unsere Gesellschaft? Ich will's Euch künden: Ein goldener Ring, an dem drei Diamanten funkeln. Und wie heißen diese Diamanten? Freundschaft, Tapferkeit, Tugend."

Er hielt inne und blickte mit rollenden Augen umher. Da und dort tönten Bravorufe zu ihm empor.

Er streckte die Hände vor sich und bewegte die Handflächen von unten herauf gegeneinander, als wollte er einen großen Knödel formen, und mit dröhnender Stimme, als säße er in einem Fasse, wiederholte er: „Freundschaft!"

Und dabei klappte er die Hände zusammen, als wäre der erste Knödel fertig und gar, und brüllte, als spräche er auf einen schifferigen Renoncen ein, „Tapferkeit!", formte den zweiten Knödel, brummte weithin vernehmlich „Tugend" und formte den dritten Knödel. Dann schöpfte er Atem und fuhr fort: „Freundschaft — wir stehen alle für einen und einer für alle, und ist, als hätten wir uns alle untergefaßt und zögen in tiefen Reihen, einer gestützt vom andern, einer des andern Stütze, die steile Straße des Lebens hinauf, dem Morgenrote froher Taten entgegen."

„Bravo — bravo — bravo!" schrieen sie ringsumher, und der Redner stand mit herabhängenden Armen und starrte vor sich auf die Bretter, als wollte er nun noch ganz Köstliches aus der Tiefe des Podiums holen. Brocken aber raunte am Ohre des Fuchsen: „Gelt, da schaust?"

„Tapferkeit!" brüllte der Redner, trat mit dem linken Bein zurück und nahm Fechterstellung an. „Es gibt nur eines, wovor der honorige Bursche erbleicht, und das ist die Feigheit. Wir sind alle Tage bereit, für die Ehre unserer Farben unser Blut zu verspritzen, und hätten wir zwanzig Leben, wir gäben sie mit stolzem Lächeln dahin für die Rettung von Gold=rot=gold. Und so wird's bleiben, so lange noch ein honoriger Bursche schwört zu Gold=rot=gold, und wenn der letzte unseres Bundes den Untergang der Welt erlebt, dann wird sein letzter Gedanke nicht seinem Weib, nicht seinen Kindern und nicht dem eigenen Schicksal gehören, sondern einzig und allein den heiligen Farben Gold=rot=gold."

Der Redner kreuzte die Arme und blickte über die Menge. Hörbar raunte Brocken: „O, da möcht'st doch verrecken!" Aber die unehrerbietige Äußerung wurde verschlungen von hundertstimmigen Bravorufen und wildem Händeklatschen.

„Heute übertrifft er alle seine früheren rhetorischen

Leistungen, und das will viel heißen", sagte ein geistlicher Herr, der vor den beiden im Haufen stand, und warf einen unwilligen Blick rückwärts auf Brocken.

Der aber sagte ganz laut zu Gerhard: „Paß recht auf, jetzt kommt die Tugend dran!"

Stille war's. Die Lampen glühten, der berühmte Bursche aus alter Zeit hatte die Hände über dem Spitzbauche gefaltet und fuhr in feierlichem Tone fort: „Freundschaft — Tapferkeit — Tugend. Jawohl, Tugend meine Freunde und Brüder. Zwar geht ein gemeines Sprichwort, Jugend habe keine Tugend. Wir aber heben getrost das Haupt und sagen: Als dritter Edelstein am Ringe unserer Gesellschaft funkelt die Tugend. Was für eine Tugend, meine Brüder? Es gibt Mägdleins-Tugend" — die Stimme des hochgräflichen Agenten säuselte wie Äolsharfenklang über die Versammlung — „es gibt Frauentugend" — seine rollenden Augen verdrehten sich nach oben — „und es gibt Mannestugend." Wie einen Schlachtruf brüllte er das Wort Mannestugend zum zweitenmal hinaus. „Und unsere Gesellschaft ist —"

„Eine Brutstätte jeglicher Mannestugend," raunte Brocken am Ohr des Fuchsen.

„Unsere Gesellschaft ist, daß ich beim Bilde bleibe, die goldene Fassung alles dessen, was man bezeichnet als Mannestugend. Ihr Mütter, die ihr den geliebten Jüngling mit begreiflichem Zittern und Zagen aus den Armen treubesorgter Zärtlichkeit entlasset, seid getrost, wir nehmen ihn auf in unsern Bund, wir sorgen treulich für sein besseres Ich, wir bilden ihn zum braven Manne, wir pflanzen ihm alle die Tugenden ein, mit denen er im Kampfe des Lebens bestehen, im irdischen Berufe wirken, im Frieden der Häuslichkeit Wärme spenden, mit denen geschmückt er endlich getrost vor den ewigen Richter hintreten und sagen kann —."

Der Redner hob die gefalteten Hände: „Vater, sieh her, da hat nun ein honoriger Bursche all seine Semester durchlaufen und steht an der Grenze der Zeitlichkeit; er hat Freundschaft gehalten mit vielen der Edelsten deiner Geschöpfe, er ist tapfer seinen Weg gegangen, auch den Weg durchs dunkle Todestal; entscheide du, ob seine Mannestugend genügt, und hilf ihm durch sein letztes Examen hinein in die Ewigkeit."

„Amen!" rief Brocken diesmal ganz laut, so daß sich viele Köpfe nach ihm wandten.

Der berühmte Fechter aus alter Zeit aber schloß seine Rede: „Und so sollen dauern unsere Farben Gold-rot-gold, solange noch bestehen diese drei, Freundschaft, Tapferkeit und Tugend, und sollen also leben festverschlungen hoch — und hoch — und hoch —!"

Tosend fiel die Menge ein, die Burschen schwenkten die Mützen, die Mägdlein und Frauen ließen die Tücher wehen, die Musik spielte einen Tusch. Der Redner aber wischte sich die Stirne mit seinem blauen Taschentuch; denn er war ein Schnupfer.

Brocken wandte sich grinsend zu Gerhard und sprach: „Wenn ich jetzt das Pech hätt' und wär so ein Spießer oder ich wär' in irgendeiner andern Gesellschaft und nicht bei den Franken — wer weiß, vielleicht hing' ich mich auf wie eine Papierlaterne."

Da geschah Unerwartetes.

Der berühmte Bursche aus alter Zeit war vom Podium herabgeklettert, stand in der Menge und drückte die vielen Hände, die sich ihm entgegenstreckten. Da drängte sich eine große Gestalt durch die Reihen, kletterte schwerfällig auf das Podium, wandte sich, ballte seine Hände, öffnete und schloß keuchend und wortlos die Lippen.

„Der Bierlupf!" schrieen sie da und dort. „Der Bierlupf will auch reden, Silentium für den Bierlupf!"

Der verbummelte Student begann. Die ersten Sätze verhallten unverstanden. Dann aber wurde es stille.

„Du hast so schön gesprochen von unserer Jugend, Alzibiades, daß ich nicht schweigen kann. Weiß freilich nicht, ob meine Worte so lieblich duften wie die deinen, du altes Gefäß der Tugend, du Patensohn des großen athenienſischen Biedermannes. Tugend und Jugend — wie schön sich das reimt. Darum, Alzibiades, wollen wir jetzt einmal reden von deiner und von meiner —“

„Schluß, Bierlupf!“ rief einer mit mächtiger Stimme hinauf. Es war der Senior. Und etliche diensteifrige Füchse riefen: „Bierlupf, 'runter!“

„Soll ich wirklich 'runter, Alzibiades?“

„Bleib droben, du hast Narrenfreiheit!“ antwortete ihm der hochgräfliche Konsulent und lachte gezwungen. Andere schrieen: „Redefreiheit, droben lassen, der Bierlupf soll reden!“ Sie lachten und freuten sich des Spaßes, und die Frauenzimmer klatschten in die Hände.

„Paß auf, der Bierlupf schwingt heute seinen moralischen Kater,“ raunte Brocken. „Ist nämlich in seinen jungen Jahren auch ein Mordsredner gewesen.“

„Wollen wir uns also unterhalten von unserer Jugend, Alzibiades!“ rief der große, dicke Mensch über die Menge hin. Keuchend vor Aufregung stand er ganz vorn am Rande der tannzweigbekränzten Bretter. „Mußt schon erlauben, daß ich meine Jugend neben die deinige hinstelle; denn meine Jugend und deine Jugend sind aus demselben Erdreich gewachsen. Und was hast du nun gesagt, so schön, daß mir's das Wasser in die Augen getrieben hat? Tapferkeit —! Hast recht, wir haben uns wacker gerauft, wir Burschen von damals.“

„Bravo, bravo!“ schrieen etliche.

„Aber, Alzibiades, mir dünkt, es ist eine wohlfeile Tapfer-

keit gewesen, unsere Tapferkeit ist so windig gewesen wie unsere Freundschaft." Er schüttelte die Fäuste und schrie, daß sich seine Stimme überschlug: „Ihr Väter da drunten, glaubt's doch nicht, ihr Mütter, es ist ja erlogen. Wer hat den andern gestützt, daß er die steile Straße hinaufkam? Keiner. Da ist einer getorkelt, dort ist einer getorkelt, jeder hat an sich gedacht, und nur auf das eine haben wir alle gesehen: jeder hat müssen seinen Weg torkeln als ein honoriger Bursch — vor den Leuten. So sind die Starken durch ihre Semester gekommen. Wenn aber einer schwach war? Alzibiades, wie oft habt ihr mich von meinen Büchern weggepfiffen, wie oft habt ihr all meinen guten Willen im Bier ersäuft! Oft — alle Tage! Und einmal ist's ganz schrecklich gewesen und hat mir den Rest gegeben."

Der alte Mensch hielt inne, er versuchte, weiterzusprechen, seine Zähne schlugen aufeinander. Und es war stille im Umkreis.

„Meine fromme Mutter war gestorben, mein Vater hatte mich an ihrem Sarge mit aufgehobenen Händen gebeten —"

„Schluß!" rief der Senior.

„Reden lassen!" riefen nun etliche Alte da und dort.

„Er hatte ja recht, und ich gab ihm die Hand und kam vom Grabe zurück ins Semester. Mit einem Koffer voll guter Vorsätze. Und an demselben Abend war's. Da seid ihr gekommen mit vollen Krügen und brennenden Pfeifen und habt das Schloß an meiner Türe gesprengt. Ich dummer Affe ließ mir beifallen und rief euch bittend entgegen: Ich hab's doch meinem Vater versprochen. Da hast du, Alzibiades, das Lied angestimmt, und die andern haben's dir nachgebrüllt:

Was macht der lederne Herr Papa, ci ça Herr Papa?"

Die Stimme des alten Menschen brach, und es klang wie Schluchzen, als er in die lautlose Menge hineinrief:

„Er grämt sich fast zu Tod, er grämt sich fast zu Tod,
ci ça fast zu Tod, er grämt sich fast zu Tod."

Dann aber schüttelte ihn die Wut, er hob die Fäuste gegen den berühmten Burschen von damals und schrie: „Bei uns daheim roch's nach Sargkränzen, und meine Schwestern hatten hohle Wangen, ich aber warf euch nicht aus meiner Bude, o nein, ich sang das Lied mit euch und soff mit euch die ganze Nacht. Und von der Nacht an — hört ihr's, Füchse, Burschen da drunten? — von der Nacht an war's gar aus mit mir. Alles Böse, was ich sah, das tanzte ich nach, ich junger Affe. Also ekelt mir heute vor deinen drei Worten. Wohl waren Wackere unter uns, die Tapferkeit übten und Tugend nicht verloren. Ich aber und der große Haufe, wir haben gesoffen und haben gerauft und haben ein Drittes geübt, das nichts zu tun hat mit Mannestugend, gar nichts. Also klag' ich euch an, ihr Starken. Seid falsche Brüder gewesen, habt uns Schwache fallen lassen unter die Räuber und Mörder unserer Jugend und habt uns liegen lassen wie Priester und Levit."

„Bierlupf," rief nun die gewaltige Stimme des Seniors, „du hast reden dürfen, aber du kannst uns das Fest nicht verderben. Hast du jemals schon einen abgesoffenen Studenten gesehen, der sich selber die Schuld gab? Du mußt nicht deine Brüder von damals anklagen, sondern die akademische Freiheit. Wird damals gewesen sein, wie es immer gewesen ist, wie es heute ist und wie es sein wird, so lange in deutschen Landen Hochschulen bestehen. Freiheit ist eine zweischneidige Waffe — der eine haut sich damit eine Gasse ins Leben, dem andern zerschneidet sie die Hand und macht ihn zum Krüppel. Darum und trotzdem, liebe Brüder, die akademische Freiheit soll leben hoch!"

Alle fühlten sich erleichtert, weil sie nun geradehinaus zu schreien verpflichtet waren, und mächtig brausten die Hoch-

rufe unter den buntglühenden Lampen. Und als sie verklungen waren, rief der Senior: „Zwei Füchse holen den Bierlupf herunter und schwemmen ihm die Melancholei aus der Gurgel hinab in den Magen. Musik!“

Die Musikanten setzten mit einer lustigen Weise ein, und mit Schalle sang die Menge den Text.

Der Bierlupf aber stand noch immer droben, ganz vorn über den Tannengewinden. Nicht mehr hochaufgerichtet, sondern zusammengesunken, mit vorgeneigtem Kopfe. Er wischte die hohe Stirn und lächelte verlegen vor sich hin und nickte, als wollte er sagen: ‚Ihr habt ja recht.‘ Und er lächelte dem Rudel Füchse entgegen, die ihn mit Geschrei umringten, er lächelte blöde, als sie ihn mit Stampfen hinabzerrten, er setzte sich willig unter die bunten Lampen und begann gierig am Kruge zu saugen.

Auf halb erloschene Glut war ein Blatt Papier gefallen. Da war eine Flamme emporgeschlagen, hatte ein paarmal gezuckt und war furchtsam zurückgekrochen unter die Asche. —

„So, jetzt hast du den einen gehört, Frey,“ sagte Brocken, „und hast nicht minder den andern gehört; hast den Avers der Münze und hast auch ihren Revers gesehen. Und mußt dir nun selber beantworten, wer recht hat von den zweien — der sich salviert hat oder der am Wege liegt.“

„Beide!“ rief der Fuchs.

„Sehr weise entschieden. Nun aber wollen auch wir weiter torkeln durch unsere Semester, und ich wäre dir dankbar, wenn du mir und dir zu diesem Zwecke frische Krüge besorgen wolltest.“

Gerhard ging zur Schenke. Er kam nahe am Bierlupf vorüber. Einer der Konfüchse stopfte Tabak aus seinem Beutel in die Pfeife des alten Menschen. Der saß mit zufriedenem Gesicht hinter seinem Kruge und guckte dem andern zu. Gerhard ging weiter und kam vorüber an Alzibiades, dem

berühmten Burschen aus alter Zeit. Der stand an einen Baum gelehnt und machte ein vergnügtes Gesicht. Ein anderer sprach eifrig auf ihn ein. Da wischte der große Fechter von ehedem mit der Rechten nachlässig durch die Luft, und weil er alles zu schreien gewohnt war, so hörte Gerhard die Worte: „Steht ja schon im ersten Buch Mosis zu lesen. Sollt' ich meines Bruders Hüter sein? Zum Lachen. Das wäre zu viel verlangt von einem lustigen Studenten. Da sieh du doch selbst zu. Steht auch irgendwo in der Bibel, hab' aber die Stelle vergessen."

Gerhard blieb stehen, und es kam wieder einmal über ihn, daß er reden mußte, ob er nun wollte oder sich sträubte, und mit heller Stimme rief er hinüber: „Das haben die Pharisäer dem Judas gesagt, und dann ging er hin und henkte sich auf."

Er war selbst erschrocken über seine Frechheit. Einen Augenblick verzerrte sich auch das lustige Gesicht des alten Herrn. Aber schon rief er lachend: „In die Kanne steigen, bibelfester Fuchs, und saufen, bis dir der Nabel glänzt!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es ging auf Mitternacht. Die schöne Welt kehrte zu Fuß und zu Wagen ins Städtchen zurück, mancher Bursch und mancher Fuchs schloß sich an. Der Rest der Franken aber ballte sich im Gartensalon zusammen zum Männertrunk.

Sie hatten rote Köpfe, sie schrieen und sangen.

Gerhard saß in einer Ecke und trank und trank. Vergeblich suchte ihn Brocken aufzumuntern. Der Fuchs stierte vor sich hin und trank und trank. Knurrend rückte der Bursche von ihm ab.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war lange nach Mitternacht. Da rückte Gerhard wieder zu Brocken und sprach mit lallender Zunge: „Als

wir Kinder waren, sangen wir oft ein Lied, das ging also an:

Halli, hallo, mein Schatz ist tot.
Nun bitt' ich alle Bauern,
daß sie mit mir zu Grabe geh'n
und meinen Schatz betrauern."

„Weiter!" sagte Brocken.

„Ich weiß nimmer weiter," lallte der Fuchs.

„Aber ich! Höre:

Ein Mägdelein mit zwanzig Jahren,
mit braunen Augen und gelben Haaren,
mit schmalen Lenden und weißen Händen,
mit der ich wollte mein Leben enden —

Halli, hallo, mein Schatz ist tot,
das will ich überwinden.
Ihr dummen Bauern, fragt nicht wie?
Es wird sich finden, finden!"

„Brocken —!"

„Jawohl, ich sah dich zwischen den Feldern mit ihr."

„Willst du mich verhöhnen?"

Sie blickten sich nahe in die Augen. Da lachte Brocken hell auf: „Jetzt, wo du dich zu meinem Vergnügen häutest wie ein rechtschaffener Salamander? Prosit, Fuchs, sauf's! Jetzt ist der Weg frei. Ewig schade wär's gewesen um dich. Jetzt erst kannst du dein Leben genießen."

„Und wie geht nun das Lied weiter?" fragte Gerhard und stierte vor sich hin.

„Den Text mußt du selber machen. Die Melodie werd' ich dir besorgen."

„Brocken, ich sattele um — ich werde Jurist."

„Umso besser mein Sohn."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Frau Sonne kam über die Waldhügel, die Lerchen jubelten, Gras und Kraut funkelte im Tau; am Flüßlein klangen die Sensen unter dem Wetzstein.

Auf der staubigen Straße zogen die Franken vom Feste heim.

Und es war ja richtig, was der große Fechter aus alter Zeit gesagt hatte. Oder hielten sie sich nicht untergefaßt, einer den andern? Oder stützten nicht die Stärkeren die Schwachen? In tiefen Reihen torkelten sie dahin, hatten die Mützen weit in den Nacken zurückgeschoben, ihre Wangen waren fahl, ihre Augen blickten stier. In tiefen Reihen torkelten sie, aber etliche waren in jeder Reihe, die stramm einherschritten, und diese waren's auch, die den Burschengesang aufrecht hielten. Zwar kollerten die Strophen durcheinander, etliches wurde zwei-, dreimal gesungen, aber im Laufe der Zeit kam doch alles an die Reihe, und es war ein schönes Lied, es war ein tapferes Lied, das da zum blauen Morgenhimmel emporstieg:

Wir sind die Freien, die Franken,
und blinzeln lustig ins Licht;
es kommt uns alles ins Wanken —
nur einzig die Ehre nicht.

Wir quälen uns nimmer mit Fragen,
gibt's Rätsel, wir lassen sie ruh'n,
wir machen die Nächte zu Tagen
und schnarchen in Strümpfen und Schuh'n.

Es rollen wie schäumende Wellen
im lachenden Einerlei
an uns die Tage, die schnellen,
an uns die Semester vorbei.

Wer will, der kommt ja zum Ziele,
wer nicht, der geht halt irr —
es ward uns alles zum Spiele,
zu Tanz und Waffengeklirr.

Wir spielen mit unsern Leibern,
wir spielen mit unserer Zeit,
wir spielen mit Würfeln und Weibern
und mit der Ewigkeit.

So stehen unsere Sachen
trotz Tod und jüngstem Gericht;
es ward uns alles zum Lachen —
nur einzig die Ehre nicht.

Gerhard ging mitten in seiner Reihe im Staub der Straße; er ging fest eingehängt in seine Brüder zur Rechten und Linken. Er ging vornübergeneigt; denn die Füße wollten nicht recht mehr gehorchen. Zuweilen sang auch er einen Vers; dann trollte er wieder schweigend dahin.

So kamen sie ans Tor der Stadt und warteten in einem Haufen, lachend und schreiend, bis der Stadtsoldat die Pforte aufschloß. Und sie drängten sich hinein wie eine Herde. Drinnen aber faßten sie sich wieder unter den Armen und zogen in tiefen Reihen, im gleichen Schritt und Tritt, so gut's noch glücken wollte, über das holperige Pflaster.

Und wieder stimmte einer das Lied an und gröhlend fielen die andern ein:

Wir machen die Nächte zu Tagen
und schnarchen in Strümpfen und Schuh'n.

Einer nach dem andern löste sich aus der Schar. Da torkelte einer allein an seine Türe, dort führten sie zu zweit einen dritten in eine Seitengasse.

Als Gerhard vor sein Haus kam, waren's ihrer noch achte.

„Die letzte Strophe!" lallte er. Und die andern brüllten:

So stehen unsere Sachen
trotz Tod und jüngstem Gericht;
es ward uns alles zum Lachen —
nur einzig die Ehre nicht.

Gerhard starrte hinauf am Töbing'schen Hause. Da war ihm, als bewegte sich der Vorhang des dritten Fensters, und er glaubte die Hand zu sehen, die das Gewebe ein wenig zur Seite schob. Er riß sich los. Einer der Burschen wollte ihn nicht allein lassen, griff nach seinem Arm und sagte gutmütig: „Komm, Fuchs, ich führ dich gar hinauf."

Doch abermals riß er sich los und sagte drohend: „Glaubst wohl, ich brauch' dich?"

Und er nahm alle Kraft zusammen und gewann seine Türe.

Singend zogen die andern die Gasse hinunter.

Als er den Schlüssel ansteckte, öffnete sich die Türe von selbst. Fast wäre er über die Schwelle hineingefallen. Und zornig sah er auf die dunkle Frau, die in die Dämmerung zurückgetreten war. „Sie sind's?"

Spöttisch gab sie zurück: „Jawohl, Herr Frey. Aber sind's denn Sie auch?"

„Ich möchte den sehen, der daran zweifelt," brachte er mühsam heraus.

„Na, gehen Sie nur hinauf!" Sie sagte es in beruhigendem Tone. „Droben wartet einer auf Sie die ganze Nacht."

„Auf mich?"

Er zog sich am Geländer empor. Da rief eine Stimme von oben herab halblaut seinen Namen.

Er fuhr zusammen und hob den Kopf.

„Du bist's, Karl?"

Er kam empor. Der Bruder schlang die Arme um ihn und wollte ihn küssen. Da wandte Gerhard sein Gesicht ab: „Laß, jetzt nicht, bin ekelhaft, habe entsetzlich gesoffen."

„O Gerhard, du machst dich unfrei," sagte der andere und ließ die Arme sinken.

„Willst — du — mich — schulmeistern?"

„Beileibe nicht. Aber nun schlafe aus!“

Gerhard polterte gegen die Türe, schwankte durch die Wohnstube, stieß die Türe der Schlafstube auf und sank auf sein Bett.

*

Karl Frey ging zum Pulte zurück, an dem er geschrieben hatte, und tauchte die Feder ein.

Es war stille in der alten Studentenbude. Nebenan atmete der Trunkene tief und schwer. Knirschend zog die Feder übers Papier.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

‚Ich sehe mit brennenden Augen zurück, meine Ohren sind geöffnet und lauschen dem, was gewesen ist.

‚Jahrtausende werden durchsichtig wie Glas; Zufälliges zerflattert wie ein mürbes Gewand.

‚In endlosen Scharen ziehen sie empor aus der Tiefe, und in jedes Antlitz hat seine Zeichen gegraben das Leid.

‚Meine Ohren horchen hinab — doch da ist kein Jubelton, der mich täuschen könnte; denn es ist noch keiner auf Erden erklungen, der nicht endlich verklungen wäre im Röcheln des Todes.

‚Alles vergeht; bleibend ist nur das Leid.

‚Sie zeugen Kindlein, und aus ihren Kehlen preßt den ersten Schrei das Leid.

‚Es wird klein geboren mit den Kleinen, es wächst mit den Wachsenden, es ist groß mit den Großen.

‚Es kommt und geht und kommt; denn es hat ein Ewiggeld ruhen auf der Hütte deines Leibes.

‚Bald liegt es als großer Stein vor deiner Türe, bald senkt es sich rauschend mit schweren Flügeln auf deine Schultern, schlägt dir die Fänge ins Fleisch und hakt deinen Scheitel. Dann hebt es sich hoch empor, und wenn du aufatmend mit schwimmenden Augen den schwarzen Punkt im

Äther verfolgst, dann sitzt es am Rande des Weges und bietet dir lächelnd im Becher das Gift.

‚Aber alles, was irgendeinmal zum Himmel geseufzt hat, ist ohne Zweifel auch endlich verstummt oder wird über ein Kleines verstummen.

‚Geschlossen sind die Augen, die vor hundert Jahren geweint haben im Lichte der ewigen Sterne. In kurzer Frist werden dürre Blätter tanzen auch über meinem Grabe, und wieder nach hundert Jahren wandelt vielleicht der Fuß meines Gudenkels ahnungslos über die Grube dessen, der auch ihm einst übermittelt hatte aus geheimnisvollen Tiefen seinen Anteil am Leid.

‚Mein Gudenkel? Nein, ich werde es keinem andern vererben. Mit mir wird sterben mein Leid.'

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Er hielt inne und trat ans offene Fenster. Da krallten sich seine Finger um den Kreuzstock.

Drunten lief ein Bäckerjunge mit dem Korbe auf dem Rücken pfeifend seinen Weg. Da und dort zog er die Klingel, Türen öffneten sich und schlossen sich knarrend.

Karl war zurückgetreten bis in die Mitte der Stube. Dort stand er mit gefalteten Händen und blickte hinüber.

Konstanze goß ihre Blumen.

Karl bewegte lautlos die Lippen, und zwei Tropfen rannen über seine Wangen herab.

Sie war längst wieder vom Fenster verschwunden. Da raffte er sich auf, zog das Pult in die Stube herein und schrieb weiter:

‚Keinem? O doch, ich habe mich geirrt. Es kann ja nicht sterben. Jeder, aber auch jeder gibt's weiter.

‚Nur das eine gelobe ich mir: Du Reine, du Geliebte sollst keine Ahnung haben von dem Feuer, das mich vernichtet. Einmal noch muß ich den Ton deiner Stimme hören,

muß ich dir nahe in die Augen blicken. Und dann vorwärts auf meinem einsamen Weg!

‚Du aber, o Gott, gib mir die Kraft, daß mich die Welt nicht abziehe von meiner erkannten Pflicht. Laß mich vergessen, was ja doch vergeht, und laß mich nur sehen, was bleibt. Vorwärts — aufwärts!

Ich will nun wandern die Lebensstraßen
und den andern beileibe nichts merken lassen
von meinen heimlichen Herzensgedanken,
die mich eng und immer enger umranken.
Will fürbaß meine Strecke gehen
und auf zu deinen Bergen sehen,
wo sie sich dehnt die hochragende Stadt,
von der mir so lang schon geträumet hat.‘

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Er setzte sich in die Ecke des alten Sofas, faltete die Hände und sah hinüber zu ihrem Fenster. Ihre Blumen leuchteten im Sonnenschein; aber das Fenster blieb leer.

Lange, stundenlange saß er regungslos und wartete.

Sie kam nicht wieder.

Endlich stand er auf, trat an das Pult, nahm das beschriebene Papier und begann es in kleine Stücke zu zerreißen. Dann wischte er die Schnitzel in die hohle Hand und trug sie hinüber zum Ofen, ging wieder zum Sofa, setzte sich in die Ecke und wartete weiter. —

Es war schon tief im Vormittag, als Gerhard mit wüstem Gesichte unter die Türe trat.

Karl erhob sich und hielt ihm die Hand hin. Der andere drückte sie.

„Gerhard, ich habe nur noch ein paar Stunden Zeit und muß mit Demoiselle Töbing sprechen — kannst du mir dazu helfen?“

Der Bruder wich zurück und rief entsetzt: „Du —?“

„Jawohl; sie ist meine Braut. Aber was hast du?“

Gerhard lachte wild auf. „Und da soll ich euch vielleicht auch noch den Liebesboten abgeben?“

„Bruder, du erschreckst mich —?“

„Rühre mich nicht an!“ schrie Gerhard.

Dann lief er in die Schlafstube, holte seine Mütze und stürmte hinaus.

6. Schlagt ihn tot —!

Schlagt ihn tot! Das Weltgericht
fragt nach euern Gründen nicht.
Kleist.

Der Gewalthaber hatte gesprochen, und seine Sklaven machten den Hauch seines Mundes zur Tat.

Es waren nur wenige Worte, aber sie fanden millionenfachen Widerhall in den Hochtälern der Schweiz und auf den Kanalschiffen Hollands, in den Bauernhöfen Niederbayerns und auf den Kirchenstufen Neapels, in den Weinbergen Spaniens und an den schmutzstarrenden Mauern polnischer Städte. Und sie klangen zurück in allen Sprachen Europas.

Es wurde lebendig auf den Straßen: Fünfmalhunderttausend Männer zogen auf des Kaisers Befehl nach Osten, alle nach Osten.

Die wenigsten unter ihnen hatten eine Ahnung, warum sie marschierten. Sie wußten nur das eine: er hatte gesprochen. Und das genügte.

Warum aber nur dieses Marschieren der Hunderttausende? Warum das Rasseln der Kanonen, das Jubilieren der Trompeten, das Dröhnen der Pauken, das Schnauben der Rosse? Warum denn?

Duckt euch, ihr Hunde, und freßt euer Los aus dem Topfe, den er euch hinhält. Duckt euch und zieht die Schweife ein — oder besser noch, wedelt ihn an und blickt mit treuherzigen Hundeaugen zu ihm empor. Der Kaiser ist nahe. Er könnte ja ruhig weilen inmitten seiner treuen Pariser, könnte genießen die stillen Früchte der schweißvollen Kämpfe, die er bisher so glorreich bestanden hat für Menschenwohl und Weltumgestaltung. Aber sein Gewissen läßt ihm keine Ruhe. Das hohe Ziel ist nahezu erreicht — nur ein wenig

bleibt noch zu tun. Deshalb hat er die fünfmalhunderttausend Männer zusammengetrommelt, und deshalb rollt er mit seiner Kaiserin auf der Heerstraße durch den Frühling gen Osten.

Und nun ist's an der Zeit, ihr guten Deutschen. Nun kriecht aus euren Hütten in dieselbe Frühlingspracht, über die einst die Lieder Herrn Walthers von der Vogelweide geklungen sind. Laßt blondhaarige Buben in die Kirchtürme emporklettern und Ausschau halten, wenn die Karosse des kleinen Schwarzhaarigen heranrollt. Und wenn sie auftaucht aus der fernen Staubwolke, dann sollen die Buben droben Vivat schreien, und andere Buben drunten in der Vorkirche sollen sich an den Strang hängen und sich lassen emporreißen von der schwingenden Glocke bis ans Gewölbe. Alle Glocken müssen weithinaus klingen und tönen. Diesmal nicht Gott dem Herrn zu Ehren, sondern dem Fremden zuliebe, der Tag und Nacht darauf sinnt, wie er euch glücklich machen könne die kurze Spanne eurer Lebenszeit. Und ihr Männer, ihr Frauen, ihr Jungfrauen, zieht eure besten Kleider an und säumt den Straßenrand als lebendige Borten am blinkweißen, unabsehbaren Bande. Wäre es aber etwa, daß der eine oder der andere von euch sich seiner Kleider schämen müßte in dieser bösen Zeit — ei, dann stelle er sich so, daß der Kaiser nicht beleidigt werde vom Anblick der Lumpen, und verberge sich hinter denen, die dem gütigen Herrn noch einen guten Rock zu zeigen vermögen. Und wenn er also heranrollt, dann zieht die Hüte bis zur Erde, dann schreit, was ihr schreien könnt — immer wieder ein Vivat gen Himmel. Und es ist euch zu raten, verkrieche sich keiner im Unverstand seines Herzens. Man wird genau Obacht geben, und wehe dem, der seine Freude verbirgt. Der Landrichter und seine Büttel werden ihm lehren, was not tut! —

Aber wie hat denn das alles so werden können?

Es ist von langer Hand her also geworden; denn ein

großes Volk wird nicht geknechtet über Nacht. Und viele haben schuld an dem Elend.

Die hinter hohen Parkmauern mit ihren Kebsweibern gewandelt waren zwischen gestutzten Hecken, blinkenden Bildsäulen und springenden Brunnen, die tragen die Schuld. Und die, selbst aus dem Volke herausgewachsen, in fürstlichen Schreibstuben Wälle von Papier gebaut hatten zwischen der Masse des Volkes und seinen Herrschern, die tragen die Schuld.

Die den Leib gepflegt bis zur Geilheit und hernach entnervte Kinder ins Leben gesetzt hatten, und die den Lebensgenuß der Wenigen auf Kosten der Zahllosen als höchstes Ziel gepredigt hatten, die tragen die Schuld.

Die sich zerfleischt hatten in unseligen Kriegen um eines Wörtleins willen, das sie geschrieben wähnten von Gottes Finger; und die neben dem schlechten Veralteten alles bekämpft hatten, was ehrwürdig ist und bleiben muß von Ewigkeit zu Ewigkeit, die tragen die Schuld. —

Trotzdem hüte dich, du fremder Bedrücker! Du bist gewohnt, mit Zahlen zu rechnen, aber deine Zahlen sind Menschen. Die kannst du wohl eine Weile addieren und gegeneinander stellen wie die Figuren eines Brettspieles. Aber hüte dich — Menschen sind keine Zahlen.

In der Tiefe schläft die Kraft. In der Tiefe ruht das Gewissen. Es gleichen Kraft und Gewissen dem Feuer tief in der Erde. Eine Grasnarbe hat sich über den alten Hügel gelegt, und niemand hat mehr eine Ahnung von der verborgenen Kraft. Aber es kommt der Tag, wo sich die Erde öffnet und die Kraft ihre Gluten über die Hänge herabschüttet.

Hüte dich, Menschen sind keine Zahlen, und in diesen bedächtigen Deutschen schläft ein Feuer — das du ja selber schon mit Grauen zu ahnen beginnst.

Eine Kolonne Soldaten zog die Straße entlang. Und die Straße war trocken bis in die Tiefe — nur oben vom leisen Regen einer Stunde mit einer Kotschicht überzogen. Im gleichen Schritt und Tritt kamen die Marschierenden einher, und ihre Sohlen und Absätze klangen, als kaute ein gewaltiger Rachen die Straße bißweise hinein mit gleichmäßiger Gier.

Über dem Graben, oben am Feldraine, stand ein großer Mensch mit einem Büchsensack auf dem Rücken, dem Ziegenhainer in der Hand, und ließ die Soldaten vorüber. Dann sprang er auf die Straße zurück.

Die Soldaten schreiten mächtig voran. Der große Mensch geht langsam, geht mit gesenktem Haupte in der gleichen Richtung wie sie. Er hat ja Zeit. Er weiß es ganz genau. Was kümmern ihn diese? Es sind die Knechte. Er aber sucht ihren Herrn. Und er und das Schicksal, sie haben Zeit.

Zwischenhinein bleibt er stehen und schiebt den Hut aus der Stirne. Er muß tief aufatmen, sonst zerspringt seine Brust.

Was ist er doch für ein mächtiger Mann, er allein da auf der Straße, die wimmelt von den marschierenden Soldaten des andern!

Jawohl, denn er hat die Macht, den andern von der breiten Heerstraße unermeßlichen Glanzes und Ruhmes hinwegzustoßen auf einen schmalen, dunklen Pfad. Er hat die Macht. Denn er hat den Willen. Und wer den Willen hat, der hat die Macht.

Aus der Mitte seiner Soldaten wird er ihn herausholen. Und dann? Ja, dann wird auch er, der Unbekannte, die Heerstraße verlassen und dem andern folgen, dem kleinen, grauen Schatten dessen, der einst gewesen ist, was er nicht länger mehr sein durfte. Und er wird ihn vor sich her-

treiben, immer weiter, immer weiter, bis sie endlich in der Totenstille vor ihrem Richter stehen. Und dann wird er dem Richter sagen: Hier ist er, tu mit ihm, was recht ist. Mir aber vergib meine Sünden um der vielen Brüder willen, die ich gerettet habe. —

Schon wieder solch eine Kolonne marschierender Soldaten. Also wieder mit einem Sprung über den Graben!

Sie singen ein wehmütig Lied von Heimat und Liebe, und sie marschieren im gleichen Schritt und Tritt. Der große Mann aber steht gestützt auf seinen Stock und sieht ihnen nach mit düstern Augen. Und es ist, als bewegten sich seine Lippen.

Vorwärts, immer vorwärts, bis daß ich sage — halt — und nicht weiter!

Ob ich untergehe? Das mag sein.
Daß mein Volk bestehe, kümmert mich allein.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Zwischen junggrünbelaubten Bäumen zieht sich die Straße hin. Der Himmel ist blau, und über den Feldern singen die Lerchen. Das Korn schlägt Wellen, grüngraue Wellen; denn der Frühlingswind fährt darüber hin.

Wieder muß der Mann halt machen. Und tiefauf atmet er. ‚O Gott, o Gott, wie ist die Welt so wunderschön!‘

‚Aber nein, weiche von mir, Satan! Sie ist nicht schön, sie schillert nur wie eine giftige Schlange, die sich wärmt in der Sonne. Trug ist alles. Ich stoße die Weltlust zurück, die sich leise heranringelt. Trug ist's. Ich schließe die Augen. Vorwärts! Was hülfe es dem Menschen, wenn er die Welt gewänne und nähme Schaden an seiner Seele? Alles ist eitel, nur die Pflicht hat recht.

Ob ich untergehe? Das mag sein.
Daß mein Volk bestehe, kümmert mich allein.‘

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Er geht vorwärts mit gesenktem Haupte, immer vorwärts unter dem Stachel der Pflicht.

Allgemach hebt sich die Straße, und nun — ja nun steigt da drüben auf dem Bergrücken, in den Duft des Abends gehüllt, die gewaltige Feste empor, und im Flußtale, zu ihren Füßen, dehnt sich die vieltürmige Stadt.

*

Die dicke Studentenmutter konnte sich gar nicht genug tun in Ausbrüchen der Bewunderung. Von allen Seiten betrachtete sie das blutjunge Studentlein in seiner schmucken Uniform: Es war ein dunkelgrüner Frack mit rotem Kragen und roten Aufschlägen, Hose und Weste glänzten in den Farben der Unschuld, und bis an die Knie herauf reichten die blanken Reitstiefel.

„Diese Uniform dürfen Sie nun das ganze Jahr über tragen, ein jeder Student ohne Unterschied?"

„Das will ich meinen. Für den einen Tag wäre sie doch ein wenig zu kostspielig. Und ich habe mir sagen lassen, die Schulkommission will uns dadurch ein höheres Ehrgefühl einflößen und manche von unzweckmäßigen Ankleidungen abbringen." Er lachte. „Noch höheres Ehrgefühl? Als ob ein honoriger Bursche nicht ohnedies schon den höchsten Grad hätte!"

„Sie müssen sich dem stillen Studenten zeigen, der seit gestern bei mir wohnt."

„Wenn's Ihnen ein Gefallen ist. Wie heißt er denn?"

„Schmidt. — Aber ich glaub', ich hör' seine Türe. Herr Schmidt, Herr Schmidt!"

Karl Frey kam in die Küchentüre.

„Gelt, da schauen S', Herr Schmidt? Ewig schad, daß Sie so spät ins Semester gekommen sind. Jetzt könnten Sie auch so eine schöne Uniform tragen und dürften Spalier stehen, wenn der Kaiser und die Kaiserin einziehen."

Karl schwieg und sah finster auf den Grünfrack.

„Gefällt Ihnen etwa meine Uniform nicht?" erkundigte sich das Studentlein.

„Besonders das deutsche Eichenlaub auf dem Halskragen," sagte Karl Frey.

„Ja, das Eichenlaub!" Der kleine Bursche strich selbstgefällig über den goldgestickten Kragen. „Und denken Sie nur, beinahe hätte man uns zuletzt noch das Eichenlaub verboten!"

„Aber warum denn?" rief die Hausfrau und schlug die Hände zusammen. „Das Eichenlaub hebt ja die ganze Uniform."

„Ganz richtig. Aber das Eichenlaub ist doch eine Auszeichnung des französischen Militärs, und man fürchtete mit Recht, Anstoß beim Kaiser zu erregen, wenn wir Akademiker uns das Eichenlaub anmaßten. Ei, das gab lange Verhandlungen. Denn die Stickereien waren meist schon in Arbeit gegeben. Da konnte man's dann doch nimmer ändern und" — das Studentlein reckte sich — „so treten wir halt dem großen Kaiser mit Eichenlaub geschmückt unter die Augen."

„Was der hiesigen Studentenschaft zur ausbündigen Ehre gereicht," sagte Karl Frey und verzog das Gesicht.

„Wie meinen Sie das, mein Herr?" Der Grünfrack sah den Großen drohend an. „Ich hoffe, Sie finden es nicht gerade lächerlich?"

Karl Frey zuckte die Achseln. „Das ist Sache des persönlichen Empfindens. Ich habe nichts dagegen, wenn Sie sich für den Kaiser mit deutschem Eichenlaub schmücken."

„Ihre Erklärung kann mir nicht genügen, Herr Schmidt."

„Mir genügt sie vollkommen, mein Herr."

Der Grünfrack besann sich einen Augenblick. „Mancher dumme Junge ist so grün, daß — daß —"

Karl Frey lachte mitleidig: „Bitte bemühen Sie sich

nicht weiter mit dem schweren Satz. Haben wir morgen Leben und Gesundheit, so werden Sie das Weitere hören." Damit ging er.

Die dicke Alte rang die Hände. „Ei du heilige Muttergottes, warum müssen sich denn die Herren Studenten immerfort streiten? Es war doch nicht so bös gemeint. Jetzt aber ist das schreckliche Wort heraußen, und jetzt weiß ich, was es geben wird."

„Was muß er mir mein Eichenlaub so höhnisch anschauen? Das höhnische Lachen ist's gewesen. Deshalb hab' ich ihm den dummen Jungen aufgebrummt," sagte der Grünfrack.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Hausfrau stand mit einem großen Stück Pappendeckel in der Stube ihres neuen Mieters. „Herr Schmidt, das muß ich Ihnen schon sagen, es ist gar nicht schön gewesen, daß Sie dem Herrn seine Freud' so verdorben haben. Grad heut. Ist ja doch ein Ehrentag fürs ganze Herzogtum, weil der Kaiser und die Kaiserin kommen. Gehen S' halt auch 'nunter auf die Straße, da werden S' Ihre böse Laune verlieren. Fünfzig schöne Frauenzimmer in weißen Kleidern werden aufgestellt, eine vom Adel aber darf den Blumenstrauß überreichen. Die lernt schon vierzehn Tag an ihrem französischen Gedicht, damit sie ja nicht stecken bleibt. Und ich weiß das ganz genau; denn sie ist das Kind von der Tochter von der Herrschaft, wo ich zwanzig Jahr lang den Haushalt geführt hab'. Und ganze Wälder von jungen Bäumen haben s' in die Stadt hereingefahren, und in jedem Haus werden Kränz' gebunden. Und draußen vor dem Tor ist auch ein großmächtiger Triumphbogen gebaut. Hoch auf dem Bogen werden Kinder in Trikot mit Flügeln stehen, ganze Engel, und schmeißen Blumen 'runter auf den Kaiser und seine Kaiserin. Und das wird das Schönste."

Karl Frey unterbrach ihre Rede: „So ist es also ganz gewiß, daß die Herrschaften im offenen Wagen einfahren?"

„Ganz gewiß. Der Kaiser und die Kaiserin in einem offenen Wagen. Und jetzt hätt' ich aber auch eine Bitt': Wollen S' mir nicht vielleicht einen französischen Spruch recht groß auf den Pappendeckel da schreiben und mit einem scharfen Messer ausschneiden? Ich hab' auch schon rotes Seidenpapier. Denn sehen S', ich möcht' halt heut abend auch ein Transpirent vors Fenster stellen, wenn die ganze Stadt illumeniert wird."

„Was für einen Spruch, werte Frau?"

Sie kramte in ihrer Rocktasche und zog ein zerknittertes Papier heraus. „Ich hab' mir's aufschreiben lassen von einem, der gut französisch kann. Denn französisch muß der Spruch doch sein, sonst versteht ihn der Kaiser nicht."

Karl Frey nahm das Papier und las: Vive le grand Napoléon, génie de l'Europe!

Er besann sich. Dann sagte er: „Geben Sie mir, ich will Ihnen den Gefallen tun."

„Das ist brav von Ihnen. Und mit dem andern Herrn müssen Sie sich aber auch wieder vertragen. Wär' ja eine Schand, grad heut, wo alles nur so schwimmt in Freud'. Und der andere ist ja doch auch so ein lieber, guter Mensch. Und ich kann mir gar nicht denken, was Sie gegen das Eichenlaub haben."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Karl Frey saß vor dem Pappendeckel, zeichnete mit der Bleifeder die großen Buchstaben vor — Vive le grand Napoléon — schnitt sie aus und klebte das rote Seidenpapier dahinter.

‚In unserm Falle kommt das Satyrspiel vor der Tragödie,' flüsterte er. ‚Jawohl, du sollst leben immer und ewiglich — in der Verachtung aller Deutschen. Le grand Napoléon —

der du Schandtaten aufgetürmt hast bis zum Himmel empor und von ihrer schwindelnden Höhe herab eine Welt kommandierst.'

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Er ging hinaus und gab der Frau sein Kunstwerk, und wie vorhin den grünen Frack des Studenten, so bewunderte sie jetzt die Buchstaben. Er mußte mit ihr in die Küche kommen. Dort stellte sie das Transparent auf, steckte die Kerzen dahinter und zündete sie an. Dann schloß sie die Fensterläden, und blutrot leuchtete es im Dunkeln: Vive le grand Napoléon, génie de l'Europe!

Der fremde Student hatte sich an die geschlossene Türe gelehnt und stand mit gekreuzten Armen. Er konnte die Augen nicht wenden von dem blutroten Spruch. Und seine Lippen flüsterten: „Omen accipio."

„Jawohl, das haben Sie schön gemacht, und ich dank' Ihnen gehorsamst für die Gefälligkeit. Werd' mich schon erkenntlich beweisen. Aber jetzt gehen Sie doch auch hinunter auf die Straße und schauen sich den Einzug an?"

„Das kann ich ebensogut vom Fenster aus. Ich fühle mich nicht wohl und bleibe lieber zu Hause."

„Hab' ich mir's doch gleich gedacht!" Sie löschte die Lichter aus und öffnete die Fensterläden. Dann stellte sie sich mit gefalteten Händen vor ihren Studenten und betrachtete ihn aufmerksam. „Freilich sieht man's Ihnen an. Ganz schlecht sehen Sie aus. Blaue Ränder haben S' unter den Augen."

Er lächelte mitleidig auf sie herab. „Deswegen will ich mir auch den Einzug vom Fenster aus betrachten."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Er hatte seine Türe gesperrt. Er bohrte acht Löcher, zwei in jeden Türstock zur Rechten und Linken des Türflügels, vier in den Türflügel, den vier andern entsprechend. Und

in die vorgebohrten Löcher trieb er Schraubenhaken, die er gegenseitig mit starkem Draht vielfach umwand. Alles tat er behutsam und möglichst geräuschlos. Dann rückte er den Kleiderkasten heran und vor den Kleiderkasten die Kommode.—

Noch einmal musterte er seine geringen Habseligkeiten Stück für Stück. Dann setzte er sich mit einem Päckchen Briefe mitten ins Zimmer auf einen Stuhl und begann zu lesen. Und etliche las er zweimal und dreimal. Dann zog er den Stuhl an den Ofen und machte das Türchen auf.

Da klopfte die Hausfrau. „Ich will jetzt auch hinuntergehen, Herr Schmidt. Also ist die ganze Wohnung leer. Und sperren S' fein Ihr Zimmer ab, wenn S' fort wollen."

„Viel Vergnügen!" rief der Mann am Ofen und machte Feuer.

Immer bevor er einen Brief an den Kienspan hielt, küßte er ihn noch inbrünstig. Dann ließ er ihn aufflammen und warf ihn ins Ofenloch. Und genau untersuchte er jedesmal, ob auch das Papier gänzlich verkohlt war.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Näher und näher rückte die Stunde, in der das große Theater seinen Anfang nehmen sollte. Und schon zog truppweise das Volk auf den Schauplatz, seine altüberkommenen Pflichten zu erfüllen.

Was wäre der Ton der Stimme, wenn die Luft fehlte, sie fortzutragen auf ihren Wellen? Was wäre Schönheit, wenn es keine Augen gäbe, in denen sie sich zu spiegeln vermag? Und was wäre die Vornehmheit, die auf Rossen einherreitet, in Wagen einherrollt, funkelnd von glühenden Steinen und gleißendem Golde — was wäre sie einsam auf leerer Straße, ohne die tausendfältige Geringheit, die ihr demütig und neidvoll und, ach, so einfältig den Weg säumt, sich bückt und gierig sich nährt von der vorüberziehenden Pracht?

Den sie hier erwarteten, der verachtete jeden einzelnen der Gaffer und Schreier wie den Käfer, den man mit der Stiefelspitze aus dem Weg wirft oder auch unter der Sohle zertritt. Aber dennoch lauschte er allerorten ängstlich, ob das Geschrei auch machtvoll ertönte in den verhaßten deutschen Lauten, und spähte verstohlen herab, ob denn auch die wegverzierende Borte breit genug war.

Die Bewohner dieser Stadt hatten getan, was in ihren Kräften stand. Von den Dächern wehten lange, bunte Fahnen, von Giebel zu Giebel waren Laubgewinde geschlungen, aus den Fenstern hingen leuchtende Teppiche, die Häuser entlang zitterten demütige Birkenbäumchen. Abgeschnittenes Gras lag auf dem Pflaster, dessen Löcher ausgefüllt waren mit gelbem Sande. Und die Leute selber hatten sich allesamt auf die Beine gemacht, den Herrn ihres Herrn zu begrüßen.

Karl Frey stemmte die Fäuste auf den Fenstersims und spähte hinab. Er sah die langen Züge derer, die dem Kaiser entgegenwallten bis vor die Stadt hinaus: die berittene Kaufmannschaft in ihren schönen Uniformen, das Bürgermilitär — Leute mit starken Bäuchen und weinfrohen Gesichtern —, die Studentenschaft in ihren grünen Fräcken, weißgekleidete Mädchen. Er beobachtete, wie die Menschenborte auf den Bürgersteigen breiter und breiter wurde, und wie allgemach die Tausende zum Stehen kamen; wie die Fahrstraße sich leerte unter den gebieterischen Rufen der berittenen Gendarmen. Er beobachtete genau — denn er hatte ja Zeit.

Dann ging er an den Tisch, nahm einen Wollwulst aus der Schüssel, die mit Weingeist gefüllt war, und band ihn um den Hals. Er war nun fast anzusehen wie jene Franzosen des Jahres 1796, jene Banden Jourdans, die mit goldstrotzenden Halswülsten durch das Frankenland gezogen waren.

Er trat ans Fenster. Ein Kanonenschuß donnerte von der Festung über die Stadt. Alle Köpfe reckten sich, und alle Augen blickten die Straße hinauf.

Und einer sagte es dem andern: ‚Jetzt ist er in den Burgfrieden gefahren.‘

Burgfrieden! War auch dem düstern Manne dort oben das Wort durchs Gehirn gezuckt? Nun ist er im Burgfrieden. Höhnisch verzog er das Gesicht, trat zurück und ließ den Vorhang herab, ging an den Tisch und streichelte die gespannte Büchse, die auf der Platte lag, quer auf der Platte, zum Greifen bereit.

Halblaut sprach er vor sich hin:

> Ob ich untergehe? Das mag sein.
> Daß mein Volk bestehe, kümmert mich allein.

Und immer wieder sagte er sich den Spruch. —

Von unten herauf drang das Summen der erregten Menge — das Summen, mit dem die Neugierde dem Schauspiel entgegenwartete. Von Zeit zu Zeit donnerte ein Kanonenschlag über die Dächer.

Wieder und wieder streichelte Karl Frey die Waffe. Dann trat er ans Fenster.

Weit hinauf konnte er die Straße überschauen, die saubere, sandbestreute, menschenbesäumte Straße.

Pferdegetrappel erklang. In zwei tiefen Reihen ritten Gendarmen heran. Und noch enger drückten sich die Menschenmassen zur Rechten und zur Linken an die Häuser.

Um die Ecke toste der Lärm der türkischen Musik. Auf Schimmeln kam die glitzernde, funkelnde Bande.

Karl Frey nahm das Gewehr vom Tische und ging wieder ans Fenster. Er ging mit vorgestrecktem Kopfe, mit eingezogenen Schultern, auf den Zehen, wie ein Jäger, der dem Wild seitwärts entgegenpirscht. Er hätte es nicht nötig gehabt; denn die Musik erfüllte mit Pfeifen und

Schmettern, mit Klirren und Quieken und Pumpern die Luft.

Karl Frey streckte den Kopf hinter dem Vorhange heraus — einer von den zahllosen Neugierigen, die alle Fenster und Lucken bis unter die Dächer besetzt hielten.

Näher und näher kamen die Musikanten. Hinter ihnen aber zogen auf nickenden, tanzenden Rossen die Leibwächter in goldfunkelnden Uniformen. Und das Volk stand und nahm den Ruf auf, der um die Ecke heranbrauste, und schrie tausendfach Vivat. Ein Kanonenschlag dröhnte über die Dächer und verschlang für ein paar Sekunden den Lärm der Türkenmusik — aber die Musik rang sich sogleich wieder siegreich empor, und das Brüllen der Männer, das Kreischen der Weiber, das grillende Rufen der Kinder vereinigte sich mit dem Quieken und Tuten und Schmettern der Metallbecken, Trompeten und Pfeifen zu einem ohrenbetäubenden, sinnverwirrenden Getöse.

Karl Frey warf einen Blick seitwärts auf das Nachttischchen, wo eine Weingeistflamme blaurötlich flackerte. Dann machte er sich bereit.

Er faßte die offene Reisekutsche ins Auge, die von sechs Rossen gezogen langsam heranrollte. Er sah den kleinen Mann in den weißen Kissen, er sah nur ihn allein.

Das Volk schrie, die Glocken läuteten, die Musik tobte, Hüte winkten dem Kaiser entgegen, Tücher flatterten — und der finstere Mensch hinter dem Vorhange hob den Kolben der Büchse an den Backen.

Ein Kanonenschuß dröhnte über die Dächer, und aus dem Fenster hoch über der Straße stieg eine kleine Rauchwolke zum Himmel empor. Niemand hörte den Gewehrschuß, der verschlungen wurde vom Freudengebrüll der Kanone. Nur das Pferd zur Rechten am Wagenschlage sank in die Hinterhand, und ein Goldbetreßter sprang auf das Pflaster.

Mit unbewegtem Gesichte saß der Kaiser im Wagen, und die sechs Pferde zogen ihn gleichmäßig, ohne anzuhalten, dem Schloß entgegen. Das Pferd eines Offiziers war gestürzt. Was hatte das zu sagen? Der Kaiser wandte den Kopf nicht.

Freilich, was sickert dort von der rechten Flanke des Pferdes rot über das weiße Fell?

Das hast du gut gemacht, Herr Offizier. Du hast den Mantel zur rechten Zeit über die blutende Wunde geworfen.

Das Volk brüllt, die Musik schmettert, die Kanonen donnern, die Glocken dröhnen, und majestätisch rollt der Wagen über das duftende Gras.

Schleift das verwundete Pferd aus der Triumphstraße in das Seitengäßlein und haltet das Volk zurück. Gebt dem Gaul einen Gnadenschuß hinters Ohr, sowie der Kaiser außer Hörweite ist. Jetzt noch nicht — halt! Erst, wenn wieder ein Kanonenschuß von der Feste erdröhnt. — Wer hat das Pferd angeschossen? Jawohl, aus dem Hause da vorn ist geschossen worden. Der und jener hat den Rauch gesehen, der aus dem dritten Fenster im zweiten Stockwerk emporstieg.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Karl Frey steht mit zusammengebissenen Zähnen inmitten der Stube. Es ist alles umsonst gewesen.

Er reißt sein Hemd vorn über der Brust auseinander und sucht sein Herz. Mit der Rechten ergreift er die Pistole, mit der Linken hebt er das brennende Spirituslämpchen an den weingeistgetränkten Halswulst. Es gilt jetzt kalt überlegen. Ja, das gilt's — und er kann es. Die Flammen müssen über seinem Kopfe zusammenschlagen, während er sich mit der Rechten ins Herz schießt. Denn die Häscher werden kommen, und die Häscher müssen einen toten, einen völlig unkenntlichen Mann finden.

Er steht hochaufgerichtet und lauscht, während seine Lippen Unverständliches murmeln.

Schritte kommen von unten empor. Ein wirres Lächeln verzerrt sein Gesicht. Er freut sich — denn er kann sterben ohne Bedenken.

‚O Konstanze, es ist doch ewig schade, daß alles umsonst war!‘

Sie poltern an die Türe und schreien — „auf!“

‚Ade, ade.‘

Die Flammen schlagen über seinem Kopf zusammen, und der Schuß knallt.

Sie erbrechen die Türe.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Nacht war's. Die Festvorstellung war zu Ende. Karosse auf Karosse rollte vom Theater durch die Straßen, die im Glanze der Festbeleuchtung schwammen. Und die Menge wogte auf und ab zwischen den Häusern.

An einem vornehmen, wappengeschmückten, mit Stuckwerk reich verzierten Hause waren die Fenstergesimse gleich denen aller andern Häuser mit brennenden Lichtern bestellt, und in einem heitern Gemache dieses vornehmen Hauses saß ein junges Mädchen.

Die innern Fensterläden waren geschlossen, die Kerzen auf dem Kronleuchter brannten. Gedämpft tönte von der Straße herauf das langsame Schreiten der feiernden Menge.

Das junge Mädchen saß mit geschlossenen Augen vor dem hohen Spiegel, und das Kammermensch löste ihr das reiche, blonde Haar.

„Gnädigste Baronesse, wollen Sie sich vorstellen, die Tochter des Schullehrers, drüben um die Ecke wohnt sie —“

„Die schöne, große, schwarze Jungfer?“ fragte die Baronesse, öffnete die Augen und blickte durch den Spiegel auf die Sprecherin.

„Groß und schwarz ist sie," sagte diese schnippisch; „aber es ist Geschmacksache, ob man sie auch für eine beauté halten will."

„Und was ist's mit ihr?" fragte die Baronesse und schloß die Augen.

„Sie kann die Zupfgeige spielen und soll nicht übel singen. Sie ist doch auch heute im Chor der Jungfrauen gewesen. Vielleicht haben gnädigste Baronesse sie zu bemerken geruht?"

Diese nickte.

„Und denken Sie nur, gnädigste Baronesse, zu der hat heut abend einer von den Marschällen des Kaisers geschickt. Sie sollte — hi, sie sollte vor ihm spielen und singen."

Die Baronesse öffnete die Augen.

„Und sie hat nicht gewollt. Ich weiß es von einer Freundin, die war dabei. Und jetzt weint die Person den ganzen Abend, jammert, es sei ihr ein Schimpf angetan worden."

Das Kammermensch hielt inne, und mit sanftem Rauschen fuhr der Kamm durch die blonden Haare der Herrin.

Diese regte sich nicht.

„Aber gnädigste Baronesse, ist das nicht sehr affektiert? Es war doch einer der Marschälle des Kaisers!"

„Du kannst nun gehen," sagte die Herrin. „Zuvor aber lösche die Kerzen da droben aus und stelle mir eine brennende Kerze auf den Nachttisch."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Baronesse war ins Bett geschlüpft und lag mit geschlossenen Augen. Noch immer tönte von der Straße herauf das feierliche Schreiten und das Murmeln der gaffenden Menschen.

Die Türe ging; ein Seidenkleid rauschte.

„Sie, ma chère maman?"

„Gute Nacht, meine Liebe."

Das Mädchen breitete die Arme aus und schlang sie um den Nacken der Mutter. „Noch im vollen Staate?"

„Ich habe aus dem Fenster gesehen. Zu schön, diese Illumination. So feierlich, so überaus würdig der großen Persönlichkeit. — Aber nun laß dir auch sagen, ma chère" — sie zog einen Sessel an das Bette und setzte sich — „du hast entzückend ausgesehen."

„Habe ich das?" Die blonde Baronesse lächelte glückselig aus ihrem duftigen Nachthäubchen hervor.

„Und du hast der Kaiserin das Gedicht mit einem Feuer vorgetragen — laß dir gratulieren."

„Ich bin stolz auf Ihre Komplimente, Mama."

„Aber warum hast du es nicht auch noch deutsch gesprochen — so war's doch ausgemacht?"

Die Baronesse hob den Kopf ein wenig: „O Mama, das hätte ich wahrhaftig nicht mehr zuwege gebracht. Deutsch? Ach, wer hätte da noch deutsch hören können? Wäre das nicht beleidigend — jawohl, geradezu beleidigend gewesen?"

„Ei, die Kaiserin ist ja doch immerhin von Geburt eine deutsche Prinzessin?"

„Aber jetzt Kaiserin der Franzosen!"

„Nun ja, da hast du recht. Aber willst du hören, wie sich der Stadtkommandant geäußert hat — vorhin im Theater?"

Wieder hob das Fräulein den Kopf.

„Man habe dich allgemein für eine geborene Französin gehalten."

„Himmlisch, ma chère maman!" Sie sank in das Kissen zurück und blickte mit großen Augen empor an die Decke, wo pausbackige Amoretten zappelten und aus goldenen Füllhörnern brennrote Rosen herabstreuten.

„Und nun lassen Sie sich erzählen, ma chère maman: Ich habe eine Brosche von Ihrer Majestät erhalten."

„Das erste Wort, mein Kind."

Sie zog den Arm unter der Decke hervor und hielt der Mutter die geöffnete Hand hin. „Wie ein Kind am Weih-

nachtstage habe ich das Kleinod mit mir ins Bett genommen."

Die Baronin besah sich eingehend die blitzenden Steine und die schöne Fassung. „Das ist ein kostbares Geschenk."

Die Tochter nahm das Kleinod und barg es unter der Decke.

„Ich bin auch selig, Mama. Aber in den siebten Himmel ward ich gehoben, als mir der Kaiser die Hand bot."

„Ich habe es gesehen, und viele Gesichter sind gelb geworden vor Neid."

Die Baronesse sah verzückt zur Zimmerdecke empor, wo die Amoretten ihre Blumen streuten aus goldenen Hörnern. „Ich gäbe ein Jahr meines Lebens darum," flüsterte sie, „und das Schicksal hat mir's umsonst geschenkt. Noch als Greisin werde ich von diesem Tag erzählen. Es war mir, als rieselte etwas von der Majestät herüber in mich, ja ich fühlte einen elektrischen Strom."

„Kleine Schwärmerin! Aber wie magst du beneidet werden."

„O Mama, daß doch der Himmel seine Waffen segne und ihn zum Herrn mache über Europa — ihn, der es allein von allen verdient!"

Es war stille in dem hohen Zimmer. Nur das feierliche Schreiten der Menge tönte herauf und das Gemurmel der Zahllosen, die sich wie Kinder freuten im Glanze der Lichtlein.

„Haben Sie schon gehört, wie albern sich die Lehrerstochter benommen hat?" fragte die Baronesse nach einer Weile.

„Lisette hat auch mir die Geschichte erzählt," lächelte die Mutter.

„Und was sagen Sie dazu?"

„Nun, sie dachte offenbar weiter," meinte die Alte vorsichtig.

„Ich weiß nicht, ob ich weiter dächte in solchem Falle," sagte die Baronesse.

„O wie, meine Teuere?" Die Alte sah entsetzt aus.

„Natürlich nicht, wenn nur ein Marschall von Frankreich zu mir schickte!" sprach die Tochter und zog das Näschen hinauf.

„Ei, das dächt' ich auch," sagte die Alte erleichtert.

Das Mädchen blickte starr empor zur Decke, wo die Amoretten tanzten und glühende Rosen streuten aus goldenen Hörnern. Dann wiederholte es: „Natürlich nicht, wenn nur des Kaisers Marschall nach mir schickte. Natürlich nicht."

Die Alte stand auf und legte die runzelige Hand auf die Stirne der Tochter: „Du glühst, meine Teuere, schlaf süß."

„Ich verzehre mich in Reue, ma chère maman."

„In Reue?"

„Ich habe ihn kaum angesehen, den göttlichen Kaiser."

„Und bist ihm doch so nahe unter den Augen gestanden?"

„Es war mir, als sollte ich in die Sonne schauen. Und — ach — wer vermag das?"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie lag und hatte die Hände um das Kleinod der Kaiserin gefaltet. Noch lange tönte das feierliche Schreiten herauf. Und noch lange währte es, bis die Lichter auf den Fenstersimsen erloschen.

*

Unter den hellen Fenstern des Schlosses, auf dem weiten Platze, stand Kopf an Kopf das Volk und wartete, ob er vielleicht die Gnade hätte, sich noch einmal zu zeigen.

Droben aber, in einem der hundert und hundert Gemächer des Schlosses, stand er, dem alle die Lichter leuchteten, dem alle die Neugierde galt.

Er stand mit gekreuzten Armen inmitten des lichterfüllten

Gemaches auf dem glänzenden Parkett. Im weiten Abstande von ihm aber wartete ein hochgewachsener General in goldstrotzender Uniform.

Der Herrscher war zornig. Er hatte es wohl gesehen, als das Pferd an seinem Wagenschlage in die Hinterhand sank, er hatte den Rauch bemerkt. Jetzt verlangte er Rechenschaft.

In barschem Tone stieß er die Fragen heraus; gemessen und wohl überlegt folgte die Antwort des Goldstrotzenden.

„Das Gesicht ist unkenntlich, Sire, es ist nahezu verkohlt."

„Aber man hat gezeichnete Wäsche gefunden?"

„Nichts von alledem, Sire. Wir haben seine Habseligkeiten hin und her gewendet. Er hatte jede Spur vernichtet, ja er hatte sogar das Zeichen des Büchsenmachers aus Gewehr und Pistole gefeilt."

„Also ein wohlüberlegter Anschlag!"

„Ich wollte Eurer Majestät gerne widersprechen."

„Die Tat eines Wahnsinnigen!" fuhr der kleine Mann auf und sah drohend auf den General.

„Unzweifelhaft die Tat eines Wahnsinnigen, Sire."

Der kleine Mann ließ die Arme sinken und begann auf und ab zu gehen. Er kam nahe an den Seidenvorhang des Fensters. Da erkannte die Menge drunten seinen Schatten und begann Vivat zu brüllen.

Ein verächtliches Lächeln zuckte über das bleiche Gesicht des Kleinen. Unbewegt stand der Große in dienstlicher Haltung und wartete.

Da blieb der Kleine hart vor dem Großen stehen und sah zu ihm empor. „Er hatte alles wohl überlegt. Kann er dann wahnsinnig gewesen sein?"

„Ich nehme als bestimmt an, er ist wahnsinnig gewesen, Sire."

„Diesen Deutschen ist alles zuzutrauen. Sie haben mir

meine besten Soldaten gegeben — es ist nicht ausgeschlossen, daß sie mir auch eines Tages meinen Mörder liefern."

„Eure Majestät leben im Schutze Ihres großen Schicksals," bemerkte der Goldstrotzende.

Der Kleine stand mit gekreuzten Armen hart vor dem Großen, und dieser hielt den Atem an in seiner furchtbaren Nähe. Mit gesenktem Haupte, als spräche er zu sich selbst, sagte der Kleine: „Ich kann es ihnen gar nicht übelnehmen, daß sie mich hassen, diese Deutschen."

Nach einer Weile flüsterte der Große: „Eure Majestät haben auch diesem Volke unauslöschliche Wohltaten erwiesen."

Der Kaiser sah spöttisch lächelnd zu ihm hinauf, wandte sich und ging zurück in die Mitte des Saales. Nun standen die beiden wieder wie zu Anfang des Gespräches.

„Die Verhältnisse der Vermieterin sind untersucht?"

„Eine harmlose Frau mit bestem Leumunde, die seit achtzehn Jahren zwei Zimmer an zwei Studenten der hiesigen Hochschule vermietet."

„Ich habe gute Lust, diese Hochschule aufzuheben," sagte der Kaiser. „Aber nein, in den Hochschulen liegt die Gefahr nicht. Sie liegt in den Landsmannschaften. Ich werde die Landsmannschaften vernichten. Wo liegt seine Leiche?"

„Noch in der Stube, Sire, an derselben Stelle, wo er zusammengestürzt ist. Das Haus ist polizeilich gesperrt."

„Wer weiß von der Tat?"

„Ich, mein verlässiger deutscher Reitknecht und zwei Polizisten, denen ich sofort Schweigen bei Todesstrafe auferlegt habe. Außer uns hat niemand das Zimmer betreten."

„Ich habe mich doch alles Bösen von diesen Deutschen zu versehen," sagte der Kaiser, als könnte er über den Gedanken nicht Herr werden.

„Die Tat eines einzigen Wahnsinnigen," bemerkte der General nach langer Zeit, und seine Worte hallten in dem

großen Raume. „Wollen sich Eure Majestät des spontanen Enthusiasmus erinnern, den heute die Bevölkerung dieser Stadt an den Tag gelegt hat!“

„Man muß sich hüten, das böse Beispiel bekannt werden zu lassen. Man vernichte den Kadaver des Narren. Was ist mit Ihrem Pferde geschehen, General?“

„Es ist unter meinen Augen auf dem Schindanger verscharrt worden. Außer mir und dem Reitknecht weiß niemand, daß es angeschossen war.“

„Wird der Reitknecht schweigen?“

„Ich verbürge mich für seine Treue, Sire; er ist ein Deutscher.“

„Er ist ein Deutscher,“ wiederholte der Kaiser nachdenklich. „Also lassen Sie heute noch mit Hilfe der zwei Polizisten den Kadaver des Verbrechers neben dem Pferde verscharren.“

„Wie Eure Majestät befehlen.“

„Noch heute nacht!“

„Es wird unter meinen Augen geschehen.“

Der Kaiser sagte grollend: „Noch stehe ich fest. Noch ist mir das Schicksal günstig. Aber schon schlagen die Flammen aus dem Boden heraus. Wohlan — ich will sie zertreten, solange ich die Macht habe. Niemand wird laut sprechen von diesem Vorfalle. Die Zunge kann ich keinem fesseln. Mögen sie flüstern. Aber sprechen sollen sie nicht. Und Sie sorgen dafür, General.“

„Wie Eure Majestät befehlen.“

Mit gekreuzten Armen stand der Kaiser und starrte auf den glänzenden Fußboden: „Ich glaube, die Franzosen zu kennen und nicht minder die Italiener und die Spanier. Diese Deutschen aber — ich werde sie niemals zu Ende kennen lernen. Es hat mir von jeher die geringste Mühe gemacht, sie zu beherrschen, und doch schläft in dieser Nation

etwas, das meiner Berechnung spottet. Sie haben heute auch an Staps gedacht, General, und Sie denken in diesem Augenblick an ihn — wie ich."

„Das kann und will ich nicht leugnen, Sire."

„Und wissen Sie noch, was mir jener Mensch damals ins Gesicht gesagt hat?"

„Ich erinnere mich, daß jener Wahnsinnige manches gesagt hat," erwiderte der General vorsichtig.

Der Kaiser lachte leise auf. „Wahnsinnig? Aber wissen Sie wirklich nicht mehr, was er gesagt hat?"

„Es war ein langes Verhör, Sire."

„Jawohl, ein langes Verhör," wiederholte der Kaiser. Und wieder begann er auf und ab zu gehen. Und wieder kam er in die Nähe des Vorhanges. Sein Schatten glitt über die gelbe Seide, und wieder brach das Volk in Vivatrufe aus.

„Wie eine tausendköpfige Bestie, die auf der Lauer liegt, bis er sich zeigt!" rief der Kaiser verächtlich und zog sich in die Mitte des Saales zurück. „Aber ich will nun Ihrem Gedächtnis helfen, und merken Sie sich, solche Worte darf man nicht vergessen, auch wenn sie aus dem Munde eines Irrsinnigen gekommen sind. Es ist nun dritthalbe Jahre her, da ist er vor mir gestanden, der blutjunge Deutsche, der eines Pfarrers Sohn war und eine Braut hatte. Und ich sehe ihn noch, wie ihm der Arzt den Puls fühlt. Corvisart hat ihm den Puls gefühlt. Wissen Sie noch?"

„Wie sollte ich nicht wissen, Majestät?"

„Nun also, erzählen Sie doch!"

„Staps, jawohl Sire, Staps fragte den Arzt: Nicht wahr, mein Herr, ich bin nicht krank?"

„Und Corvisart?"

„Und Corvisart erklärte, dieser junge Mann befindet sich wohl."

„Ganz recht," nickte der Allgewaltige unter dem strahlenden Kronleuchter. „Und nun, General, werden Sie sich auch seines letzten Wortes erinnern?"

„Eure Majestät verzeihen allergnädigst — mein Gedächtnis läßt mich im Stich."

„Sie wissen so gut wie ich, daß er gesagt hat —." Der Kaiser lächelte höhnisch herüber auf den Goldstrotzenden, der bleich und regungslos auf dem spiegelnden Parkett stand. Der Kaiser lächelte, weidete sich an seiner Verlegenheit und vollendete: „Sie zu töten ist kein Verbrechen, es ist Pflicht."

„Ich erinnere mich," flüsterte der General.

Der Kaiser lächelte. „Und ich vermute, es gibt viele Stapse in dieser Nation, die also denken. Aber —" und nun stand er wieder mit hocherhobenem Haupte — „ich und das Schicksal wollen diese deutschen Stapse vernichten."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Nacht war's, stille, sternenlose Nacht. In Dunkelheit lag die Stadt. Scharfer Geruch verwelkenden Grases erfüllte die Straßen, durch die der Kaiser zum Schlosse gezogen war. Schlaff hingen die Fahnen, farblose Tücher, von den Dächern herab.

Ein zweiräderiger Karren hielt vor dem Hause. Ein Mann stand bei dem Pferde, zwei Männer kamen mit schweren Schritten aus dem Hausflur, schleppten den Leichnam, in ein Tuch gehüllt, und legten ihn auf den Karren. Kein Licht leuchtete ihrem Tun, kein Wort begleitete ihre Arbeit.

Und nun rollte der zweiräderige Karren über das verwelkte Gras unter den schlaffen Fahnentüchern dahin. Dumpf klang der Hufschlag des schweren, langsam schreitenden Rosses, dumpf rollten die Räder. Aber zuweilen schlug doch ein Hufeisen an einen Stein, und dann tönte es hell und laut. Rechts und links vom Karren schritten die zwei Polizisten. Weit hinten folgte im dunkeln Mantel eine hohe Gestalt. —

Karl Frey, du hattest dich grausam geirrt. So leicht soll die Erlösung nicht gelingen. Dieser Mann ist fest gegen Hieb, Stich und Schuß. Dein Weg und sein Weg haben sich für immer gegabelt. Deine Gebeine werden modern, und er wird stehen, fest und hoch — daß sich an ihm aufbäume die Kraft deines Volkes, immer wieder aufbäume und mit hunderttausend Armen herbeiziehe, was endlich genüge zum weithin sichtbaren Sturz und Fall seines Bedrückers.

Karl Frey, du bist umsonst zum Meuchler geworden. Helden sollen den Feind zu Boden ringen — Helden, Brust gegen Brust, kein wahnwitziger Meuchler, Karl Frey.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Im fernen Städtchen aber wartete die Einzige, die von seiner letzten Reise Kenntnis hatte. Sie wartete von Woche zu Woche. Oft saß sie untätig im Gartenhaus über der Mauer und blickte die Landstraße entlang in die blauduftige Ferne, wo er damals, nach herzbrechendem Abschied, verschwunden war. Und oft war ihr zu Mute, als müßte sie mit ihrem brennenden Leid jetzt schon zum Vater laufen, sich auf ihre Knie stürzen und ihm bekennen: Ich weiß ja nicht, wohin es ihn getrieben hat, aber ich ahne es wohl. — Doch nein, nicht einmal das war ihr erlaubt. Sie hatte sich den Schwur abringen lassen, ihre Lippen waren verschlossen, sie mußte allein tragen, was sie kaum mehr zu tragen vermochte.

Die Tage kamen und gingen, eine Woche um die andere entglitt.

Die roten Büschelbeeren leuchteten aus dem dunkelgrünen Laub der Eberesche auf die weiße Heerstraße herunter — drei Monate waren vergangen. Er war nicht mehr zurückgekehrt aus der blauduftigen Ferne.

Sie aber kniete nun in der stillen Stube neben dem

Arbeitsstuhle des Vaters. Ihre Wangen waren bleich und schmal, ihre Augen trübe vom vielen, vielen Weinen.

Aber tränenlos blickte sie empor in sein gütiges Antlitz.

„Du armes, armes Kind, warum willst du dich denn nicht aussprechen?"

Sie schüttelte den Kopf.

Grollend sagte der gealterte Mann: „Du bist ihm willenlos ergeben und verpflichtet; er zerstört deine Jugend."

„Nur noch zum Schweigen verpflichtet, mein Vater. Heute mittag sind's drei Monate gewesen. Ich darf's nun sagen: er ist tot."

Der Vater atmete tief auf, faltete die Hände und blickte nach oben.

7. Auf Ehre

Graf und Gräfin waren scharmant und gnädig gegen ihn. Schon während des Essens. Dann aber besonders, als man im Arbeitszimmer des Grafen zu dritt beim Kaffee saß. Gerhards Augen leuchteten, als er mit beredten Worten die Vorzüge seiner Gesellschaft ins rechte Licht setzte, und Freundschaft, Tapferkeit und Tugend als den granitenen Unterbau ihres stolzen Gebäudes pries. Graf und Gräfin waren schließlich selbst geneigt, den Eintritt ihres einzigen Sohnes gerade in diese Gesellschaft für ein besonderes Glück zu erachten.

„Sie wissen, daß Ihren unvergeßlichen Vater und mich vorzeiten das gleiche Ordenskreuz geschmückt hat und zwar auf derselben Hochschule, die nun unser Johann beziehen soll?" fragte der Graf nicht ohne Rührung.

Gerhard wußte es.

„Und ich höre, daß die Gesellschaften so manches beseitigt haben, was einem Edelmanne nicht gefallen könnte. So machte sich früher in den Orden ein gewisses Jakobinertum breit. Es gab Leute, die alles, was Landesherr hieß, mit den unflätigsten Ausdrücken belegten."

Gerhard beeilte sich, zu versichern, daß jeder honorige Bursche mit wahrer Andacht die Strophe des Gaudeamus singe, die den Landesherrn feiert.

Damit war das Examen beendet.

Anders aber verlief eine Unterredung unter vier Augen, zu der die greise Gräfin-Witwe den Burschen in ihr Zimmer entbot.

Diese Dame mit den guten und doch so durchdringenden Augen hatte eine unbehagliche Art, den Dingen auf den Grund zu gehen. Mit gefalteten Händen saß sie ihm gegen-

über und hörte seine Lobreden an. Zwischenhinein aber fuhr sie immer wieder mit irgend einer Frage, die man unmöglich aus dem Handgelenk beantworten konnte. Und als er ihr endlich den stolzen Wahlspruch der Franken — Gloria virtutis comes — übersetzte und die virtus in ihrer Doppelbedeutung als Tapferkeit und Tugend von allen Seiten funkeln ließ, machte das nicht den geringsten Eindruck auf die Greisin. Dann aber kam etwas so Feierliches, daß ihn der Gedanke daran noch lange bedrückte. Die Gräfin erhob sich, und ehe er aufspringen konnte, stand sie neben ihm, legte ihre Hände auf seine Schultern und beugte sich auf ihn herab. Er mußte ihr stille halten in unbehaglicher Nähe und blickte befangen in die klaren Augen, die über ihm leuchteten. Sie aber sprach langsam auf ihn herab: „Lieber Gerhard, ich binde Ihnen meinen Enkelsohn in Ihr Gewissen. Was ein honoriger Bursche ist, das weiß ich nicht. Kümmert mich auch weiter nicht viel. Mein Enkelsohn aber ist der Letzte unseres uralten Hauses, und ich will, daß er fromm bleibt. Alles andere macht sich dann wohl von selbst."

Er zuckte unwillkürlich mit den Schultern. Da zog sie die Hände von ihm ab, trat zurück und sah ihn fragend an.

Er schnellte empor: „Ich weiß ja nicht — ich glaube, daß ich selber nicht fromm bin, so wie Euere hochgräfliche Exzellenz es meinen."

Sie stand mit gefalteten Händen, blickte ihn unsäglich liebevoll an und sagte nichts andres als: „Ich binde meinen Enkelsohn in Ihr Gewissen — hören Sie? — in Ihr Gewissen."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

So fuhr er am andern Morgen in sein drittes Semester. Diesmal saß er nicht im Postwagen, sondern in den weichen Kissen des schweren gräflichen Reisewagens. Neben ihm

der hochaufgeschossene, schmächtige Grafensohn, der sich nicht genug tun konnte mit Fragen und helläugig den Herrlichkeiten des Studentenlebens entgegenlachte. Gerhard antwortete ihm mit der Überlegenheit des Wissenden, und seine Auskünfte waren ganz dazu geeignet, den Krassen zu hochgespannten Erwartungen aufzuregen. Der Bursche aber konnte während der ganzen Fahrt die peinliche Empfindung nicht loswerden: der ist dir nun in dein Gewissen gebunden.

— — — — — — — — — — — — — — — —

An diesem Tage feierte Minette von Brocken Hochzeit. Für den Frühling war das Fest bestimmt gewesen — jetzt war es Herbst geworden.

Der Vater hatte die ganze Nachbarschaft eingeladen. Auch die Gebrüder Eysen.

Nacht war's, nahezu Mitternacht, und seit dem frühen Nachmittag drehten sich die Paare in dem großen, niederen Saale unter der dunkeln Holzdecke.

Da hatte Wolfgang Eysen das große Erlebnis seiner Jugend.

Er saß ermüdet in einer Ecke, lehnte den Kopf an die Standsäule einer marmornen Venus, hatte die Arme gekreuzt und blickte hinein in den Trubel der Tanzenden.

Die Geigen sangen, die Flöten klagten, und flackernd brannten die Wachskerzen auf den Armleuchtern an den Wänden und unter den flimmernden Kristallen des Kronleuchters, der von der Mitte der Decke herabhing.

Dumpfe, schweißgesättigte, vom Geruche verwelkender Blattgewinde erfüllte Luft. Trübe brennende Kerzen, schleifende Paare, die sich drehten in trägem Wirbel.

Dort kam der lange Brocken. Er machte ein höhnisches Gesicht über dem Scheitel der vollen Brünetten, die selig zu ihm hinaufblickte und hingebend mit ihm dahinschwebte. Dort kam ein plumper Landbaron. Der hatte in seinem

Arme eine schlanke Schwarze mit schmalem, schöngeschnittenem Gesicht und dunklen Augen. Ihre weiße Stirne leuchtete, das zarte Rot ihrer Wangen, das tiefe Rot ihrer Lippen lachte, und ihre großen Augen blickten in weite Ferne.

Alle kamen sie an ihm vorüber, und alle sah er deutlich — die Großen und die Kleinen, die Schlanken und die Dicken, wie sie sich langsam drehten unter blinzelnden Lichtern, unter welkenden Blättergewinden.

Und ringsumher an den Wänden saßen die Mütter; scheinbar tonlos bewegten sich ihre Lippen.

Leiser wurde die Musik, leiser das tanzende Schleifen der Schritte. Im schweren Dunste drehten sich die Menschenleiber, drehten sich langsam im Knäuel.

Er saß regungslos.

Einer von den Tänzern rief ihm ein Scherzwort zu. Er hörte es wie aus weiter Ferne, hörte, aber verstand nicht.

Er sah nur noch das schlanke, schwarze Geschöpf, dessen hohe, weiße Stirne zu ihm herüber leuchtete, dessen dunkle Augen traumverloren ins Leere blickten, das jugendschöne Weib, das in wundervollem Gleichmaße der Bewegung über den Fußboden schwebte.

Da veränderte sich ihr Antlitz.

Er durchlebte Jahre in wenigen Sekunden. Er wollte sich erheben, er wollte abschütteln, was über ihn kam. Er konnte nicht. Er mußte sitzen und schauen, schauen in den schweren Dunst, in den flimmernden, atemraubenden Dunst.

Es war ihm, als lösten sich tanzende Paare, eines nach dem andern, aus dem Knäuel; und er sah doch nur die Eine, die Dunkle, die langsam herankam. Jetzt war sie ganz nahe, und schaudernd sah er die feine Nase scharf hervorwachsen zwischen schlaffen, fahlen Wangen, über einem faltigen Mund.

Dünn und fern klang die Musik, und als er mit An-

strengung die Augen von der Einen wegwandte, da sah er, daß allüberall nur Alte tanzten in den gelichteten Reihen.

Einige müde Paare nach einer wehmütigen Melodie.

Sein Blick irrte hinüber zu den Bänken an den Wänden. Die Bänke waren leer.

Eines nach dem andern erloschen die Lichter.

Fünf Paare tanzten noch. Nein — keine Paare mehr. Die Paare von vorhin waren längst schon zerrissen.

Und dort drehte sich einsam eine hagere Frau mit schneeweißem Scheitel, deren Wangen vorhin geleuchtet hatten im Rote der Jugend.

Er wandte mühsam den Kopf und sah die letzten Musikanten — ihrer drei. Da legte der erste die Geige weg und ging hinaus, dann legte der zweite die Flöte weg und folgte ihm nach. Nur ein Geiger stand noch, ein uralter Mann, mit langem, weißem, wallendem Haar, der spielte einsam weiter — ein dünnes, klagendes Lied.

Die Kerzen an den Wänden waren erloschen, nur die Kerzen des Kronleuchters glühten noch durch den Dunst. Drei Tänzerinnen drehten sich in der Mitte des Saales.

Hörbar, in klingenden Tropfen, rann das Kerzenwachs auf den spiegelnden Boden. Dünn und hoch klang die Geige.

Stärker und stärker fielen die heißen Tropfen und übertönten die Geige.

Es war, als tropfte langsam, sichtbar und hörbar und unentrinnbar die Zeit auf die tanzenden Alten.

Aber nein — was war das nur gewesen? Er hatte wohl mit offenen Augen geschlafen, mit wachen Sinnen geträumt? Seine gekreuzten Arme lösten sich, er hob das Haupt von der Säule der Venus.

Sein Haupt war schwer und schmerzte ihn.

Wie vorher blinkten die Lichter durch den Dunst, der aufstieg aus den tanzenden Leibern; die Geigen sangen, die

Pfeifen quietten, und auf den Bänken saßen die Mütter und bewegten rastlos die Lippen.

Drüben unter dem Kronleuchter stand die Schöne; ihre roten Lippen lächelten, ihre weiße Stirne leuchtete, ihre dunklen Augen blickten in weite Ferne.

Die Musik verklang, die Paare schritten plaudernd und lachend und nickend im Kreise unter den Lichtern.

Ihm aber graute. Er stand auf. Er kam sich vor wie einer, der auf den untersten Grund des Lebens hinabgeblickt hatte.

Und mit solchen Gedanken im Herzen fuhr er in sein fünftes Semester.

*

Warm leuchtete die Herbstsonne vom wolkenlosen Himmel. Der alte Baum vor den Fenstern der stillen Studierstube war mit Früchten beladen, und von Zeit zu Zeit pochte ein reifer Apfel leise und lockend im Hauche der Frühluft ans Fenster. In tadelloser Weiße glänzte der Fußboden, eng-gedrängt standen ringsum auf hohen, schlichten Gestellen die Bücher. Wer es aber noch nicht wußte, welche Massen von Büchern und Papier man auf drei Tischplatten und zehn Stühle zu legen vermag, der mußte sich hierher in die Stube des Theologieprofessors Ephraim Gotthold begeben, da ward er's inne.

Es sah aus, als wäre der Herr dieser Bude eben erst mit Sack und Pack eingezogen, und der Überfluß seiner Bücherschätze warte, daß er ihn etwa in einem Nebenraum auf besonderen Gestellen verstaue. Und er hauste nun doch schon seit einem halben Menschenalter in diesem Gelasse. Wenn ihn aber einer seiner Besucher verwundert fragte, ob er denn in solchem Wirrwarr von Büchern, Heften, Skripten und Zetteln noch irgend etwas zu finden vermöge, dann antwortete er mit kindlicher Heiterkeit: Er sei dazu sehr wohl

imstande; nur dürfe niemals eine fremde Hand die nur ihm bekannte Ordnung der fünfzehnjährigen, gleichsam organisch gewachsenen Schichten stören. Und als fremd bezeichnete er sogar die kleine Hand seiner lieben Frau.

Zu arbeiten pflegte er an einem Tische, der inmitten der großen Stube, weit genug von den Fenstern entfernt stand. Denn vor Zugluft graute ihm über die Maßen. Mit Unbehagen beobachtete er schon eine offene Schranktüre, ein offenes Fenster verursachte ihm Angstgefühle.

In seinem Allerheiligsten hätte er ja keine Zugluft zu fürchten gehabt; denn dort blieben auch zur Sommerszeit die Doppelfenster eingehängt, und ihre Fugen waren mit Streifen starken Papiers verklebt. Aber trotzdem — gut ist gut, besser ist besser: der Arbeitstisch hatte seinen Platz inmitten der Stube.

Freilich, es roch seltsam in dieser Werkstatt deutscher Wissenschaft. Ja, böse Studenten behaupteten, bei Professor Gotthold rieche es genau wie bei Linus Geier, dem Trödler, der gegenüber in einem engen, ebenerdigen Raume alte Bücher, Kleider und Fechtzeug verkaufte, während daneben, in einem andern Stübchen, sein Weib Käse und Butter feilhielt.

Professor Gotthold saß an diesem sonnigen Morgen über sein Skriptum gebeugt. Aber es war nichts von ihm zu sehen als die Ellbogen, ein Teil des gekrümmten Rückens und dessen Verlängerung nach hinten. Auf dem Tische, vorne, zur Rechten und zur Linken, waren die allerwichtigsten Bücher und Schriften aufgestapelt, das Handwerkszeug, dessen er jederzeit bedurfte. Und so schrieb und dachte und schrieb Gotthold wie all die Jahre her mit eingedrücktem Bauch, mit zusammengezogenen Schultern, gleichsam zur Hälfte eingekrochen in eine — zum Glück noch oben offene — Höhle von Büchern und Schriften, drei Schuh hoch.

Allkräftige Natur, die du dem Staubgeborenen fast unbegrenztes Anpassungsvermögen als bestes Erbteil ins Leben mitgegeben hast. Er haust in hohen Breiten, wo über froststarrender Erde und unabsehbaren Gletschern monatelang die Sonne nicht aufgeht, und leichten Fußes wandelt er unter ihren sengenden Strahlen im Sande an Afrikas Küste — hier wie dort sich freuend des Lebens. Er horstet auf hochgelegener Alm zwischen melodisch bimmelndem Herdenvieh und trinkt eine Luft, in der das Edelweiß mit silbernen Sternchen zum tiefblauen Himmel emporlugt. Und derselbige Mensch atmet als deutscher Professor, lebenslänglich eingesperrt in eine Höhle von Büchern — und freut sich doch auch seines Lebens, fast daß er jodelte vor Vergnügen gleich einem Senn.

Von sechs Uhr bis elf Uhr vormittags herrschte wochaus, wochein die Stille einer ägyptischen Grabkammer in Gottholds Studierstube. Heute aber war Dies, war kollegienfreier Samstag, und ungehindert konnte er bis zum Mittagessen studieren — wenn eben kein Hindernis eintrat.

Aber es kam eines.

Zwischen acht und neun Uhr öffnete sich leise die Türe, und seine liebe Frau trat herein. Das wunderte ihn sehr, und mit rückwärts lauschenden Ohren schrieb er weiter.

Nach einiger Zeit geduldigen Wartens hustete sie.

Unwirsch knisterte seine Feder zur Antwort übers Papier.

„Männle!"

Mit jahrelang geübter Behutsamkeit, anzusehen wie ein großer Krebs, der auf seine natürliche Weise aus dem Uferloche ins Wasser zurückkriecht, zog der Professor seinen Kopf aus der Bücherhöhle und wandte sich der Türe zu. „Rede, dein Knecht höret."

Seine zierliche Gestalt war in einen wattierten Schlafrock gekleidet, ein wollenes Tuch umhüllte seinen Hals, und

seine Füße staken in unförmlichen, pelzgefütterten Schuhen. Aber aus dem dicken Halstuch ragte ein wahrhaft schöner Kopf hervor: Schmal war das glattrasierte Antlitz, unter hochgewölbter Stirne sprang eine feingebogene Nase heraus, lange, graue Locken fielen bis auf den Kragen des Schlafrockes herab. Und das Schönste waren zwei ungewöhnlich große, hellblaue Augen, die unter zartgeschwungenen Brauen verträumt auf die kleine Frau hinübersahen.

„Könnte man sich nur setzen bei dir! Gestern erst habe ich den zehnten Stuhl hereingetragen, heute ist er schon mit den gräßlichen Büchern bedeckt."

„Mit den gräßlichen Büchern?" Er schüttelte bedauernd das Haupt. „Aber Kind, welch ein Ausdruck! Gerade, als wollte die Frau eines Landmannes vom gräßlichen Pflug reden."

Sie war nahe herangekommen: „Männle, kannst du ein wenig aufpassen, nur ein klein wenig? Es handelt sich nämlich um eine ganz wichtige Sache."

Er nickte und sah weltverloren an ihr vorüber. „Ich kann mir's denken, sonst hätte mich meine Liebe doch nicht am frühen Morgen gestört."

„Gewiß nicht," sagte sie eifrig. „Aber ansehen mußt du mich, wenn ich rede, fest ansehen, nicht rechts oder links vorübersehen. Sonst fragst du mich am Ende doch nur — was hast du also eigentlich gemeint?"

Er richtete die großen Kinderaugen fest auf ihr kümmerliches Gesicht und sagte zum zweiten Male: „Rede, dein Knecht höret."

„Männle, schau, wir haben seit drei Monaten keinen Kreuzer Besoldung mehr bekommen."

„Seit drei Monaten?" Er nickte. „Ich erinnere mich; meine Liebe hat sich vor einigen Tagen in ähnlichem Sinne geäußert."

„So?“ Es klang nun fast ärgerlich. „Also hast du damals doch gehört?“ Sie wischte mit spitzem Finger unter beiden Augen weg. Dann aber zwang sie die zuckenden Lippen zu einem trübseligen Lächeln.

Er legte ein Bein übers andere, schlang die gefalteten Hände ums Knie und sagte mit Ruhe: „Ich höre oft, wenn man glaubt, ich höre nicht; und ich höre oft nicht, wenn man glaubt, ich höre.“

„Ephraim!“ Sie wehrte nun den Tränen nicht mehr, die ihr über die verhärmten Wangen tropften. „Man ist uns dreihundert und sechsundachtzig Gulden und zweiundvierzig Kreuzer Besoldung schuldig.“

„Dreihundert und sechsundachtzig?“ Er nickte zerstreut und sah ins Leere. „Ist das viel oder wenig?“ fragte er nach einer Weile und strich sein Kinn.

„Ephraim, sieh mich an!“

Gehorsam richtete er die Augen wieder auf sie.

„Ephraim, um Gottes willen nicht so zerstreut gucken!“ Sie schlug die Hände vors Gesicht und schluchzte.

Erschrocken stand er auf und trat neben sie. Hilflos streichelte er ihre Hände und fuhr liebkosend über ihren Scheitel. „Minchen, vergib mir. Du weißt ja doch, in Geldsachen — liebes Minchen, nicht weinen! — in Geldsachen bin ich halt einmal das reine Kind.“

Sie schluckte: „Freilich ist's viel, entsetzlich viel, Ephraim, wenn man nämlich nur noch acht Kreuzer im Hause hat und der Frau Bürgermeisterin dreißig Gulden schuldig ist und den Schneider und den Schuster und den Metzger seit Monaten nicht mehr bezahlen kann und acht Kinder zu füttern hat und von Tagesgrauen an keinen Schlaf mehr findet vor Sorgen, und wenn man doch das alles nicht gewöhnt ist von Jugend auf und vor Scham in den Erdboden schlupfen möchte. So, jetzt weißt du vielleicht auch,

daß dreihundert und sechsundachtzig Gulden unmenschlich viel Geld sind, du Lieber. — Aber horch und paß auf, was ich dir sage: das Geld ist gekommen."

„Ach!" rief er ganz erleichtert. „Jetzt ist mir aber wahrhaftig ein Stein vom Herzen. Das Geld ist gekommen? Und das hast du mir sagen wollen?"

Sie schüttelte ihn sänftiglich an den Schultern. „Männle, vernünftig sein! Geld ist gekommen, viel Geld, und in der Universitätskasse liegt's."

„Ei, dann hat's ja doch erst recht keine Not mehr," sagte er hocherfreut. „Ich denke, weil der Kassier kein Geld hatte, deshalb hatten wir Dozenten auch keines. Kollega Pieperich äußerte sich wenigstens jüngst in ähnlichem Sinne."

„Der Pieperich?" Die kleine Professorin wurde nun ganz ärgerlich. „Der Pieperich hat eine wohlhabende Frau, der könnte ruhig zuwarten. Aber sie sorgt schon, daß er nirgends zu kurz kommt. Laß mich aus mit dem Pieperich!"

„Pieperich hat diese Äußerung in objektivem Sinne und durchaus kollegialer Gesinnung gemacht," wies der Professor seine Liebe zurecht.

„Männle, nun horch! Rückständiges Geld ist gestern eingelaufen, aber wie gewöhnlich bei weitem nicht alles. Und jetzt handelt sich's darum, daß man sogleich zum Kassier geht. Wer zuerst kommt, der mahlt zuerst. Bis jetzt wissen's nur wenige. Gestern spät abends ist das Geld mit der Post gekommen — soeben ist die Kassierin bei mir gewesen und hat mir einen Wink gegeben."

Der Professor machte ein bedenkliches Gesicht. „Ei, aber da muß ich doch sagen, ich weiß nicht, ob sich dieser Wink eigentlich mit der Amtspflicht ihres Mannes verträgt?"

Die kleine Frau wurde nun ernstlich böse. „Das ist mir ganz, ganz egal. Der Staat ist uns das Geld schuldig, und jetzt weiß ich gottlob, daß Geld da ist." Sie hob die gefalteten

Hände vor sein Gesicht und flehte: „Gelt, Männle, du bist nun lieb, du gehst auf der Stelle zum Kassier und holst unser Geld?"

Er hatte schon das Wolltuch vom Halse gelöst und streifte den Schlafrock ab. „Ich will ja. Um deinetwillen. Obgleich solche Geldsachen — es ist mir so peinlich — es sieht so habgierig aus, es geht mir fast gegen die Ehre — jedenfalls werde ich eine lächerliche Rolle spielen —."

Sie schlug die Hände zusammen: „Wenn du deinen armen Würmern das sauer verdiente Geld holst?" Sie rannte zur Türe und schrie den Gang hinunter: „Luise, Malchen, Johannes, Paulus —!"

Am Ende des Ganges öffnete sich eine Türe, und nun kam's gelaufen und gerannt und getrippelt und — unerhört — des Morgens zwischen acht und neun Uhr standen die Kleinsten im Allerheiligsten des Hauses, drängten sich wie Küchlein um die Henne und sahen den Vater mit großen, scheuen Augen an.

„So, nun könnt ihr wieder gehen," rief die Mutter. Und eilig, wie sie gekommen, rannten und liefen und trippelten sie den Gang zurück.

„Hast du sie gesehen? So, und jetzt sag's noch einmal, daß es dir peinlich ist, daß du dir habgierig vorkommst, wenn du deine Würmer nicht verhungern läßt!"

Gotthold stand mit den Pantoffeln in der Hand: „Meine Stiefel! Ich gehe doch schon, ich gehe doch schon."

Sie brachte ihm Rock, Hut und Stiefel und half mit zitternden Händen.

„Und wieviel Geld soll ich dir also bringen?" fragte er nun schon ganz zuversichtlich.

„Männle, womöglich doch alles."

„Alles? Wieviel hast du gesagt? Zweihundert achtundvierzig? Aber das wäre doch gar zu unbescheiden. Nein, Minchen, das kann ich nicht."

„Dreihundert sechsundachtzig Gulden und zweiundvierzig Kreuzer," sagte sie dringend und setzte sich vor die Höhle des Gelehrten. „Nur ein Stücklein Papier — ich will dir's aufschreiben."

Wie ein Geier schoß er heran. „Mine, weg da, du bringst mir mein Skriptum in Unordnung, weg, sag' ich!"

Aber diesmal gab sie nicht nach. Sie hatte einen Fetzen Papier errafft und schrieb, in die Höhle gezwängt, mit steifen Ziffern 386 Gulden, 42 Kreuzer. Dann goß sie Streusand darauf und kam aus der Höhle heraus.

Er trippelte von einem Beinchen auf das andere und sagte vorwurfsvoll: „Aber, Mine, du verstimmst mich doch sehr."

„Also Ephraim, entweder die volle Summe, oder, wenn es gar nicht anders zu machen ist, wenigstens — hörst du? — allerwenigstens hundert Gulden. Ich aber will einstweilen auf den Knieen beten, daß dir's Gott gelingen lasse."

Er hatte das Papier in der einen, Hut und Stock in der andern Hand und ging zur Türe. Dort aber wandte er sich noch einmal und sagte in verweisendem Tone: „Wegen solcher Kleinigkeiten solltest du doch deinen Gott nicht bemühen, Liebe."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Drunten im Hausflur stand der Pedell. Er hatte die Dienstmütze abgenommen und wischte Schädelplatte und Mützenrand mit einem großen, blauen Schnupftuch.

„Also um zehn Uhr Sitzung," wiederholte der Professor und hielt dem Boten seine geöffnete Dose hin. „Da nehm' Er mal eine Prise."

Der alte Mann schob die Mütze unter den linken Arm und stopfte das Schnupftuch in die Hosentasche. „Mit Verlaub, Herr Professor. Aber fein ganz gewiß nicht vergessen. Wir haben nämlich heute sehr wichtige Sachen zu besprechen."

„I wo, Alterchen, das werd' ich doch nicht vergessen. Wart Er einmal, ich werd' mir einen Knoten in mein Schnupftuch machen."

„Jawohl, Herr Professor, das tun Sie."

Umständlich durchsuchte Gotthold alle seine Taschen. Aber das Schnupftuch wollte sich nicht finden. „Ei, wie ärgerlich, da hat nun meine Liebe wieder einmal mein Schnupftuch vergessen!"

„Wissen Sie was, Herr Professor, ich mach' den Knopf in mein Schnupftuch — so, sehen Sie? Und jetzt leih' ich Ihnen mein Schnupftuch bis um zehn Uhr — es ist ganz frisch, ich hab' mir's erst gestern aus dem Kasten genommen — so — und um zehn Uhr geben Sie mir's wieder zurück."

„Ach, das ist aber sehr freundlich von Ihm."

„Stecken Sie's nur in die hintere Rocktasche — so, Herr Professor."

Sie gingen aus der Haustüre, der Pedell wandte sich ostwärts, der Professor westwärts.

Mit würdigen Schritten strebte der Professor seinem Ziele zu. Das blaue Schnupftuch des Pedells aber hing ungebührlich lang aus seiner hinteren Rocktasche heraus.

Ein Schusterjunge trat in seinen Weg und hielt ihm einen schmierigen Zettel unter die Augen: „'n Gruß von meinem Meister, und er will jetzt auch nimmer warten, soll ich Ihnen sagen."

„Eine Rechnung, lieber Kleiner? Jawohl, ich erinnere mich, daß dein Herr und Meister seine Kunst zur Bekleidung meiner und meiner Hausgenossen Füße schon wiederholt ausgeübt hat. Da geh du nur zu meiner lieben Frau und laß dir das Geld geben."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vom Kirchturme tönten zwei Glockenschläge. Es war halb zehn Uhr. Die Sonne leuchtete auf den Marktplatz, und im

prallen Lichte stand Professor Gotthold vor Kollega Pieperich.

Seit dreiviertel Stunden erörterten sie eine wissenschaftliche Frage und kamen zu keinem Ziele. Vor einer Viertelstunde hatten sie sich zwar auf einer gewissen Grundlage geeinigt, aber seitdem gingen ihre Ansichten wieder hoffnungslos auseinander.

Dazwischen hatte Pieperich einmal gemeint, man könnte sich auch in den Schatten begeben — ein paar Schritte hinüber an die Häuser. Doch Gotthold hatte erwidert, es ziehe hier keineswegs, und die Wärme behage ihm sehr.

Jetzt aber, als es halb zehn Uhr schlug, fuhr Pieperich mit der Hand an seine Stirne: „Herr Kollega, Sie entschuldigen mich, nur wenige Minuten, und ich werde wieder zurück sein."

„Ganz zu Ihrer Verfügung, Herr Kollega. Habe ja bis zur Sitzung nicht das Geringste zu versäumen und werde Sie begleiten."

Pieperichs Äuglein flackerten hin und her. „Ich weiß doch nicht — ich möchte Sie keineswegs bemühen —."

Gotthold lächelte freundlich: „Jawohl, Herr Kollega, weiß schon, Ihre Position ist schwach, und da wollen Sie mir entwischen. Nein, Verehrtester, das gibt's nicht. So —." Er hatte sich in seinen Arm. „So, nun bringen Sie mich nimmer los, bis unsere Frage geklärt ist."

„Wie Sie wollen," murmelte Pieperich verdrossen. Und so zogen sie selbander die Straße entlang. Aber das wissenschaftliche Gespräch wollte nimmer so recht in Fluß kommen, und mit Befremden bemerkte Gotthold, daß der Kollega zerstreute Antworten gab, sich in handgreifliche Widersprüche verwickelte und einen unehrbaren Geschwindschritt anschlug.

Sie kamen zum Rentamt der Universität. Da riß sich Kollega Pieperich los und sprang — immer drei Stufen

auf einmal — die Freitreppe empor. „Nur eine Minute!" rief er unter der Türe zurück.

Mit verlorenen Blicken sah ihm Gotthold nach. Dann legte er die Hände auf den Rücken und begann mit gesenktem Haupte auf und ab zu schreiten.

Ein Kinderstrohhut tauchte neben ihm auf, eine Stimme piepste, ein Händchen reichte ihm ein blaues Schnupftuch hinauf, und von einem vermutlich ganzen Kindergesicht zeigte sich das Kinn und das Mündchen.

„Sie haben da soeben Ihr Sacktuch verloren."

„Ich?" Professor Gotthold sah mit gütigem Lächeln auf das Mägdlein herab und legte freundlich, gleichsam segnend, die Hand auf den Strohhut. „Du irrst, liebe Kleine."

„Nein, gewiß nicht. Soeben ist's aus Ihrer Tasche gefallen."

Professor Gotthold prüfte das Tuch. „Ganz richtig," sagte er hocherfreut, „da ist ja der Knoten. Und nun hast du recht, und ich habe auch recht, wie das im Leben so oft sich ereignet. Das Tuch gehört mir, und es gehört mir auch nicht; denn ich besitze es leihweise. Hast du verstanden?"

Der Strohhut nickte.

„Übrigens danke ich dir. Und wem gehörst nun eigentlich du, mein artiges Kind?"

„Aber Papa!" Das Mägdlein beugte den Kopf zurück und sah ihm schelmisch lachend voll ins Gesicht. „Kennen Sie mich denn nicht mehr, Papa?"

„O, du bist's, Lina?" Der Professor war sehr verwundert. „Ei, das hättest du mir doch sogleich sagen können!"

„Aber Papa!" Die Kleine fand das alles sehr komisch. „Sie kennen uns ja niemals, wenn Sie uns auf der Straße begegnen."

„Daran haben euere großen Hüte schuld," murrte der gelehrte Herr.

Die Kleine hüpfte davon, und Pieperich sprang die Freitreppe herab.

„Ei, schon fertig, Herr Kollega?"

Pieperich sah befriedigt aus. „Zum Glück war mir's noch rechtzeitig eingefallen."

„Darf man fragen, was Sie Wichtiges in diesem Gebäude zu besorgen hatten?"

„Ja, wissen Sie denn nicht, Herr Kollega, gestern ist doch ein Teil des rückständigen Geldes gekommen?" Er klimperte mit den Gulden in seiner Hosentasche. „So habe ich jetzt wenigstens die Hälfte des Gehaltes glücklich erobert."

Da schlug Professor Gotthold die Hände zusammen. Und mit dem kläglichen Rufe „Oh, meine arme Frau!" sprang er die Treppe hinauf.

Atemlos betrat er die Amtsstube.

„Aber Herr Professor, wo bleiben Sie denn solange?" Der kleine Kassaverwalter hatte seine Hornbrille auf die Stirne geschoben und strich kopfschüttelnd sein glattes Gesicht.

„Hoffentlich komme ich nicht zu spät!" keuchte der Gelehrte. „Es ist mir ja — ohnedies — ungemein peinlich — und wäre nicht — meine liebe Frau — gewesen — keine zehn Gäule —"

Der Beamte legte bedauernd den Finger an die Nase. „Aber Herr Professor, in aller Früh hatte ja doch meine Frau —?"

„Ganz richtig, Herr Kassaverwalter. Nichts aber war mir peinlicher, als daß wir die Nachricht auf so wenig legalem Wege in Erfahrung gebracht hatten. Und, wie gesagt, nur auf Bitten meiner lieben Frau habe ich den sauern Gang gemacht. Leider ist mir dann unterwegs Kollega Pieperich begegnet —"

„Ich bedauere unendlich, Herr Professor, aber es ist zu spät. Seit einer Stunde zahle ich aus — soeben hat noch

Herr Professor Pieperich eine Abschlagszahlung bekommen. Jetzt aber muß ich Schluß machen. Fünftausend Gulden bleiben als Reserve in der Kasse, bis heute das Plenum über die Verwendung entschieden hat."

„Ganz richtig, um zehn Uhr ist Sitzung," sagte der Professor, zog das blaue Tuch des Pedells heraus und befühlte den Knoten.

„Je nachdem werden also mit diesen Fünftausend die rückständigen Gehälter ausbezahlt oder sie werden für andere Universitätszwecke verwendet, Herr Professor."

„Das ist aber doch sehr fatal. Was wird meine liebe Frau dazu sagen?" Kleinlaut stopfte Gotthold das blaue Schnupftuch wieder in die hintere Rocktasche. „Ich empfehle mich Ihnen."

„Herr Professor!" Der Beamte schob die Brille noch höher empor und kam händereibend heran. „Auf ein Wort — und nichts für ungut. Es liegt mir ferne — möchte keineswegs den Beschlüssen eines hohen Plenums vorgreifen —"

„Sie wünschen, Herr Kassaverwalter?" Der Professor stand an der Türe, wandte den Kopf halb rückwärts und sah verwundert aus — etwa wie der Storch, dem der Gänserich Vorhalt zu machen gewagt hat.

Der Beamte bekam einen roten Kopf. „Geht mich auch gar nichts an," meinte er patzig.

„Also —?" fragte der Professor noch immer in der unbewegten Haltung hochbeiniger Abwehr.

„Mich dauern ja nur die Frauen. Und also nichts für ungut — zuerst müßten die rückständigen Gehälter ausbezahlt werden; dann erst sollten die Herren an Ausgaben für anderes denken."

„Wir werden diese Fragen nach allen Seiten hin gewissenhaft und objektiv erwägen," sagte der Storch von oben herunter und stelzte aus der Stube.

„Und werden ohne Zweifel eine objektive Eselei beschließen," brummte der Beamte hinter ihm drein.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Sie waren unter sich, und sie hatten in gemeinsamer Beratung Fragen des wirklichen Lebens zu entscheiden.

Ganz unter sich. Das war ungefähr anzusehen, wie wenn ehedem reichsunmittelbare Herren zu einer Tagung zusammengeritten waren. Denn unmittelbar im Reiche der Wissenschaft fühlte sich jeder von diesen. Fragen aber des wirklichen Lebens zu entscheiden, mußte ihnen, die sich sonst fast ausschließlich im Gebiete der schrankenlosen Unwirklichkeit bewegten, zu ganz besonderem Genusse gereichen. Und sie gaben sich solchem Genusse mit Gründlichkeit hin.

Von den Kirchtürmen läuteten die Mittagsglocken. Zwei Stunden hatte die Sitzung gewährt, zwei Stunden lang hatten Juristen und Theologen, Mediziner und Philosophen aneinander hin und nebeneinander vorbei gesprochen.

Da stand Töbing auf. Er hatte an Stelle des erkrankten Prorektors die Beratung geleitet, aber sich nicht am Austausch der Meinungen beteiligt.

„Gestatten Sie, meine Herren Kollegen, daß ich den Kern der Angelegenheit noch einmal herausschäle: Die traurige finanzielle Lage unserer Hochschule ist uns allen zur Genüge bekannt. Fünf Professuren sind erledigt, die nötigsten Vorlesungen werden von den Herren Kollegen ohne jede Entschädigung im Nebenamte besorgt. Die staatlichen Rückstände sind ins Ungeheuere gewachsen. Nachdem gestern abend eine Teilzahlung von zwölftausend Gulden eingelaufen ist, beträgt die Gesamtsumme der Rückstände noch rund fünfundneunzigtausend Gulden. Wir haben uns im laufenden Jahre sogar verleiten lassen, Vorschüsse aus der Universitätskasse zu gewähren, ja, wir haben an bedürftige Kollegen Gelder aus der Witwenkasse ausgeliehen. Mit einem Worte, meine hoch-

geehrten Herren, wir treiben der Auflösung aller Ordnung entgegen. Nun sind gestern abend die Zwölftausend gekommen, die wenigstens zur teilweisen Deckung der letzten Gehaltsrückstände ausreichen würden. Der Kassaverwalter hat nach einem wohl auch nicht ganz einwandfreien Modus sofort siebentausend Gulden ausbezahlt. Aber verschiedene Kollegen haben, wie er mir soeben mitteilen läßt, noch keinen Pfennig gesehen. Ich ersuche diese Herren, sich zu melden."

Etliche hoben die Hand auf. Zögernd und als letzter unter ihnen Professor Gotthold, und dieser bemerkte nicht ohne Entrüstung: „Ich werde stets unter denen zu finden sein, die den idealen Forderungen unseres Standes materielle Augenblicksinteressen unterzuordnen wissen. Wir Dozenten stehen hier auf unsern Posten gleichsam auf Ehrenwort."

Da und dort antwortete ihm zustimmendes Murmeln der Kollegen. Pieperich aber sagte ganz laut: „Kollega Gotthold hat der Mehrzahl von uns aus dem Herzen gesprochen. Wir stehen hier auf Ehrenwort, und die Ehre unseres Standes ist ausschlaggebend für alle unsere Entschlüsse."

Gotthold warf einen etwas verwunderten Blick auf den kleinen Pieperich. Dann nickte er bedächtig.

„Ich bitt' ums Wort!" rief nun einer von der philosophischen Fakultät.

Töbing erteilte ihm das Wort, und der Professor begann: „Der Herr Vorsitzende beliebt, die materiellen Interessen der einzelnen in den Vordergrund zu stellen. Ich beantrage das umgekehrte Verfahren und wünsche, daß jeder von uns noch einmal mit kurzen Sätzen seine Ansicht über die Kernfrage äußere: Soll unser botanischer Garten dotiert werden oder nicht?"

Töbing schnellte empor: „Meine Herren, dann sitzen wir um vier Uhr noch hier!"

Es folgte eine erregte Verhandlung, und man einigte

sich endlich, daß zunächst der Botaniker und sodann der Dekan jeder Fakultät noch einmal zur Sache sprechen sollten.

Mit beweglichen Worten schilderte der Botanikus wiederholt den Notstand seines Gartens, die Enge des Gewächshauses, den sandigen Boden, welchen ein einziger Brunnen bewässerte, den Mangel an Arbeitskräften; erzählte noch einmal mit zitternder Stimme, daß er im Sommer monatelang eigenhändig begossen und gejätet habe, prophezeite mit düsterer Miene, daß im kommenden Winter alle seine Pflanzenkinder infolge Holzmangels jämmerlich erfrieren würden, und verlangte eine Dotierung von fünftausend Gulden.

Mit eindringlichen Worten sekundierte ihm Gotthold. Er wies auf den Garten Eden hin, der im botanischen Garten dieser Hochschule ein zwar schwaches, aber doch lehrreiches Abbild gefunden habe, und bedauerte nur eines: daß man diesen Garten nicht zum Park erweitern und mit gezähmten Löwen, Tigern und Riesenschlangen bevölkern könne. Die Forderung des Kollega Botanikus sei berechtigt, hinter ihr hätten alle andern Interessen zurückzutreten. Der Garten müsse erhalten bleiben bei Frost und Hitze, Sommers und Winters, Tag und Nacht.

Der Jurist war dagegen. An und für sich sei ja der botanische Garten ohne Zweifel ein Attribut der Universität, und Attribute dürfe man einer juristischen Person nicht nehmen, solle diese nicht ihren Inhalt verlieren. Aber anderseits müsse er bei solcher Gelegenheit wieder einmal seinen prinzipiellen Standpunkt betonen. Hier werde von Pflanzen fortwährend als von lebenden Wesen gesprochen. Tiere und Pflanzen seien aber unzweifelhaft Sachen, tote Gegenstände. Diesen stünden die Frauen und Kinder der Professoren als Menschen, als einzige Rechtssubjekte gegenüber. Deshalb statuiere er ein Exempel und entscheide sich für die Auszahlung der Gehaltsreste.

Der Mediziner war selbstverständlich für reichliche Dotierung des Gartens, der eine Fülle von Heilpflanzen berge.

Der Philosoph sekundierte ihm mit attischer Beredsamkeit. Ihn beschäftigten zurzeit wichtige Fragen. Er beobachte seit Jahren an der Sonnenblume die Reaktion des scheinbar Leblosen aufs Licht und an der Mimose die Reaktion auf die Berührung. Schon sei er nahe daran, die Seele der Pflanze zu entdecken. Erfriere also im kommenden Winter der Bestand des Gewächshauses, dann sei er empfindlich geschädigt. Auf einen boshaften Zuruf des Mathematikers aber antwortete er sogleich mit Würde: Wenn er sich zur Winterszeit mit Vorliebe dort aufhalte, dann geschehe dies nicht etwa aus Sparsamkeit, sondern aus Liebe zur Wissenschaft. Als eine Wärmestube betrachte er das Gewächshaus mitnichten.

Aufmerksam hatte Töbing zugehört. Jetzt erhob er sich und fragte den Botanikus, welche Summe er zur Beheizung seines Warmhauses brauche. Die Antwort lautete: Fünfhundert Gulden.

Mit erhobener Stimme fuhr Töbing fort: „Fünfhundert Gulden, meine Herren!" Und nun beleuchtete er noch einmal den Gegenstand von allen Seiten, wies darauf hin, daß es sich also zunächst nur um die Erhaltung des Gartens handle, und daß der weitere An- und Ausbau eine cura posterior sein könne und sein müsse. Zum Schlusse rief er den Rechtssinn der Kollegen an: man dürfe die schweren Opfer der einzelnen nicht annehmen, ja man müsse den Widerstrebenden wenigstens einen Teil ihrer Gehaltsrückstände sogar wider ihren Willen aufdrängen.

Er schritt zur Abstimmung, und sein Antrag siegte mit zwei Dritteln der Stimmen.

Als das Ergebnis bekannt wurde, sagte Professor Gotthold vernehmlich zu seinem Nachbarn: „Ich vermisse bei

manchem unserer Kollegen den Idealismus, der nun einmal nach meiner unumstößlichen Anschauung die unverrückbare Grundlage des Hochschulwesens ist und bleiben muß. Über alles die Ehre unseres Standes!"

Dann aber brachte Töbing den Kollegen eine Ministerialentschließung zur Kenntnis: Des Königs Majestät hatte sich aus zwingenden Gründen Allerhöchst bewogen gefunden, den Hochschülern fortan die Teilnahme an irgendwelchen Verbindungen, Landsmannschaften und dergleichen bei schweren Strafen zu verbieten. Jeder Student sollte mit Beginn des Semesters auf Ehrenwort an Eides Statt versichern, daß er in keiner dergleichen verbotenen Gesellschaft stehe, noch in solche künftig treten wolle, und wenn er seither Mitglied einer solchen gewesen, daß er derselben entsage.

Zuerst saßen die würdigen Herren mit verdutzten Gesichtern. Dann rief einer: „Unerhörte Antastung der akademischen Freiheit!" Ein anderer: „Geschieht ihnen recht, diesen hochmütigen Burschen!" Und ein Dritter: „So macht man die Hochschulen zu Mistbeeten der Heuchelei!" Und es begann ein Austausch der Meinungen, daß die angedunkelten Gewölbe widerhallten.

Gegen drei Uhr verließen erregte Gruppen den Sitzungssaal. Niemand vermochte sich die eigentliche Veranlassung dieser unerwarteten Entschließung zu erklären. Aber man war im allgemeinen geneigt, sie auf den allmächtigen Kaiser zurückzuführen.

Vom botanischen Garten sprach nun keiner mehr — nicht einmal der Botanikus.

*

Auch die Frankenburschen hatten eine wichtige Sitzung gehabt. Und um dieselbe Stunde kamen sie die Stiege ihres Kommershauses herab — in vollen Farben, mit ernstfeier-

lichen Gesichtern. Ihr Erster war gewählt, Wolfgang Eysen war Senior geworden.

Gerhard ging mit etlichen seiner Brüder die langgestreckte Straße hinunter. Da sah einer von ihnen auf und erblickte weit vorne zwei Gestalten, die sich gegeneinander bewegten und zusammenprallten. Und er wandte sich lachend zurück und fragte Gerhard, ob er's gesehen habe.

Der hatte nichts gesehen.

„Der Pleßbach hat den Körbelius gerempelt und vom Bürgersteig auf die Fahrstraße gestoßen."

„Daß ihn der Teufel —!" rief Gerhard. „Und dieser Körbelius hat's doch gar nimmer nötig."

„Wieso?"

„Der Alte vom Körbelius ist ja nimmer Pleßbachscher Schulmeister."

„Seit wann denn?"

„Seit den Ferien sitzt der Alte auf einer guten königlichen Stelle."

Sie gingen weiter. Nach einer Weile fragte Gerhard: „Wenn er nun Genugtuung von ihm fordert?"

Alle lachten, und einer rief: „Er wird sich hüten."

„Wer weiß?" meinte Gerhard.

„Das gäbe einen Hauptspaß," sagte ein Altbursche.

„Steckt er denn nicht im Verschiß?" fragte ein altes Haus.

„Keine Rede. Man hat ihn einfach laufen lassen."

„Er ist aber doch wiederholt von Pleßbach mißhandelt worden?"

„Ihr wißt ja, er war bisher in einer Zwangslage," erklärte Gerhard.

„Kann er das vor dem Seniorenkonvent beweisen, dann steht einer Forderung kaum ein Hindernis im Wege. Aber ich zweifle doch vorderhand noch stark —" sagte der Altbursch.

„Wir werden sehen," meinte Gerhard und begann leise vor sich hin zu pfeifen. —

Kurz danach stand er in der Dachstube des Kandidaten. Er fand ihn mit gefalteten Händen auf seinem Bette sitzend und vor sich hin starrend. Am Tische arbeitete das Brüderchen.

„Körbelius, ich habe mit dir zu reden!"

Der Kandidat hieß den Knaben hinausgehen.

Sie waren allein, und Gerhard begann den Kampf, der ihm über die Maßen wichtig erschien.

„Denkst du noch an das Ehrenwort, Körbelius, das du mir in der letzten Fechtstunde vor den Ferien gegeben hast?"

„Frey, ich bitte dich, sei barmherzig. Ich weiß, was du willst. Aber ich kann mich nicht so leichthin entschließen."

„Denkst du noch an das Ehrenwort, Körbelius, das du mir in der Fechtkammer drunten gegeben hast?"

„Aufgestachelt und überrumpelt von dir, Frey."

„Als du so gut fechten konntest, daß die Partie zwischen dir und Pleßbach mindestens gleich war, gelobtest du mir —?"

Körbelius trat mit gefalteten Händen vor Gerhard und flehte um Geduld. Halb abgewandt, mit verächtlicher Miene stand der Bursche.

„Nur nicht jetzt im Augenblick eine Entscheidung!" flehte der Kandidat. Und mit ausbrechender Heftigkeit wies er darauf hin, wie ungleich trotz allem die Partie wäre: Dort ein freier, reicher Kavalier, der nur für sich zu sorgen habe — hier ein dem Brüderchen verpflichteter Bettelstudent, die Hoffnung armer, im Kampf des Lebens ausgemergelter Eltern.

Aber der Bursche blieb unerbittlich. Es handle sich um die Ehre im allgemeinen und um ein Ehrenwort im besonderen. Ob denn Körbelius meine, daß er ihn all die Zeit her zu seinem Vergnügen unterwiesen habe? Ob er wirklich ein Feigling sei? Ob ihm das Leben höher stehe als die Ehre?

Körbelius wand sich vor ihm und rief Gottes Wort und menschliche Weisheit zur Hilfe. Aber unbeugsam bestand der honorige Bursche auf seinem Schein.

Endlich rief der Unglückliche: „So laß mich laufen! Noch zwei Semester, und ich bin der Hochschule entwachsen. Wenn ich aber draußen irgendwo auf einer weltverlorenen Pfarre mein bescheiden Wesen treibe, dann denkt doch kein Mensch mehr daran, daß ich vorzeiten einmal Unrecht erlitten und um der Meinen willen dazu geschwiegen habe."

Gerhard blieb unbewegt. Er hatte sich's in den Kopf gesetzt, diesen Verlorenen herauszureißen, ihm das höchste Gut zu retten — die studentische Ehre. Und er benützte das erpreßte Ehrenwort als Fessel und Kette.

Es pochte an der Stubentüre. Gerhard aber stand mit ausgestreckter Hand vor dem Überwundenen: „Heute abend noch bringe ich ihm deine Forderung."

Der Stiefelfuchs der Franken trat unter die Türe. „Herr Frey — sogleich zum Konvent!"

„Wir kommen doch gerade aus dem Konvent?"

„Herr Frey!" Der Stiefelfuchs zog ihn am Rockärmel aus der Stube. Draußen vor der Türe flüsterte er: „Die Franken fliegen auf!"

„Bist wohl verrückt?"

„Noch nicht, aber vielleicht werd' ich's."

„Sag's, was du weißt!"

„Der Herr König hat dem Prorektor einen Brief geschrieben: Alle Burschen müssen ihren Farben abschwören."

„Und Hundsvötter werden?"

„Das nicht. Aber — Obskuranten." —

Gerhard ging die ächzenden Stufen hinab, und hinter ihm tappte der kleine, treue Kerl.

Im Hausflur des ersten Stockwerkes stand das Brüderchen des Körbelius und zog die Mütze.

Der Bursche bemerkte es nicht und schritt vorüber.

Das Kind kam hinauf und öffnete die Stubentüre. Der Bruder saß auf dem Bette und weinte.

Schüchtern fragte das Kind: „Fehlt dir 'was?“

Er gab keine Antwort. Da setzte sich das Kind an den Tisch.

Eine Zeitlang knirschte seine Feder gleichmäßig über das Papier. Dann stockte sie.

Wiederholt blickte der Knabe hinüber zum Bruder. Endlich flüsterte er: „Darf ich dich etwas fragen?“

Der Kandidat nickte.

„Wie übersetzt man das: Ausschlaggebend sind nicht die Meinungen der Menschen, sondern die göttlichen Gesetze? Ausschlaggebend?“

„Ein wahrer Satz,“ murmelte Körbelius und rührte sich nicht. „Und ein so einfacher Satz.“

Geraume Zeit wartete das Kind. Dann erhob es sich, trat neben den Bruder, legte ihm zaghaft die Hand auf die Schulter und sagte mit weinerlicher Stimme: „Dir fehlt doch 'was!“

Da riß er das Brüderlein an sich, streichelte sein Haupt und küßte es auf die Stirne.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Blätter aus Gerhards Tagebuch. Oktober 1812.

Jawohl, da steht's geschrieben von meiner Hand, schwarz auf weiß niedergeschrieben im März dieses Jahres. ‚Es kann wohl kommen, daß ich ebenso unglücklich werde wie der junge Werther. Aber das gleiche Unglück hätte nicht die gleiche Wirkung auf mich und mein Leben.‘

Ich war ein guter Prophet: Ich bin so unglücklich geworden wie jener; aber ich bin nicht der Schwächling, der sich eine Kugel in den Kopf jagt, weil ihn ein Weib verschmäht hat.

Ha, es gibt Höheres und Besseres als Frauenliebe.

Mein Blut tobt, meine Pulse klopfen. Sei ruhig, mein Blut, ebbet ab, ihr hüpfenden, springenden, schäumenden Empfindungen! Ich will Ruhe haben. Deshalb greife ich zu dir, du stilles Buch, dessen unbeschriebene Blätter goldgerändert vor mir liegen wie die Tage meines Lebens. Im Schreiben will ich Klarheit suchen, Klarheit und Freiheit und die Überzeugung, daß ich dennoch im Recht bin.

Wie Sturzwellen sind die letzten drei Tage über mich hinweggegangen. Ich aber schwimme mit ausgestreckten Armen, frei atmend den Strom hinab.

Noch klingen in meinen Ohren die leidenschaftlichen Reden und Gegenreden der Brüder. Ja, sind denn wirklich erst drei Tage vorüber seit jenem Konvent? Mir dünkt, es sind drei Monde, drei Jahre.

Eysen leitete zum erstenmal die Verhandlungen.

Es war ein unerhörtes Attentat auf die burschikose Freiheit geschehen. Wir schäumten wider die Zumutung, unsere stolze Gesellschaft widerstandslos zertreten, unsere herrlichen Farben auswischen zu lassen.

Die Meinungen wogten durcheinander. Endlich fand Brocken das Richtige. Es wird mir ewig unvergeßlich bleiben, wie er in nachlässiger Haltung vor uns stand. Seine Hände staken in den Hosentaschen, seine Lippen waren verzogen zu dem spöttischen Lächeln, das wir so wohl an ihm kennen; den Kopf hatte er zurückgeworfen und von oben herab sprach er die spöttischen Worte: ‚Was regt ihr euch auf, werte Brüder? Les fous serrent les nœuds, et les sages les dénouent. List gegen Hinterlist. Ich trete morgen mit Vergnügen vor den Syndikus und gebe mein heiliges Ehrenwort, daß ich keiner Gesellschaft angehöre.‘

‚So willst du austreten?‘ fragte Senior Eysen in der lautlosen Stille.

‚Jawohl, mein Bruder. Das heißt für den Augenblick, wo ich die Erklärung abgebe und — meinetwegen mit meinem Blute — den Wisch unterschreibe. Habe ich die Feder weggelegt, dann bin ich wieder der Eure. Ja, ich will noch ein übriges tun zur Salvierung meines zarten Gewissens: Ich schwöre jetzt in diesem Augenblicke unsern stolzen Farben ab, begebe mich heim und faste bei Wasser und Brot zur Vorbereitung auf die feierliche Stunde. Euch aber rate ich, geht hin und tut desgleichen.'

‚Und dann?' fragte Eysen.

‚Nun, dann tragen wir meinetwegen auf der Straße farbenlose Hüte, und wenn einer recht bierehrlich sein will, dann schlingt er das gold-rot-goldene Band um die nackte Männerbrust. Hier aber in unserm Kommershaus, hinter verschlossenen Türen, tragen wir unsere Farben, singen und saufen wie vorher und warten auf bessere Zeiten.'

‚Und womit entschuldigst du den Bruch des ehrenwörtlichen Versprechens, das uns gleichzeitig abverlangt wird?'

‚Mit menschlicher Schwachheit,' sagte Brocken salbungsvoll, verneigte sich spöttisch und verdrehte die Augen.

Einer der ersten, die seiner Rede zujubelten, war der Truthahn. Mir aber, ich gestehe, lief es zunächst kalt und heiß den Buckel hinunter; denn ich bin das Lügen nicht gewohnt.

Ich will ganz wahrhaftig sein in diesem Beichtbuche, rückhaltlos wahrhaftig. Also, ich dachte an jenen meinen Konfirmationsabend, an das Gespräch über den Ehrbegriff der deutschen Studenten und an die höhnischen Worte des französischen Offiziers — und ich gedachte meines seligen Vaters.

Nein, ich will nicht irre werden! Was hülfe es auch? Unser fünfundvierzig honorige Burschen und Füchse haben nach Brockens Rat dem Syndikus ins Angesicht erklärt, daß

wir keiner Gesellschaft angehören noch angehören werden, und haben's mit Unterschrift bekräftigt. Ha, und wer wagt es nun, die Ehrenhaftigkeit der Fünfundvierzig anzuzweifeln? Ich wollt' es keinem raten! Wir sind honorige Studenten wie vordem, und wir entscheiden nach wie vor als höchster Gerichtshof über die Ehre unserer Kommilitonen. Es ist ja schändlich, auf Ehre zu lügen und zu trügen — aber die Schande fällt nicht auf uns Burschen, sondern auf unsere Bedrücker.

Einer allerdings, und nicht der Schlechteste unter uns, hat sein Gewissen wirklich salviert — und das ist Eysen. Schrecklicher Sturz: Wenige Stunden lang der stolze Senior der stolzesten Gesellschaft. Und jetzt als obskurer Bursche auf der Landstraße nach Jena.

Und dennoch — ehrlich, Gerhard Frey! Ich kann mir die Franken ohne ihn noch gar nicht denken. Er ist ein honoriger Bursche, und ich achte im Grund meiner Seele, was er mir vor seiner Abreise sagte: ‚Kann nicht über diesen Stein, muß ihn umgehen. Lieb ist mir die Gesellschaft, lieber mein gutes Gewissen. Über alles die Ehre!'

Leb wohl, wackerer Eysen! Ich halte inne und gedenke dessen, was du mir gewesen bist. Kein bequemer, aber ein ehrlicher Freund.

Es gibt mitten unter den zahllosen Ziellosen solche, die einen untrüglichen Kompaß in sich tragen, dessen feine Nadel ihnen immer wieder den Weg zeigt. Auch diese Nadel kann ins Zittern geraten, und auch diese Zielbewußten sind dem Irrtum unterworfen. Aber sie werden sich niemals unrettbar verirren.

Zum Teufel, was ist mir da aus der Feder geflossen? Die Menschen sind verschiedener Art, und ich bin nicht Eysen, und Eysen ist nicht ich. Auch ich komme auf meinem Wege zum Ziel. Kopf in die Höhe, wie es einem forschen Senior geziemt. Denn jetzt bin ich der Senior der Franken.

Sollte mir aber jemals der Gedanke an jenes ehrenwörtliche Versprechen vor dem Syndikus peinlich werden, dann will ich sofort an den Truthahn denken. Es ist doch ein Unterschied zwischen Ehrenwort und Ehrenwort:

Am folgenden Mittag, als ich unser Kommershaus betrat, sah ich im Torweg auf dem Steinbänkchen einen klobigen Bürgersmann sitzen. Der stand auf, trat auf mich zu, sah mich an und fragte, ob ich der neue Senior der Franken wäre. Ich antwortete, es gäbe keine Franken mehr, und nahm das beschmutzte Papier, das er mir hinhielt. Es war eine Schuldverschreibung in den mir wohlbekannten Schriftzügen des Truthahns und seine Versicherung auf Ehrenwort, ein Darlehen von hundert Gulden bis zum 15. September 1812 zurückzahlen zu wollen. Das Papier zitterte in meiner Hand, und fragend sah ich den Menschen an. Der zuckte gleichmütig die Achseln und meinte, er habe einen Monat und etliche Tage über das Ziel gewartet; aber nun sei seine Geduld zu Ende. Der Herr Student müsse ihn bezahlen, oder er heiße ihn öffentlich einen ehrlosen Tropfen. Ich las die Verschreibung noch einmal. Es konnte kein Zweifel bestehen. Die Buchstaben begannen vor meinen Augen zu tanzen, die Buchstaben, mit denen einer in bodenlosem Leichtsinn seine Ehre weggeworfen hatte.

Sofort berief ich den Konvent und forderte den Bruder zur Rechtfertigung auf. Er gab sein Vergehen zu. Aber trotzig rief er, daß doch jeder von uns zunächst vor seiner eigenen Türe zu kehren hätte. Man ließ ihn abtreten. Er war ja nicht unbeliebt in unserer Gesellschaft. Aber selbst Brocken, der ihm am nächsten gestanden und — wie wir wohl wußten — der Verführer zu manch einer leichtsinnigen Suite gewesen war, konnte nichts mehr zu seinen Gunsten vorbringen. Er wurde einstimmig cum infamia dimittiert. Als ich ihm den Beschluß des Konvents eröffnete, gebärdete

er sich wie ein Wilder und rief uns ein über das andere Mal zu: ‚Seid ihr vielleicht besser als ich? Habt ihr nicht vor wenigen Stunden euer Ehrenwort gebrochen, brecht ihr's nicht jetzt in diesem Augenblick, wo ihr als angeblich honorige Burschen über mich zu Gericht sitzt in einer Gesellschaft, die von Rechts wegen gar nimmer besteht?' Es war die Wut der Verzweiflung, die ihm solch maßlos heftige Worte über die Lippen jagte. Mit Gewalt mußten wir den ehemaligen Bruder aus dem Kommershaus entfernen. Ich aber wunderte mich, daß die Erziehung bei ihm so wenig Erfolg gehabt hatte. Und sein Vorwurf ist doch so unlogisch als möglich. Wir sind honorige Burschen, wie er es sein könnte. So aber ist er fortan für jeden von uns ein Mann ohne Ehre, ein erblindeter Spiegel. — —

Ich bin unterbrochen worden. Das Gräflein hat mich gestört, mein Telemach, wie die Brüder ihn nennen. Herr mein Gott, warum habe ich mir den aufhalsen lassen? Ich tauge nicht für die Rolle eines Mentor, und die jungen, tappigen Jagdhunde habe ich meintag nicht gemocht. Jetzt aber läuft mir so einer mit rührender Treue auf Schritt und Tritt nach und fragt mich in allen möglichen und unmöglichen Fällen um Rat. Er ist mir ins Gewissen gebunden. Jawohl, hochgräfliche Exzellenz, das ist bequem gewesen und hat gar nichts gekostet als etliche gnädige Worte.

Halt, Frey! Ehrlich, Frey! Sie hat das Vertrauen zu dir, und wahrhaftig, dir ist viel Gutes von ihr und den Ihrigen geworden deine ganze Jugend hindurch. Du wirst dich bezwingen, Gerhard Frey, und dem guten Menschen ein wirklicher Bruder sein!

Zwei Brüder und eine Schwester — beinahe eine ganze Familie. Goldgerändertes Buch, werde nun zum Särglein und verschwinde zugleich mit ihrem zerlesenen Briefe lautlos in der Tiefe der Schublade. Kopf hoch, Gerhard Frey!

Es gibt Besseres auf deutschen Hochschulen als Frauenliebe. Kopf hoch, wackerer Frankensenior, es geziemt dir nicht, tagtäglich den Brief eines Frauenzimmers mit Tränen zu benetzen wie all diese Wochen her. Kopf hoch, es werde ein Ende. Den letzten Kuß darauf gedrückt — und dann auf ewig ade!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Er hielt den dünnen Briefbogen in der zitternden Hand und las halblaut:

‚Lieber Herr Frey. Vor mir liegt der Zettel, den Sie mir aus Ihren Ferien geschickt haben, der Zettel mit den heißgeliebten Schriftzügen Ihres Bruders. Und es ist mir, als spräche die Stimme des Toten herüber aus der jenseitigen Welt, wenn ich lese: »Du meine andere Seele! Zwölf Wochen sind vorübergegangen, seit ich von dir schied, und mein Bruder sendet dir nun, wie ich ihn gebeten, diesen Brief. Glaube du fest, daß ich mein Erdenkleid abgelegt habe und dem Lande entrückt bin, in dem alles gegründet ist auf Freien und Gefreitwerden. Ich bin dahingefahren, wie ich gekommen war. Doch einen Schatz habe ich zurückgelassen. Und was ist natürlicher, als daß dieser Schatz im Erbgange übergehe an den, der mein Bruder gewesen ist im Fleisch? Ich preise mich glücklich, daß ich seine Liebe zu dir im letzten Augenblick noch erkannt habe, und ich vermache dich ihm hierdurch in aller Form Rechtens. Gott segne, was er für einander bestimmt hat.« — Lieber Herr Frey. Ich mußte diese Zeilen in mein Antwortschreiben einfügen. Weiß ich ja doch nicht, ob Sie davon eine Abschrift besitzen. Ich ging seit jenem unseligen Abschiedstage einher wie eine, die zwiefach zu leben verurteilt ist. Die eine Seele war bedacht auf die tägliche Besorgung der häuslichen Geschäfte, und diese Geschäfte liefen ab wie ein Uhrwerk vom Morgen bis zum Abend. Die andere Seele

aber flatterte wie eine verwundete Taube, fand nicht Ruhe und Rast, flatterte in die Ferne und kehrte zurück, umflatterte ihre Schwester und wunderte sich, daß jene wirken konnte, wo doch sie selber so krank war. Nun aber, seit ich Ihren Brief in Händen halte, ist mir Seltsames begegnet: Es hat sich eine Vereinigung dessen, was getrennt war, vollzogen; es ist mir klar, frei und — wollen Sie mich recht verstehen — gesund und stolz zu Mute geworden, wie schon lange nicht mehr. — O du heißgeliebter, dahingegangener Schwärmer! Nie noch bist du mir schärfer umrissen vor Augen gestanden als gerade jetzt, wo ich dich willkürlich verfügen sehe über ein Mädchen, das dich mehr geliebt hat als alles auf Erden. Ja, es ist mir, als hätte ich dich zu meinem Heil und zu deinem Besten schon früher mit solcher Schärfe des Blickes erkennen sollen. Dann wäre manches anders gekommen. Herr, vergib mir die Schuld! — Lieber Herr Frey. Einen goldenen Becher kann man wandern lassen im Erbgang von Hand zu Hand, und ein Grundstück darf man seinem Bruder verschreiben für Leben und Sterben. Aber es ist in unsern Zeiten unerhört, daß ein deutsches Mädchen willenlos übergehe aus der Hand eines Toten in die Hand dessen, den er ihr ausgewählt hat. Achten Sie es nicht für Herzlosigkeit, wenn ich Ihnen bekenne: zum ersten Male seit jenem furchtbaren Tage der Trennung habe ich — wenn auch nur ganz wenig und mit zuckenden Lippen — gelächelt, als ich das Testament las, das über meinen Leib und meine Seele verfügt. Lieber Herr Frey, das schlagen Sie sich nur ja aus dem Kopf. Ich habe Ihrem Bruder ein Allerheiligstes in meinem Herzen errichtet. Dort werden tagtäglich meine Gedanken knieen und beten für seine Ruhe. Was wir aber den geliebten Lebendigen so gerne einräumen, die Allmacht über uns selbst, das gestehen wir nimmermehr den Toten zu, die wir betrauern. Die Toten sollen nicht herrschen im Lande der

Lebendigen. — Lassen Sie mich hoffen, daß Sie ein deutsches Mädchen so verstehen, wie es von einem ehrlichen Manne und honorigen Burschen verstanden sein will. Und lassen Sie mich wünschen, daß ich den Bruder des toten Geliebten stets nennen darf meinen Bruder und Freund. Ihre treugesinnte Konstanze Töbing.'

*

Vier Tage waren vergangen, nachdem Gerhard Frey sein Buch mit dem Briefe der Geliebten in die Schublade versenkt hatte. Da riefen sich die Leute auf den Gassen zu, man habe den Baron von Pleßbach erstochen im Walde gefunden. Und an demselben Abend pochte ein bleicher Knabe schüchtern an die Stubentüre der schwarzen Moral und erzählte schluchzend, der große Bruder sei den ganzen Tag nicht nach Hause gekommen.

Körbelius kam auch an diesem Abend nicht und er kam nimmermehr.

Wohl stieg die Hausjungfer sogleich zu Gerhard hinauf und fragte ihn dringend nach dem Verbleib des Kandidaten. Der Frankensenior stand vor dem Spiegel und rasierte sich. Zuerst tat er, als vermöge er bei diesem Geschäfte kein Wörtlein hervorzubringen. Als er sich aber vollends abgeschabt hatte und nicht mehr ausweichen konnte, stieß er mit harter Stimme heraus, er wisse das nicht, er könne sich doch wahrhaftig nicht um alle Studenten dieser Hochschule bekümmern. Sie blieb ruhig stehen und sah ihn mit seltsamen Augen an. Dann wandte sie sich ab und ging. —

Nach zwei Tagen begruben sie den honorigen Burschen, der ohne Zweifel im Duell gefallen war.

Es war sehr feierlich, als in der Dämmerung des späten Nachmittages um das offene Grab her die Fackeln flammten und qualmten, und als man endlich alle Fackeln auslöschte und ihre Gluten zertrat. Ein feiner Sprühregen ging her-

nieder. Mit gezogenem Degen, ohne jedes farbige Abzeichen, standen die Chargierten der drei Gesellschaften im Kreis um das Grab. Der Sarg glitt in die Tiefe, und die ganze Korona stimmte die letzte Strophe des Liedes an: Vom hohen Olymp herab ward uns die Freude. Gewaltig brauste der Gesang zum grauen Himmel empor:

Ist einer unsrer Brüder dann geschieden,
vom blassen Tod gefordert ab,
so weinen wir und wünschen Ruh' und Frieden
in unsers Bruders stilles Grab.
Wir weinen und wünschen Ruhe hinab
in unsers Bruders stilles Grab.

Klirrend schlugen die Degen zusammen und grüßten zum letzten Male den toten Burschen da unten. —

Gerhard ging mit hocherhobenem Haupte zwischen seinen Brüdern heim. Er war bleich, als ihm die Hausjungfer mit der brennenden Kerze ins Gesicht leuchtete, und seine Züge hatten die harmlose Rundung der Jugend auf immer verloren.

In der Stube zur ebenen Erde war Besuch. Eine schluchzende Knabenstimme erzählte; die tiefe Stimme eines Mannes fragte zwischen darein.

Gerhard stieg nach oben und kleidete sich um. Bald schon kam er zurück und ging auf die Straße.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Im Kommershause war's behaglicher als in der stillen Studierstube unter der Dachbude, wo heute der Vater des verschollenen Kandidaten mit seinem Kinde nächtigte. Im Kommershause konnte man trinken und sich emporschwingen aus der öden Gegenwart auf die Höhen burschikoser Freiheit. Im Kommershause konnte man singen, singen aus tiefer Brust und vollem Hals, und im dröhnenden Männergesang ersticken die lästige Stimme, die fort und fort wie pochender Pulsschlag mahnte und klagte. —

Am späten Abend setzte sich Graf Johann neben den Senior und sah diesen von der Seite an.

„Willst 'was?" fragte Gerhard nach einer Weile.

„Ich möchte dich wohl etwas fragen, aber ich weiß nicht, wie du's aufnimmst."

„So frag halt, du Horn, dann wirst du's schon sehen!"

„Ich muß immer an den kleinen Körbelius denken. Was soll denn nun aus dem Buben werden?"

Der Senior verzog keine Miene und blickte geradeaus.

„Mein Vater hat aber doch eine Menge Stipendien zu vergeben, auch solche, die für Lateinschüler gestiftet sind."

Das Gräflein wagte die Augen nicht aufzuschlagen. Deshalb sah es auch nicht das Aufleuchten in den Augen des Seniors.

Zaghaft fuhr es fort: „Und da hab' ich nun gedacht, ich will alles heimschreiben an meinen Vater."

„Das kannst du, soweit es sich dabei nicht um Geheimnisse der Gesellschaft handelt," sagte Gerhard mit der gleichmütigen Zurückhaltung, die einem Senior so gut zu Gesichte steht.

„Wie bin ich froh, daß du einverstanden bist. Ich möchte nämlich beileibe nicht Anstoß erregen bei dir und den Brüdern. Und ich sehe doch, daß ihr in manchen Stücken anders denkt als die Leute draußen in der Welt."

„In vielen Stücken," sagte der Senior herablassend und hob den Krug. „Prost, Fuchs, sauf's!"

8. Schäumende Becher

Gaudeamus igitur,
iuvenes dum sumus!
Sammlet in den grünen Jahren
eurer Wollust Blümelein;
denn nach den verfloss'nen Jahren
müssen wir des Todes sein.
Altdorfer Studenten-Liederbuch 1740.

Seit dem Oktober 1812 ruhte das Tagebuch Gerhards unberührt in der Schublade. Auch die schöngeschriebenen Hefte mit den Übersetzungen griechischer Philosophen und Tragiker lagen in Frieden zu oberst auf dem Büchergestelle. Der Frankensenior hatte keine Zeit und keine Lust, seine Erlebnisse und Gefühle niederzuschreiben. Und was kümmerten ihn jetzt noch die alten Griechen? Der Philologe von einstmals war ja längst zum Juristen geworden.

Aber aus den Novembertagen des Jahres 1813 haben sich einige vergilbte Blättlein erhalten, denen der von schwerer Verwundung genesende Krieger ein Stück seiner Bekenntnisse anvertraut hat:

‚Sie jagen auf selbstgewählten Wüstenpfaden, die durchglüht sind von einer feindlichen Sonne und besäumt mit bleichenden Gerippen. Und vor ihnen zittert in flimmernder Ferne das Bild eines grünen Haines, blaut die Ahnung rieselnden Wassers — eine trügerische Spiegelung, die mit dem nächsten Lufthauch zerflattert.

‚Und weißt du auch, warum diese und jene nicht innehalten können? Siehst du die Gestalten, die hinter ihnen herjagen, sie peinigen mit Nesseln und züchtigen mit Geißelhieben? Und siehst du die Dämonen, die vor ihnen schweben und ihren lechzenden Lippen vortäuschen den schäumenden, ewig unerreichbaren Becher des Glücks? Wer sollte also gepeitscht und also gelockt nicht vorwärts trachten, immer

vorwärts — und wenn auch hinten in dämmernder Ferne die Glocken des Glückes wimmernd erstürben?

‚Hebe doch einen der ausgedorrten Schädel, die da liegen, vom Wegrand empor und frage ihn, ob er denn stürzen wollte? Grinsend wird er dir antworten: Wer will denn stürzen? Rennen mußte ich, da bin ich gestürzt; glücklich gedachte ich zu werden, da ward ich schlecht.

‚Jawohl, keiner, der also dahinjagt auf Wüstenpfaden, seinem Trugbild entgegen, hat die Absicht, schlecht zu sein — nicht der Eroberer, der Hunderttausende mit sich ins Verderben reißt, und nicht der wilde Student, der einer alternden Mutter das Herz bricht — — o nein, nur glücklich wollen sie werden; der brennende Durst nach dem vermeintlichen Glück, der ist ihr Verderben.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

‚Es ist mir heute unbegreiflich, wie traumverloren, gleich einem Schlafwandler ich damals durch die Morgendämmerung einer großen Zeit, einzig und allein mit mir selber beschäftigt, dahingehen konnte.

‚Europa war erfüllt von den grausigen Nachrichten, die in unaufhörlicher Folge aus Rußlands winterlichen Steppen herausdrangen. Wir vernahmen diese Nachrichten, als berührten sie uns kaum, wir tranken und rauften. Und allgemach kamen auf der Heerstraße gehumpelt die bejammernswerten Zeugen der unerhörtesten Niederlage und verwünschten am Wegrande und in den Schenken den heillosen Eroberer, dem sie willenlos ihre Gesundheit geopfert hatten. Wir sahen sie, wir warfen ihnen wohl auch etliche Münzen in den Hut — und gingen weiter, tranken und rauften, sangen und schwärmten.

‚Ich kann nicht sagen, daß ich damals, gegen das Ende des Wintersemesters 1812/13, ganz unfleißig gewesen wäre. Im Gegenteil. Mit Eifer hatte ich mich auf das Studium

der Rechtswissenschaft geworfen und besuchte die Kollegien fast ohne Unterbrechung. Ich kann auch mit gutem Gewissen bekennen, daß ich — vom Saufen abgesehen — ein durchaus solides Leben führte.

‚Je morscher die Stützen meines Daseins wurden, desto hochmütiger zog ich meine Straße. War ich nicht der Senior, dessen Wort weit über die Gesellschaft der Franken hinaus gehört wurde? War ich nicht der gefürchtete Fechter, mit dem keiner leichtsinnig anzubinden versuchte?

‚Unleugbaren Einfluß hatte ja Brocken auf meine ganze Lebensanschauung gewonnen. Aber wie schäumte ich auf, als mir eines Tages die Äußerung eines Professors zu Ohren kam: Der wilde Frey ist der Senior der Franken, und Brocken ist der Beherrscher des Frey.

‚Brocken mein Beherrscher! Wie lächerlich. Wohl waren wir fast immer beisammen, wohl konnte ich kaum einen Tag leben ohne seinen funkelnden Witz. Aber ich wähnte, daß mich doch eine breite Kluft von ihm trenne. Es gab eine feste Grenze zwischen meiner und seiner Lebensführung.

‚Was noch von Gottesbewußtsein in mir gewesen, hatte sein grausamer Spott längst schon fortgeätzt. Nur an etwas durfte er nicht rühren: Ich wollte wenigstens in einem Stücke immer mit gutem Gewissen meines seligen Vaters gedenken. Wohl fragte ich mich zuweilen, warum ich denn nicht auch tun sollte, was viele ringsumher taten, warum ich nicht auch darauf hören sollte, was mir die Stimme der Natur bald heimlich schmeichelnd, bald laut und zornig gebot? Aber zu verführen — scheute ich mich; zu kaufen — ekelte mir. Also, mocht' ich's ansehen, wie ich wollte, immer stand am Ende meiner Gedankenreihe die Pflicht — und sie trug die Züge des Mannes, mit dem ich einst an jenem Silvestermorgen zu Pferd unter dem kahlen Birnbaum gehalten hatte.

‚Herrgott, was war ich doch für ein hochmütiger Knabe

geworden! Ich gehabte mich als Kommandant eines uneinnehmbaren Platzes und sah nicht, daß schon längst alles unterhöhlt war. Brocken belagerte mich, und ich stand unter dem Befehl meines Dünkels.

‚Im Frühjahr 1813 hingen am schwarzen Brette der Universität, hingen an allen Wirtshaustüren gedruckte Zettel in deutscher und französischer Sprache mit der strikten Aufforderung, jedes politische Gespräch zu vermeiden. Aber ich weiß heute noch sehr wohl, daß gerade jetzt rings um uns Reden geführt wurden und Kräfte sich regten, die bislang unerhört gewesen waren. Nur ich und meinesgleichen, wir gingen wie in einem Nebel dahin, einzig und allein beschäftigt mit uns.‘

Soweit dieses Blatt.

•

Damals kam zuweilen in das Kommershaus der Franken ein junger Philister, ein Privatdozent, der längere Zeit in Norddeutschland gelebt hatte und seit Beginn des Semesters an dieser Hochschule lehrte.

Der suchte mit starker Beredsamkeit auf die Burschen einzuwirken.

So fragte er etwa: ‚Wie lebt denn ihr in dieser Stadt? Als wohntet ihr auf einer stillen Insel! Raufen und saufen und liebeln, darum dreht sich all euer Denken und Tun. Draußen aber im weiten deutschen Vaterland rührt sich neues Leben, die Säfte steigen empor, und es wächst alles dem Tage der Abrechnung entgegen.‘ Und wieder: ‚Habt ihr denn nicht Ohren zu hören, was not tut? Fluch über die selbstsüchtige Sorge, daß es nur uns wohl ergehe, daß sich nur um uns alles lind und weich lege, daß nur wir nicht hungern und dürsten, sondern lange leben und unsere Bäuche mästen — Fluch über die Gier nach solchem Glück, das wohl so wenig ein Glück ist wie das Fett, das sich uns ansetzt.‘

Und wieder: ,Es ist bei Gott nicht gleichgültig, wie du dein Leben führst. Nicht allein um dich und deine Kinder und Kindeskinder handelt sich's — das wäre schließlich deine eigene Angelegenheit. Aber nein, es geht um die Gemeinschaft. Am Staate sündigst du, wenn du dein Leben vergeudest. Nicht dir nur und nicht den Deinen allein gehört deine Kraft, gehört deine Gesundheit. Du bist vor allem des Staates, der dir Schutz gewährte zum Wachsen, zum Entfalten. Und er hat auch jederzeit das Recht, das Seine zurückzufordern. —

So suchte er auf die Burschen einzuwirken, sie fürs öffentliche Leben zu erziehen. Sie aber soffen und rauften und schwärmten zumeist. —

Ende März hatte Gerhard ein böses Erlebnis. Ihrer sechs Burschen unternahmen eine Fußwanderung ins nahe Waldgebirge. Es hatte lange nicht mehr geregnet, und die Sonne leuchtete vom wolkenlosen Himmel. Zu Mittag machten sie Rast in einer Mühle. Nach dem Essen schlenderte er allein den Abhang hinter dem Hause hinan bis zu einer Lichtung des Waldes, ließ sich auf einen Baumstrunk nieder, stopfte seine Pfeife, schlug Feuer und setzte den Tabak in Brand. Die ganze Waldlichtung war bedeckt mit langem, ausgedorrtem Grase. Da fuhr ihm durch den Kopf, ob denn dies Gras auch wirklich im Handumdrehen Feuer fangen würde? Noch hielt er den Pfeifenstopfer auf den glimmenden Schwamm gedrückt und sog mächtige Rauchwolken aus seinem Rohr. Und es ritt ihn der Teufel, daß er den glimmenden Zunder im Bogen hinauswarf und lachend rief — laß brennen, wenn's brennt! Dann paffte er gedankenlos weiter. Nicht lange. Donner und Doria — wie sprang er in die Höhe. Schon schlugen aus dem dürren Grase die Flammen, schon kroch der braune Qualm über die Wiese. In weiten Sätzen rannte er zur Mühle hinunter. Schreiend liefen die Leute

mit Hacken und Schaufeln und Spaten zum Löschen. Über der Waldwiese wogte der Rauch. Gerhard wollte helfen; die Brüder rissen ihn fort. Erst nach etlichen Tagen erfuhr er auf Umwegen: Der Brand war auf die Wiese beschränkt geblieben. Das Feuer hatte nur die ersten Fichten versengt.

Aber so kann einer unversehens zum Brandstifter werden.

Jawohl zum Brandstifter. Und nicht immer sind Leute zugegen mit Hacken und Schaufeln.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Lustige, braune Augen, starke braune Zöpfe, eine niedere Stirn, eine Stumpfnase, runde, rote Backen, gute Zähne und eine zierliche Gestalt — das war die Rike aus dem Hinterhaus, Schusters-Rike, wie man sie nannte. Und so stand sie an jenem Sommermorgen in Gerhards Bude, hielt das frischgesohlte Stiefelpaar in der Hand, sagte einen Gruß von ihrem Vater und guckte mit neugierigen Augen umher.

Der Bursche war aufgestanden und kam heran. Und merkwürdig, oft schon war er all die Semester an Schusters Rike vorbeigegangen und hatte nichts Besonderes an ihr gesehen. Aber heute gefiel sie ihm wohl.

Schusters-Rike guckte noch immer in der Stube herum und hielt die Stiefel in der Hand. Dann aber begegneten sich ihre Blicke, und es geschah, daß ihr die dunkle Röte vom Hals bis unters Haar emporfuhr.

Er nahm die Stiefel in die eine Hand und erinnerte sich, daß Baron Brocken in solchen Fällen herablassend die Wange zu kneipen gewohnt war. Er selbst hatte das noch niemals getan. Aber es war eine vornehme und leutselige Handlung, und deshalb hob er die freie Hand und gedachte, das hübsche Kind aus dem Volke auf eben diese Weise auszuzeichnen. Nur leider fehlte ihm Brockens Übung, und so tappte er ein wenig unbeholfen nach ihrer Wange. Und als

sie nun den Kopf zur Seite bog und die Lippen schmollend kräuselte, da ließ er die Hand sinken und stand verdutzt mit dem Stiefelpaare in der andern Hand vor ihr. Zu sagen wußte er nichts.

Sie griff halbrückwärts nach der Türklinke, machte einen kleinen Knicks und wischte hinaus.

Er stand und zerrte an seinem Bärtchen. Wie ein dummer Junge hatte er sich benommen. Der Brocken war doch viel gewandter als er —!

Er horchte hinaus. Wie ein Eichkätzchen säuselte Schusters-Rike die Treppe hinab. Da öffnete sich drunten eine Türe, und er hörte die Stimme der schwarzen Moral.

„Rike!"

„Jungfer —?"

„Wenn du wieder Stiefel bringst, dann gibst du sie da bei mir ab. Verstanden?"

„Ich hab' nichts Unrechts getan."

„Von Unrecht ist keine Rede, aber ich will Ordnung haben, und junge Dinger wie du gehen nicht in Studentenbuden. Verstanden?"

Schusters-Rike maulte und stieß trotzig heraus: „Ich hab' aber doch nichts Unrechts getan und ich sag's mei'm Vater."

„Ganz recht, sag's deinem Vater und deinem Bräutigam, und sie werden dir dasselbe raten. Und jetzt geh und merk dir's für ein andermal." —

So war's gekommen. Ganz zufällig. Warum hatte er in die Stiefelsohlen Löcher getreten? Warum hatte die schwarze Moral die Stiefel gerade dem Schuster im Hinterhaus gegeben? Warum hatte dieser Schuster seine Tochter zu ihm geschickt? Eine Zufälligkeit an der andern — besser etliche Ringe, in deren letzten man ohne Mühe wieder einen Ring legen konnte und so fort Ring in Ring, eine ganze

Kette von Ringen — —! O nein, noch nicht. Nur zwei, drei, vier Ringlein, nette, funkelnde Ringlein, die man mit Daumen und Zeigefinger wegflitzen konnte, wie — wie — nun wie doch gleich? Wie Seifenblasen vom Strohhalm.

Am nächsten Tage nach dem Mittagessen ging Gerhard in das Gärtchen, das zwischen dem kleinen Hinterhause und der Stadtmauer angelegt war, und gedachte zu lesen.

Die Fenster der Waschküche standen offen, und ekelhafter Seifengeruch erfüllte die Luft. Schon wollte er unmutig die Bank verlassen und ins Haus zurückkehren. Da hörte er eine schrille Weiberstimme zwischen dem Geplätscher der Wascharbeit.

„Die hat's auch not, daß sie den Kopf so hoch trägt."

Eine tiefe Stimme fragte: „Nu, man kann ihr aber doch grad nichts Unrechtes nicht nachsagen?"

Sie schwiegen; nur das Geplätscher war noch zu hören.

„Sie lebt doch rechtschaffen und heißt nit umsonst die schwarze Moral?" begann die tiefe Stimme aufs neue.

„Wenn der Hund alt wird, fallen ihm die Zähne aus," antwortete die schrille Stimme. „Ich weiß, was ich weiß."

„Du meinst das Kind? Das ist aber doch ein angenommenes?"

„Jawohl, ein angenommenes wird's sein, ganz recht, angenommen hat sie's."

„Es sieht ihr schon recht ähnlich," meinte die mit der tiefen Stimme.

„Ähnlich?" Die mit der schrillen Stimme lachte. „Aus dem Gesicht ist ihr's geschnitten, das sag' ich. Und ich weiß, was ich weiß."

Eine Zeitlang war wieder nur das Plätschern zu hören. Dann ließ sich die schrille Stimme aufs neue vernehmen: „Sie ist, paß e'mal auf — sie ist im Jahr siebenundneunzig hierher gekommen; meiner Schwester ihr Ältester hat grad

laufen können, und ich hab' damals schon etliche Jahr bei ihrer Base gewaschen, von der sie nachher das Haus geerbt hat. Im Sommer siebenundneunzig. Und im Herbst hat sie das Kind angenommen. Weiß noch, wie's auf einmal dagewesen ist, so ein halbjähriges Ding. Na ja. Und ich weiß auch, wo sie vorher gewesen ist: bei einem Wittiber, bei einem Doktor, dem hat sie den Haushalt geführt."

Gerhard lauschte, und das Herz stand ihm still, als sie nun ganz deutlich seinen Heimatsort nannte. Dann aber schlug es ihm wild auf, und die Hitze stieg ihm ins Gesicht, und er gedachte des Briefes, den er im Schreibtische seines Vaters gefunden hatte.

Da begann die häßliche Stimme aufs neue: „Angenommen soll sie's haben? Mir ist's recht. Aber wenn's heißt, eine Jungfer hat ein Wickelkind angenommen, dann muß ich lachen. Und nur den Kopf soll sie nicht so hoch tragen, das sag' ich. Sonst geht's mich nichts an." —

Lange saß Gerhard, blickte gedankenlos in sein Buch und horchte, ob er noch etwas erlauschen könnte. Aber die Weiber sprachen von anderen Dingen.

Es war ihm übel zu Mute, es war ihm, als ob nun das Letzte, das hoch über seinem Leben geragt hatte, in den Staub gesunken wäre.

Sein Vater! War's denn möglich?

Jawohl es war möglich. Seine leibliche Mutter war im Sommer 1796 gestorben, seine zweite Mutter im Herbst 1797 ins Haus gekommen. Und er hatte ja auch den Brief der Magd. —

An jenem Abende trank er wilder als je.

Des andern Nachmittags gedachte er wieder ins Gärtchen zu gehen. Da stieß er unter der Türe auf Schusters-Rike. Mit einem Knicks wollte sie an ihm vorbei, er aber vertrat ihr den Weg und begann ein Gespräch. Diesmal geriet es

ihm schon besser, und diesmal gelang es ihm auch, sie regelrecht in die Wange zu kneipen.

Leise legte sich ein neues, ein funkelndes Ringlein an die Kette. Ihm aber fiel nun gar nicht mehr ein, das Ringlein wegzuflitzen.

Da öffnete sich hinter ihm eine Türe, und Rike entwich über den Hof.

„Darf ich Sie einen Augenblick bitten, Herr Frey?"

Er betrat die Stube der Hausjungfer.

„Sie werden mir nicht übelnehmen, wenn ich Sie auf etwas aufmerksam mache. Die Rike ist ein gutes, aber leichtsinniges Geschöpf —"

Er fuhr auf, und mit denselben Worten, die vorgestern das Schusterskind gebraucht hatte, stellte er sich gegen die Jungfer. „Ich hab' nichts Unrechtes getan."

Und mit ähnlichen Worten antwortete sie: „Von Unrecht ist noch keine Rede, aber ich will Ordnung haben." Dann fuhr sie mit weicher Stimme fort: „Die Rike ist seit einem halben Jahre verlobt mit einem braven, stillen Handschuhmachergesellen, und wir alle freuen uns, daß sie in gute Hände gekommen ist."

„Meinen nachträglichen Glückwunsch," sagte der Frankensenior von oben herunter. „Aber was kümmert mich das? Sehe jeder, wie er's treibe. Und trägt manche den Kopf heute hoch und ist streng gegen ihre Mitmenschen, die vielleicht im Jahre 1796 gegen einen Witwer nicht gar so —!"

Er kam nicht zu Ende. „Kein Wort weiter, Herr Frey!" Sie stand hochaufgerichtet und sah ihn totenbleich mit entsetzten Augen an. „Wenn Sie es übers Herz bringen, eine wehrlose Frau zu beschimpfen, dann lassen Sie doch wenigstens das Andenken des Mannes —." Sie wandte sich ab und ging ans Fenster.

Gerhard blieb noch einen Augenblick. Dann ging er trotzig, ohne Gruß aus der Türe.

In der Küche gegenüber stand das scheue Mädchen, das mit keinem Studenten sprechen durfte. Er sah das Gesicht durch die Glastüre und glaubte Ähnlichkeit über Ähnlichkeit zu entdecken. —

Am nächsten Abend wollte er ins Kommershaus und kam von seiner Bude herab ins erste Stockwerk, am offenen Fenster vorüber. Da war ihm, als huschte die Rike über den Hof. Er beugte sich aus dem Fenster, und richtig, unten an der Türe stand sie neben einem Manne. Das war wohl der brave Handschuhmacher, der Bräutigam.

Der hatte ihre Hände gefaßt und sprach eifrig auf sie ein. Sie antwortete nichts. Es handelte sich um einen Ausflug, den er am nächsten Tage, einem Feiertage, in ein benachbartes Dorf machen wollte. Gerhard stand über den beiden und lauschte. „Also recht, ich geh' mit," sagte sie plötzlich ganz laut und wiederholte den Namen des Bierdorfes. Dabei hob sie fast unmerklich den Kopf und lachte einen Augenblick zu Gerhard empor. „Um drei Uhr können wir draußen sein."

Geräuschlos zog sich der Bursche zurück. ‚Also morgen um drei Uhr — gut.'

Da stand er nun wieder vor einer fremden Wiese, bereit, den glühenden Schwamm ins rascheldürre Gras zu werfen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Er war der erste im Kommershaus. Bald nach ihm kam Brocken. Der schnitt ein fürchterliches Gesicht und setzte sich nach flüchtigem Gruß in eine Ecke.

„Laß mich!" rief er, als Gerhard neben ihn rückte und ihn fragend anblickte. „Du kannst mir ja doch nicht helfen."

„Wer weiß?" fragte Gerhard.

In diesem Augenblick kam Graf Johann zur Türe herein und ging auf die beiden zu.

Befehlend rief der Senior: „Abschwenken! Die Burschen

haben miteinander zu reden!" Und gehorsam ging der Fuchs ans andere Ende des Saales.

„Der könnte mir helfen," sagte Brocken und schielte nach seinem Vetter hinüber. „Es ist doch zum Selberaufhängen, wenn man sieht, wie so einer im Überfluß schwimmt. Unsereiner aber — prost Frey, sauf's! Also wisse: heute ist meine älteste Schwester bei mir gewesen — den ganzen Nachmittag." Er schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. „Ist doch ein Wunder Gottes, was solch ein Frauenzimmer zusammenschwätzen kann. Du aber mußt stille sitzen und zuhören und kannst — wie heißt's doch in der Bibel? — kannst ihr auf hundert nicht eines antworten."

„Du hast's auch toll genug getrieben," sagte Gerhard nach einer Weile.

Da fuhr Brocken auf: „Willst du mir auch noch kommen? Aber gib dir keine Mühe. So kannst du's ja doch nicht wie ein Frauenzimmer. O du lieber Herrgott — was hab' ich alles zu schlucken gekriegt. Und jetzt weiß ich's genau: ich bringe die Meinen allesamt an den Bettelstab und den alten Herrn in den Sarg, ich bin der Jammer der Familie — ja, was noch alles? Sauf's, Frey, prosit! Ich muß den schlechten Geschmack hinunterschwemmen."

„Steht's denn wirklich so schlimm?"

„Schlimm, was heißt schlimm?" Er lachte laut auf. „Könnte ich denn nicht der Bruder von dem Füchslein, von dem Letzten der gräflichen Vettern da drüben sein? Nur der Zweitgeborene — ich wollte ja gar nicht höher hinaus. Aber so — es ist zum Grünwerden. Der's nicht hat, der braucht's blutnötig; und der's hat, der weiß gar nicht, was er damit anfangen soll."

„Anpumpen!" sagte Gerhard.

„Anpumpen? Nicht ums Verrecken. Wo doch eigentlich alles uns gehörte von Rechts wegen! Denn wir sind die ältere Linie."

Wie ein Stich fuhr dem Senior eine Erinnerung durch den Kopf. Er sah die beiden als Knaben auf der Schloßbrücke stehen und hörte Brockens Stimme von damals: ‚Welch ein Narr, seinen Bruder im offenen Torweg zu erstechen!' Aber nein, da saß ja vor ihm der honorige Bursche Freiherr von Brocken. Und Gerhard sagte, um überhaupt etwas zu äußern: „Wenn du nur das Spielen aufgäbest."

Wieder brauste der andere auf: „Ich will keine Moralpredigt. Schau, ich hab' nun zwei Möglichkeiten: Entweder ich häng' mich auf — und das wäre das Einfachste. Oder ich ziehe den bunten Rock an und kämpfe für Deutschlands Freiheit gegen den Tyrannen — wie man sich jetzt so erhaben ausdrückt. Welche von beiden Todesarten ich wähle, das wird sich zeigen. Prost, Frey, sauf's! — Ha, nun wird mir schon besser zu Mute."

Jawohl, es wurde ihm besser zu Mute. Und so toll wie an jenem Abend hatte man ihn schon lange nicht mehr gesehen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen lag Gerhard noch im wüsten Halbschlaf. Da kam Graf Johann vom ersten Stockwerk herauf und trat an sein Bett. „Ja so, heute ist Sonntag," sagte der Senior gähnend und schielte auf das Gesangbuch, das der Fuchs in der Hand hielt. „Gute Andacht, mein Lieber." Feierlich klangen die Kirchenglocken zusammen, als dieser sagte: „Gerhard, ich möchte dich bitten, befreie mich für heute nachmittag vom offiziellen Exbummel."

„Warum denn?"

„Ich möchte den Tag in der Stille begehen."

„Raus mit der Sprache!"

„Ich scheue mich zuweilen, etwas geradeheraus beim Namen zu nennen. Ihr habt so wunderliche Ansichten von dem, was sich schickt und was sich nicht schickt."

„Das mag nun wieder etwas Sauberes sein. Raus damit!"

„Es ist heute der Todesjahrtag meines seligen Großvaters."

„Weiter nichts? Und der alte Herr ist ja doch schon so lange tot. Deshalb willst du daheim bleiben, vielleicht auch noch zur höheren Feier in die Nachmittagskirche schlüpfen?"

„Ich bin von Jugend auf gewöhnt, diesen Tag in der Stille zu begehen."

Mit einem Fluch setzte sich Gerhard auf: „Du gehst mit uns und damit basta."

Wortlos schlich der Fuchs aus der Türe.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Truppweise zogen die Burschen im Sonnenscheine dem Bierdorfe entgegen — die Franken insgesamt. Und sie gedachten, sich aus Leibeskräften zu vergnügen.

Unterwegs holten sie den Bierlupf ein, der schwerfällig, auf seinen Ziegenhainer gestützt, demselben Ziele entgegenwallte. Und es schickte sich, daß Gerhard mit ihm hinter den andern zurückblieb.

Nach einer Weile machte der alte Mensch halt und atmete schwer: „Ihr lauft ja wie die Schneider; da komm' ich nimmer mit."

„So wollen wir langsam gehen."

„Recht so, Frey! Du bist doch im Grund immer so gegen mich gewesen, wie sich's für ein junges Semester geziemt."

„Danke für die gute Note im Betragen."

„Jawohl, schon als Fuchs, Frey; das will ich dir auch niemals vergessen."

Gerhard schwieg. Der Bierlupf aber setzte sich wieder in Bewegung und fuhr trübselig fort: „So 'was merk' ich mir fein. Wenn auch wohl die meisten glauben, daß ich gar kein

Gefühl mehr habe für die Schicklichkeit — na ja, Herr du mein Gott, was treiben doch die Füchse und die Burschen oft Schindluder mit mir."

„So halte dich wie ein honoriger Bursche, und du wirst nimmer zu klagen haben. Im übrigen kann ich dafür sorgen, daß sie's nicht gar zu arg machen."

„Das wird wenig helfen," meinte der Bierlupf und blieb wieder stehen. „Was einem gebührt, das wird einem zuteil."

„Nur keinen moralischen Kater mimen, Verehrtester! Und heute bist du mein Gast."

„O, ich danke dir sehr, du bist zu freundlich. Aber weißt du, für heute hat mich schon dein Telemach eingeladen. Höre, das ist doch ein netter Fuchs. Ganz anders als die unbarmherzige Bande, die andern. Immer grüßt er mich zuerst, ob wir uns nun daheim auf der Stiege oder auf der Straße begegnen. Du sag einmal, warum habt ihr denn schon so viele von seinen Konfüchsen rezipiert und ihn immer noch nicht?"

„Wir werden unsere Gründe haben."

„Es geht mich ja nichts an, Frey, aber glaub mir, der wird ein honoriger Bursch, dafür hab' ich den Blick."

„Zuerst müßte er sich doch überhaupt einmal schlagen!" fuhr Gerhard heraus. „Und dazu will ich ihn allerdings so bald als möglich bringen."

„Wenn's darauf allein ankäme," meinte der Bierlupf trübselig, „dann müßte ich heute noch der honorigste Bursche von allen sein."

„So mach halt der schwarzen Moral die Freude und steig ins Examen!" höhnte der Senior.

„Wer weiß?" Der alte Mensch blieb wieder stehen und sah Gerhard mit schwimmenden Augen an. „Ich glaub', ich komm' doch noch zum Ziel."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Bald nach den Franken zogen auch die Preußen in den Biergarten ein, und mit scheelen Blicken sahen die Handwerksgesellen auf die verhaßten Studenten. Anders ihre Schätze — die freuten sich sehr.

Nachlässig mit dem Ziegenhainer fuchtelnd spazierte der Frankensenior zwischen den Bänken und spähte nach der Schusters-Rike. Aber sie war noch nicht da.

Die Blechmusik erklang in wilden, kreischenden Mißlauten, und auf dem Podium drehte sich mit Stampfen ein Knäuel von Tanzenden — alles bunt durcheinander, Studenten und Gesellen.

Gerhard kam zu den Tischen der Franken zurück. Die meisten Plätze waren leer, und die blanken Zinndeckel funkelten im Lichte der Sonne. Gelangweilt saß der junge Graf neben dem Bierlupf.

„Na, Johann, wirst du nicht tanzen?"

„Habe nicht die geringste Lust."

„Fuchs, ich glaube, du bist wieder einmal vom Hochmut besessen?"

„Ich habe allerdings mein Leben lang noch niemals in solcher Gesellschaft verkehrt."

„Laß ihn doch in Frieden," mischte sich der Bierlupf ein.

Da ging der Senior nahe an den Fuchsen heran: „Augenblicklich zum Tanz antreten!"

Der Graf erhob sich.

„Da drüben am zweiten Tisch sitzt eine — geh hin und hol sie!"

Gehorsam ging der Fuchs an den zweiten Tisch und führte die Magd auf das Podium.

Nach wenigen Minuten kam er mit vergnügtem Lächeln zurück.

„Schon fertig?"

„Der lange, dürre Student, der Königsberger, der seit

etlichen Wochen bei den Preußen verkehrt, hat mir das Stück abgenommen."

„Und du hast dir's gefallen lassen?"

„Aber ich bin doch heilfroh, daß ich sie los habe."

„Antworte, hat er dich höflich um Erlaubnis gefragt und auf deine Entschließung gewartet, wie sich's gebührt?"

Baron Brocken trat neben die beiden und hörte schweigend zu.

„Aber Frey, du bist doch zu streng gegen mich. Er hat zwar keine lange Rede gehalten, aber ganz vernehmlich pardon gesagt."

„Dann gehst du augenblicklich zurück und nimmst sie dem frechen Burschen mit einem ebenso vernehmlichen pardon wieder ab."

„Wenn mir aber gar nichts daran liegt, wenn ich überhaupt nicht mehr tanzen mag mit dem gräßlichen Stück?"

„Ohne Gegenrede!"

Der Bierlupf war aufgestanden und zischelte ins Ohr des Seniors: „Ich bitte dich, überleg's. Dieser Königsberger soll ein ganz gefährlicher Raufbold sein."

„Ohne Gegenrede!" wiederholte Frey.

Mit gesenktem Kopfe ging der Fuchs aufs Podium zurück. Brocken aber sagte zu Gerhard: „Recht so."

Dann kam der Graf wieder und berichtete mit weißen Lippen: „Er hat mir einen dummen Jungen aufgebrummt."

„Also —!" sagte Frey.

„Also —!" sagte auch Brocken.

„War nun das auch der Mühe wert?" murmelte der Graf.

„Du wirst ja wissen, was nun folgen muß?"

„Selbstverständlich. Aber tanzen muß ich heute wohl nicht mehr?"

Langsam ging er dem Ausgange zu.

Da sagte der Bierlupf zornig: „Ich begreife dich nicht,

warum du das Füchslein auf den alten Raufbold gehetzt hast."

Gerhard würdigte ihn keiner Antwort.

„Recht so —," sagte Brocken. „Prost, Frey!" —

Und dort kam ja nun endlich die Rike, die Schusters-Rike mit ihrem braven Bräutigam.

Herr des Lebens, was für ein furchtbar dummes Gesicht muß doch dieser Handschuhmacher mit sich herum tragen! Aber die Rike — Donner, wie fein hat sich die Rike geputzt und wie lacht sie dem Senior von weitem entgegen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Abend war's, und spärliche Papierlampen erhellten notdürftig das Podium und die Tische.

In die eine Hälfte des Gartens hatten sich die Handwerksgesellen mit ihren Schätzen zurückgezogen, in der andern saßen die Burschen.

Ohne viel Reden war's zu einer Art von Verständigung gekommen: Immer der eine Tanz gehörte den Burschen, der nächste den Gesellen. Die Mädchen aber waren Gemeingut und flogen aus einem Arm in den andern.

So konnte man's ja noch ertragen, wenngleich die Verteilung nicht sonderlich gerecht war. Aber was wollten die Gesellen gegen die Überzahl der Burschen? Sie machten böse Miene zum Spiel, murrten untereinander und tanzten, soviel sie erwischten.

Nur eines ging wahrhaftig nicht an. Das durfte sich der Bruder Handschuhmacher denn doch nicht gefallen lassen: Noch kein einziges Mal hatte er mit seiner Braut tanzen können. Fortwährend fegte diese mit dem Frankensenior herum, der sich für seine Person nicht im geringsten an das stille Abkommen kehrte. Zum Teufel, war das nun die Braut des Gesellen oder des Burschen? Und warum saß sie denn nicht einmal in den Pausen bei Ihresgleichen, sondern bei den Studenten, die Gans?

Der arme Bräutigam schnitt ein trübseliges Gesicht und trank einen Krug nach dem andern leer. Besseres konnte er wirklich nicht tun. Sollte er vielleicht den vornehmen Burschen zur Rede stellen? O nein, das hätte er niemals gewagt. Nur seiner Rike mußte er's auf dem Heimweg sagen, vielleicht gar auch morgen ihrem Vater, wenn sie's nicht einsehen wollte. Bei dem fand er dann sicher sein Recht. Aber die andern ließen ihm keine Ruhe. Jeder, dem die Wut bis in den Hals hinaufkochte, trat hinter den Geprellten und hetzte an ihm. Und zuletzt sah's der Handschuhmacher auch ein. Das Bier und das Ehrgefühl siegten über seine Bescheidenheit. Er stand auf. ‚Recht so, geh hin, laß nit aus, er muß dir sie geben!' So schwirrte es um ihn her. Und auf unsicheren Beinen stelzte er zum Podium, kletterte hinauf, schnitt ein grimmiges Gesicht und wartete am Rande, bis die Musik aussetzte und die Tanzenden verschnauften. Und als die Rike mit ihrem Studenten vorbeikam, zerrte er sie am Rock: „Ob du jetzt mit mir tanzen willst oder nicht —?"

„Mit mir tanzt sie," herrschte ihn Gerhard an.

„Das wollen wir einmal sehen — wer hat sie denn zum Tanz geführt, ich oder Sie? Und jetzt tanzt sie mit mir."

Da versetzte Gerhard dem Handschuhmacher einen Stoß, daß dieser über den Rand des Podiums taumelte und in den Knäuel seiner Mitgesellen hinabfiel.

Das war das Zeichen zum Kampfe. Die Mädchen kreischten, die Männer brüllten. Mit geschwungenen Ziegenhainern drangen sie aufeinander ein. Und wie Hasen flohen die Mädchen auf die Straße hinaus.

Aber der Kampf war ungleich, und nach kurzem Geschiebe sahen sich die Gesellen aus dem Garten gedrängt.

Mit dem Tanzen war's nun freilich vorbei; denn was Röcke trug, hatte sich aus dem Staube gemacht. Aber was

kümmerte das die honorigen Burschen? Man konnte ja den Abend auch bei den Klängen einer schauderhaften Musik verkommerfieren. Und das besorgten sie redlich bis gegen Mitternacht.

Auf dem Heimweg war Vorsicht geboten. Denn wer wußte, ob einem die Knoten nicht auflauerten? Deshalb marschierten auch die beiden Gesellschaften in einem Haufen einträchtig dahin.

Grundlose Sorge. Die Straße war leer. Ungehindert gelangten sie zum Tore und schellten den Wächter heraus. Ein jeder entrichtete seinen Kreuzer, dann gingen sie auseinander, dahin und dorthin.

Ein großer Trupp war singend auf den Marktplatz gekommen. Da ertönten schrille Pfiffe, und von allen Seiten rannten dunkle Gestalten herzu. Mit Macht aber brüllte der Frankensenior: „Burschen heraus —!“

Hinter den Fenstern ward es helle.

„Burschen heraus —! Burschen heraus —!“ gellte es über den dunkeln Markt und pflanzte sich fort in die Gassen und Gäßlein der schlafenden Stadt. Haustüren schlugen. Von allen Seiten kamen sie gerannt, Studenten und Gesellen. Pfiffe tönten. Weiber schrieen aus sichern Fenstern nach der Polizei. Und auf dem weiten Platze wogten die tobenden, kämpfenden Burschen und Knoten.

Es war ja keine Seltenheit, daß diese Erbfeinde einander dergestalt in die Haare gerieten, und daß die Gassen widerhallten von den Pfiffen der Knoten und vom uralten Kampfruf der Studenten — Burschen heraus —! Was lag auch viel daran, wenn sich die gelehrte und die ungelehrte Jugend einmal nach Herzenslust verprügelte? Aber in dieser Nacht wurde es Ernst. Als sich die Polizei endlich aus ihrer Höhle herauswagte, waren die Kämpfenden zerstoben, und auf dem Marktplatze, neben dem Brunnen, lag röchelnd

ein fremder Handwerksgeselle, todwund, mit einem Stich in der Brust.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Tag schwirrte durch die Werkstätten ein Gerücht und wollte nimmer verstummen. Wer hat's getan? Der Lange, Dürre, der vor wenigen Wochen zugereist ist und bei den Preußen verkehrt, der hat es verbrochen.

Aber die besonnenen Bürger und Familienväter unterdrückten nach Kräften die lästige Rede: Wer will das so gewißlich behaupten? Wie leicht kann man sich irren! Ja, wenn einer von den Unsern erstochen wäre — ja, da wollte man der Sache schon auf den Grund kommen. So aber, wegen des fremden Schneidergesellen, der seit vierzehn Tagen erst hier gearbeitet hat? O nein! Denn mit unsern Herren Studenten ist nicht gut anbinden, wer weiß — wenn man sie beleidigt, dann ziehen sie fort aus der Stadt, und die Bürger haben das Nachsehen. Bürger und Studenten müssen zusammenhalten. Aber die Bürger leben von den Studenten, und nicht die Studenten von den Bürgern.

Und wie diese, so dachten noch manche im Städtlein. Es gab etliche Verhöre, aber die Zeugenaussagen waren unklar und widersprachen sich. Und die Sache verlief endlich im Sande. —

Der wilde Frey ging in diesen Tagen nicht aus. Er hatte einen Stockhieb im Gesicht davongetragen.

Gewiß, es war ihm unbehaglich zu Mute. Aber was konnte er schließlich dafür? Warum hatte ihn einstmals Konstanze verschmäht, warum hatte ihm Schusters-Rike die Stiefel gebracht, und warum war ihm die schwarze Moral zu nahe getreten? Warum hatte er zufällig die Abrede des Handschuhmachers belauscht? Und warum hatte ihm der dumme Mensch das harmlose Tänzlein nicht gönnen wollen? So und nicht anders lief doch die Kette.

Jawohl, so lief die Kette.

Freilich, daß am letzten Ring dieser Kette ein Toter hängen würde, wer hätte solches geahnt?

Ja, es war dem Burschen in Wahrheit schrecklich zu Mute tief drinnen im Herzen. Aber davon ließ er die andern beileibe nichts ahnen.

•

Gerade damals erhielt Gerhard einen Brief von Wolfgang Eysen — nur wenige Sätze, in Hast auf einen Fetzen Papier geworfen:

‚O Gerhard, in welcher Luft atme ich nun! Luft, was sage ich? Der Sturmwind braust und reißt uns Burschen mit sich fort. Seit dem März bin ich unter den Waffen. O Gerhard, wie steht's denn bei euch, bei meinen lieben Franken insgesamt? Vergebens spähe ich nach euch aus. Warum so lange? Auf, auf, was zögert ihr? O könnte ich einen Tag nur zu euch kommen und durch die alten Gassen rennen und rufen aus tiefer Brust: Burschen heraus — Burschen heraus — Burschen heraus in den heiligen Kampf!'

•

Wolkenlos blaute der Himmel über dem sommerlichen Frankenlande; frischer Wind trug den Staub der Straße von trabenden Roßhufen hinaus auf die Wiesen.

Vor zehn andern Burschen trabte Gerhard. Sie waren auf einem Ritt in die große, benachbarte Stadt.

Er saß so schulgemäß im Sattel, als ritte er in der Reitbahn. Er hatte die Lippen zusammengepreßt und blickte geradeaus.

Brocken war lange Zeit hinter allen andern getrabt. Nun gab er dem Braunen die Sporen und galoppierte nach vorn. Als Gerhard die klappernden Hufschläge auf der harten Straße vernahm, wandte er den Kopf und rief zornig: „Pferdeschinder!"

„Ich will dir's nicht krumm nehmen, wenn's auch komment-widrig ist," sagte Brocken und ließ seinen Gaul in Trab fallen. „Warum reitest du auch in solchem Tempo voraus?"

„Weil's mir behagt."

„Und warum bist du so ungnädig, wenn mir die Frage erlaubt ist?"

„Den Ehrenhandel des Grafen hätten wir anders deichseln müssen."

„Ist alles kommentmäßig vor sich gegangen," sagte Brocken gleichmütig. „Und am Montag tritt mein Herr Vetter auf die Mensur."

„Ich aber bin schuld daran!" rief Gerhard zornig. „Und wer von uns kennt ihn denn eigentlich, diesen Fremden, diesen Zugereisten aus Königsberg?"

„Pah — kennen! Wer kennt denn überhaupt den andern? Daß er ein honoriger Bursch ist, beweist sein Verkehr mit den Preußen. Das muß uns genügen."

„Habt ihr schon eine Bude?"

„Die Kammer neben der Deinen."

Gerhard fuhr zurück: „Das geht nicht."

„Wegen der schwarzen Moral?" fragte Brocken lauernd.

„Es kann nicht sein," wiederholte Gerhard. „Seht euch nach einer andern Bude um."

„Bedauere, heute ist Samstag, heute schon werden die Waffen hingeschafft."

Gerhard stieß einen Fluch aus.

„Sachte mein Lieber. Ich bitte, ruhig zu überlegen. Wo wären wir sicherer als im Hause der schwarzen Moral?"

Gerhard schwieg.

„Gelt, du weißt nichts dagegen? Und nun — eine devote Bitte: wollen der Herr Senior geruhen, sich zu freuen mit den Fröhlichen. Die Sonne lacht."

Gerhard atmete tief auf und sagte: „Bist denn du so vergnügt, Brocken?"

„Ich will mich vergnügen," antwortete der Bursche, und seine Zähne blinkten im verzerrten Gesicht. —

Gerhard ritt schweigend fürbaß. Ein Bild wollte ihm nicht aus dem Sinn. Er sah sich in der Stube der alten Gräfin, er fühlte, wie sie die Hände auf seinen Scheitel legte, er sank im Sattel zusammen wie damals auf dem Samtstuhle, er hörte aus weiter Ferne die eindringliche Stimme: ‚Ich binde meinen Enkelsohn in Ihr Gewissen.'

„Wir wollen lustig sein!" rief er plötzlich: „Hurra — wer reitet mit mir?"

Er rief's mit gellender Stimme zurück und parierte sein Pferd.

„Lustig sein!" schrie Brocken neben ihm und schwenkte den Hut.

Heideland dehnte sich gegen Osten, bis hinauf zu einem fernen, dunklen Walde.

Alle elf hielten am Straßenrande.

„Wir trotten da im Staube, wie wenn wir mit einer Leiche zögen," rief Gerhard. „Pfui Teufel, sind wir Burschen, des Namens wert?"

Seine Augen suchten über die Heide hin.

„Seht ihr die einzelne Föhre dort drüben vorm Wald?"

„Jawohl."

„Wie weit, Stöpsel, zu gehen?"

„Zwanzig Minuten."

„Laßt uns um die Wette bis zur Föhre reiten. Die vier Letzten bezahlen die Zeche."

„Na, hör mal, das kommt doch weniger auf uns als auf die Beine von unsern Schindmähren an," meinte einer etwas kleinlaut.

„Wer tut mit?" rief Gerhard und setzte über den Graben.

Sie folgten ihm alle, sie richteten sich in eine Reihe.

„Auf drei — los!“ rief der Senior. „Eins — zwei — drei!“

Sie stoben über das Heideland, eine Kette Rebhühner stieg auf, eines der Pferde brach seitwärts aus und ging durch. Zehn Reiter jagten nahezu geschlossen über die sanft ansteigende Fläche. Dann löste sich der Braune des Freiherrn von den andern und raste voran. Schnaubend folgten die neun.

Vor den Reitern zog sich Ginstergestrüpp quer über die Heide.

Brocken war weit voran. Da hob er die Hand und parierte hart vor dem dunkelgrünen Streifen sein Pferd, riß es herum und trabte zurück.

„Halt!“

„Warum halt?“

In einem Haufen standen die schnaubenden Rosse.

„Das wär' uns übel bekommen. Pfui Teufel, hinter dem Ginster zieht sich ein tiefer Hohlweg von der Höhe herunter.“

„Pah!“ rief der Senior. „Ein honoriger Bursche setzt über den Hohlweg.“

„Pfui Teufel, ich nicht,“ lachte Brocken. „Ich fürcht' mich.“ Er zog die Schultern hoch.

„Fürchten? Brocken fürchtet sich!“ lachten sie durcheinander.

„Und warum denn?“

„Selber hingucken!“

Einer der Burschen trabte hinauf, warf einen Blick in den Hohlweg und ritt zurück. „Pst! — Ein Leichenzug kommt von der Höhe herab.“

Nun galoppierten auch Gerhard vor bis an den Rand des tiefen, engen Hohlweges.

Vom fernen Wald herunter kam der stille Zug. Voraus schwankte das vergoldete, florumhüllte Kreuz. Ein alter Mann

mit entblößtem Haupte trug die hohe Stange. Dahinter schwankte auf niedrigem Wagen der Sarg, und hinter diesem kam das schwarze Gewimmel der Leidtragenden.

Nun hielten alle Burschen auf ihren schnaubenden Pferden am Rande und blickten neugierig dem Zuge entgegen.

Da wandte Gerhard seinen Gaul und rief: „Ein Mordsspaß — zurück!“

„Aber was willst du denn, Frey?“

„Zurück!“

Sie trabten ihm nach, bis er halt machte.

„Ich hab's gesagt, ein honoriger Bursche setzt über den Graben.“

„Jawohl, nachher.“

„Jetzt —!“ rief Gerhard mit verhaltener Stimme.

Er trabte noch weiter zurück, zweihundert Schritte und mehr. Die andern machten ihm Platz. Offen dehnte sich die Heide bis zum Hohlwege hinauf.

„Pfui Teufel, er tut's!“ brummte Stöpsel.

Schrittweise schwankte das Kreuz heran, seltsam anzuschauen, als glitte es, umflort und doch noch matt funkelnd, ganz allein zwischen den Ginsterbüschen einher.

Gerhard sprengte an — im Galopp — in der Karriere. Neugierig sahen die Burschen zu. Jetzt war er am Rande des Hohlweges und jetzt, dicht hinter dem gleitenden Kreuzlein, setzte er hinüber, arbeitete sich auf der andern Seite hinauf und raste zum fernen Walde.

Zuerst war alles still.

Dann kreischten Weiber, Männer schrieen, und das Kreuz versank zwischen dem Gestrüppe.

Unschlüssig hielten die honorigen Burschen. Droben am Waldrand aber schwenkte der Springer sein weißes Tuch.

Köpfe tauchten über das Gestrüppe empor. Wilde Rufe ertönten.

„Sauve qui peut!“ rief einer der Burschen und galoppierte zurück, der weißblinkenden Straße zu. Die andern folgten ihm. Nur Brocken schwenkte zur Linken ab und trabte den Hohlweg entlang. Wo dieser ins Flache auslief, setzte er hinüber und sprengte hinauf, dem Walde zu.

Mit verzerrtem Gesichte rief Gerhard dem Freund entgegen: „Famoser Witz — nicht?“

„Vorwärts!“ rief Brocken. „Was stehst du so ungedeckt? Könnte nicht einer von den Kerlen sich deine Visage etwas schärfer beschauen, als dir lieb wäre?“

„Oho!“

„Na dann fort!“

Und sie ritten durch den Wald, im weiten Bogen zurück auf die Straße, den andern nach, der großen Stadt entgegen.

•

Bis gegen Abend kneipten die Burschen. Dann trat Brocken hinter den Freund und flüsterte: „Es ist nun genug. Odi profanum vulgus — wir drücken uns beiseite. Ich weiß 'was anderes — geh mit!“

So sagte er, und so kam's. Unhörbar kam's, auf samtenen Sohlen wie ein zartes Kätzlein kam's und machte sich mit leisem Schnurren heran.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war ein heimliches, im verlassenen Stadtgraben verstecktes Gärtlein mit einem dicken, alten Turm. Dort saßen sie unter einem jungen Lindenbaum am grünen Tisch allein beieinander.

Gerhard schlürfte den starken Wein, berauschend dufteten die Sommerblumen ringsumher, jubelnd zirpten die Heimchen. Und Brockens Augen — immer wieder mußte Gerhard über sein Glas hinüber in diese unergründlichen, luftfunkelnden Augen sehen.

„Was hast du denn, Brocken?"

„Einen Festtag. Prost, Bruder." —

Die Abendröte glühte über die Mauer herüber. Ganz allein saßen die Burschen.

Eine Alte bediente. Jetzt lehnte sie drüben unter der Türe des finstern Turmes. Eine widerliche Alte, mit häßlichen Augen. Aber der Wein, den sie brachte, war stark und kühl. Und berauschend dufteten die Blumen in den Beeten.

So ging die Sonne hinunter, und die Dämmerung senkte sich über den Garten.

Dann aber — ja dann —. Brocken wandte das Haupt ein wenig zur Seite und zog lächelnd den Mundwinkel zurück. Der Kies knirschte unter dem schlanken Ding, das vom Turme herankam. Gegangen kam? O nein, nicht gegangen — geglitten mit fast unmerklichem Wiegen des Oberleibes.

Einen Augenblick blieb sie stehen, als erschräke sie beim Anblick der Fremden, und preßte die flache Hand auf die Brust. Dann aber —. Dem wilden Frey stieg es heiß ins Gesicht, als sie mit gesenktem Köpflein herzutrat.

Verlegen erhob er sich und verneigte sich wie vor einem vornehmen Frauenzimmer. Brocken aber war sitzen geblieben, warf ihr hinter dem Rücken des Bruders eine Kußhand zu und sagte mit weicher Stimme: „Nehmen Sie Platz, schönes Kind!"

Gerhard wunderte sich, daß sie beim Tonfall dieser Stimme nicht umkehrte. Aber schon saß sie mit gesenkten Augenlidern auf dem äußersten Ende der grünen Bank, den Burschen gegenüber, und faltete die Hände im Schoße.

Gerhard wandte die Augen nicht von dem feinen, schmalen Gesichtchen, das hold erglühte im letzten Scheine der Abendröte. Er hob das Glas und tat einen tiefen Zug. Und um die Welt hätte er nichts zu sagen gewußt.

Da war's ihm, als hörte er aus weiter Ferne eine Stimme, die leis und dringend seinen Namen rief. Er lauschte.

Zurückgelehnt, mit eingekniffenem Mundwinkel, saß Brocken und beobachtete den Bruder von der Seite her.

Torheit. Niemand hatte gerufen. Wer sollte ihm rufen? Wer hatte überhaupt noch ein Recht ihm zu rufen?

„Deine Laute, schönes Kind —?" fragte Brocken.

Da hob sie die Lider, richtete ihre dunkeln Augen auf Gerhard und nickte.

Die Alte kam und brachte Wein und hakte ein brennendes Papierlaternchen an einen Ast über dem Tisch. In rosafarbigem Lichte saßen die drei.

„Trink, schönes Mädchen," sagte Brocken und goß ihr ein Glas voll. Dann schenkte er sich und dem Bruder ein. „Prosit!"

Es war Gerhard, als verzöge sich ihr Gesicht in heimlichem Lächeln. Aber sogleich lag wieder der rührende Ernst von vorhin auf den blassen Zügen, und mit niedergeschlagenen Augen stieß sie ihr Glas an die klingenden Gläser der Burschen, hob es an die Lippen und nippte —. Ach nein, schon hatte sie das große Weinglas auf einen einzigen Zug geleert und wischte mit dem Rücken der Hand über ihre Lippen, sprang empor, lief wie ein Wiesel zum Turme, und ehe Brocken auf eine leise Frage des Bruders geantwortet hatte, war sie zurück mit einer Laute im Arm.

Nun aber setzte sie sich nicht mehr so ehrbar wie vorhin, sondern war mit einem zierlichen Sprung auf der Bank, setzte sich auf die Lehne, schlug ein Bein über das andere und begann die Saiten zu zupfen.

Die Blumen dufteten, der Wein funkelte, das Laternchen leuchtete, die Heimchen zirpten im Grase, und drüben, auf der Schwelle des Turmes, kauerte die Alte und hatte die Arme um die hochgezogenen Knie geschlungen.

Das Mädchen aber sang halblaut das erste Lied.

In Gerhards Adern brannte das Feuer des schweren Weines. Er trank und trank und starrte und lauschte. Zuweilen hoben sich ihre langwimperigen Lider, und mitten im Gesang richtete sie die großen Augen auf ihn — und er atmete tief und schwer, starrte und trank.

Die Alte brachte Wein und Wein und Wein. Und wie die Burschen tranken, so trank das Mädchen. Ihr Antlitz rötete sich, wilder und wilder wurde ihr Spiel, lockend ertönten ihre Lieder, lockend und wühlend.

Gerhard saß in einem süßen Taumel und fühlte sich ledig aller Erdenschwere. Er sah nichts mehr als die Eine da drüben — den Inbegriff aller Sehnsucht.

Und dann? — Ja, dann brach sie plötzlich den Gesang ab, sprang zur Erde, setzte sich neben ihn und legte zutraulich den Arm um seine Schultern.

Er schielte nach dem spöttischen Freunde hinüber. Aber Brockens Platz war leer. In der Finsternis irgendwo knirschte der Kies, und es dünkte Gerhard, als klänge leises Lachen aus der Ferne herüber.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ekel und pfui — das war gefälschter Wein gewesen. Kann er denn jemals den nächsten Morgen vergessen? Den strahlenden Sommermorgen und den blinkblanken Lindenbaum, das wüste Durcheinander von Flaschen und Gläsern und Tellern mit Wein und Speiseresten auf dem Tisch, die Laute, die gestern nacht auf den Kies gefallen war, und — das Gesicht, das Gesicht, das nun vom Turm auf ihn herunternickte im grausamen Lichte des Tages? —

Er stand draußen im engen, übelriechenden Gäßchen. Da kam Brocken heran.

Feindselig sah ihm Gerhard entgegen.

„Soll ich ihn zum Trödler tragen?“

„Wen denn?“

„Deinen Tugendmantel, mein Sohn.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ekel und pfui!

Der Durst nach dem Glück war's gewesen, der brennende Durst, und die Unsichtbaren hinter ihm, die mit den Nesseln und Geißeln, die waren's gewesen. Da hatte er sich an die Pfütze gekniet und hatte getrunken.

9. Der schale Rest

Es war am selben sonnigen Sonntagmorgen, und die Kirchenglocken tönten über die Dächer des Städtchens.

Der Bierlupf stand vor dem kleinen Spiegel und rasierte sich. Knirschend fuhr das Messer über die feisten Backen und das Doppelkinn und nahm Seife und Stoppeln. Dann wusch er das gesäuberte Antlitz und besah sich wieder im Spiegel. Der warf das graue, gedunsene Gesicht in alter Trübsal zurück.

Er hob die Linke und prüfte nachdenklich ihren Rücken, preßte mit dem Zeigefinger ein Grübchen neben das andere in die schwammige Haut, ballte die Linke zur Faust und beobachtete, wie sich nun die Haut allmählich doch wieder glatt spannte. Er seufzte ein wenig und schüttelte sich.

Aber es war ihm dennoch wohl zu Mute an diesem Morgen. Er zog die Kattunbehänge vor Bett und Waschtisch, öffnete das Fenster und ließ die frische Luft herein.

Die Magd klopfte und brachte ihm das Frühstück — heiße Milch und Schwarzbrot.

Er trat ans Fenster, stemmte die Fäuste auf den Sims und sah hinaus.

Es war ihm wohl zu Mute, wie schon lange nicht mehr. Gierig sog er die Morgenluft ein, und jetzt, in dieser Stunde kam's mit Macht über ihn, was er wohl jezuweilen von ferne gefühlt hatte.

Es kam wie leises Rauschen, es kam wie Wellengewoge des Lichtes von den Waldhügeln herüber, es kam vom goldfunkelnden Turmkreuz herunter, es kam zwischen rotbraunen Dächern aus der Gasse herauf, es kam aus weiter Vergangenheit, mischte sich mit Klängen der Gegenwart und griff

wie mit tastenden Fingern hinaus in die Zukunft. Es kam aus einer Kinderstube und war durchzittert von einer singenden Frauenstimme. Es wehte aus heißen Wandertagen und war überschattet von Buchen und Eichen; es drängte sich heran aus düstern Felsentälern und kam wie Bienensummen von lichtübergossenen Halden.

Er atmete tief, und seine schwimmenden Äuglein waren gerichtet auf die blauen Waldhügel, hinter denen sich dehnte — das Land seiner Kindheit.

Er reckte sich, und es ward ihm frei ums Herz.

Aus allen Falten und Fältchen seiner Erinnerung stiegen die Gestalten empor, klar, scharf, zum Greifen, und alle winzig klein. Und ein Gewirre von Stimmen umtönte ihn, und die Gestalten begannen zu tanzen, nickten ihm zu, raunten, sangen, klagten, jubelten — schreib uns!

Bedrängt vom Gewimmel trat er mit geschlossenen Augen und geballten Händen zurück und murmelte: ‚Jawohl, so kommt!'

Ihm war, als würde er hoch emporgehoben, irgendwohin, weit entrückt der Tiefe des Lebens, dem Elend des Daseins. Schauer des Erkennens durchrieselten ihn.

Wie man von Bergeshöhe zurückblickt, so sah er auf den Weg seines Lebens und sah sich als einen Fremden wandern, sah die Krümmungen alle und sah die Menschen alle, die mit ihm gewandert waren bis zum heutigen Tag.

Noch einmal klangen die Töne des Lebens wirr durcheinander — Lachen und Weinen, Zapfenschlag und Klirren des Hiebers, Männergesang und Frauengeflüster. Dann aber verstummte das alles, und es zitterte nur noch wie ferner, tiefer Glockenton: Schreibe du, schreibe du!

Er setzte sich auf den Strohstuhl, er lehnte sich zurück, faltete die Hände auf seinen Knieen und begann die Geschichte seines Lebens zu dichten.

Es war eine lautlose Wanderung vom frühen Morgen bis in den Mittag und vom Mittag bis herein in den Abend. Er starrte mit offenem Munde auf die messingbeschlagene Kommode, auf die eine Schublade, die ein wenig herausragte. Und es waren viele, viele Blätter, die er in fliegender Hast auf seinen Knieen beschrieb, jedes von oben bis unten, jedes mit klaren Buchstaben. Und jedes war ein Gedicht, und jedes sprach von der Nacht, die kommen mußte, rollte sich und wischte fort von seinen Knieen und schlüpfte lautlos in die Schublade, die ein wenig herausragte.

Unaufhörlich dichtete er — dort drüben in der Lade mußten nun alle die Röllchen liegen, haufenweise mußten sie liegen, seine Gedichte.

Er lächelte selig und dichtete, und immer dunkler wurden die Blätter, seltsam — es waren nun schwarze Blätter, und wie Feuer glühte darauf die Schrift seiner Hand.

Ganz natürlich, schwarze Blätter waren's. Wie wär's auch anders möglich gewesen? Und als winzig kleine Funken huschten die Buchstaben über verkohltes Papier.

Herr Gott, nun war er fertig! Herr Gott, nun hatte er alles geschrieben, und das letzte Röllchen schlüpfte in den Spalt der Schublade, die ein wenig herausragte. Nun war's gesagt für alle Zeiten — klar, wahr, grausam aufrichtig — aber doch nicht hoffnungslos, o nein, nicht hoffnungslos.

Er stand auf. Was war's geworden?

Er reckte sich: Das Bekenntnis eines verkommenen Lebens, eine Dichtung, wie es keine zweite gab. Ein Gewebe aus menschlicher Torheit, durchwirkt mit den Goldfäden erbarmender Liebe und unaussprechlich hoher, himmlischer Gedanken.

Er setzte sich, er sank in sich zusammen und neigte demütig das Haupt. Es war ihm, als wäre nun seine Mutter neben ihn getreten. Er fühlte ihre weiche Hand auf seinem

kahlen Scheitel, und es war ihm selig zu Mute in ihrer verzeihenden Liebe.

Die Milch im Töpfchen war noch unberührt. Eine dicke Haut war darüber gekrochen.

Er stand auf und ging an die Kommode. Er mußte lesen, was er geschrieben hatte. Er zog die Lade weit heraus und stierte hinein.

Sie war leer. Ganz natürlich, sie war leer. Es überraschte ihn durchaus nicht, daß sie leer war.

Diese Kleinigkeit wollte er schon noch fertig bringen; da war ihm nicht bange. Er brauchte ja nur den Zeigefinger zu krümmen und zu winken, dann kamen sie wieder zu ihm, alle die Gestalten — ganz deutlich sah er sie noch auf dem Wege, sie und sich selbst.

Aber keine Zeit versäumen. Papier her zum Schreiben!

Er zog eine Schublade nach der andern heraus, er durchwühlte seine Habseligkeiten — ja, war er denn wirklich so arm, besaß er keinen einzigen Bogen Papier?

Dann fort und kaufen!

Er stülpte den Hut über und lief hinaus, die Stiege hinunter.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Freilich, an diesem Vormittage kam er nicht mehr zurück. Lustige Burschen griffen ihn auf und zerrten ihn von der Straße hinein ins Kommershaus. Nun ja, sie waren so freundlich mit ihm. Und später, am Nachmittag — je nun, am Nachmittage kam er auch noch nicht heim. Er mußte doch mit den andern hinaus ins Bierdorf ziehen und die große Rede anhören, die Professor Pieperich für die Befreiung vom Joch Bonapartes loslassen wollte. Ei, da durfte der Bierlupf nicht fehlen.

Aber morgen in aller Frühe wollte er Papier kaufen, viele Bogen Papier. Morgen, morgen wollte er schreiben.

Es war am späten Sonntagnachmittag. Gestiefelt und gespornt, über und über mit Staub bedeckt, wie er vom Ritt gekommen, stand Gerhard in seiner Bude und sah zum Fenster hinaus.

Auf den Dächern lag noch stiller Sonnenschein. Im Schatten der Häuser aber kehrten die Leute von draußen heim: Philister im Sonntagsrock mit den Kleinsten auf dem Arm; erhitzte Frauen und Mädchen mit Blumen; müde einherschleichende Kinder.

Auch Gerhard war erhitzt und müde wie ein Kind. Aber zu allem brannte etwas in seiner Brust, das kein Trunk dieses wilden Sonntags zu löschen vermocht hatte.

‚Wie abgehetzte Hunde —!‘ sagte er plötzlich ganz laut vor sich hin und versank wieder in brütende Gedanken.

Was hast du denn gemeint, Gerhard? Abgehetzte Hunde? O ja. Nicht schlecht. Deine Gedanken haben dich verfolgt wie bissige Hunde. Nun sind sie stille geworden für eine Weile und liegen rings um dich her, keuchend, mit blutroten Zungen, wenden kein Auge von dir und werden dich wieder anfallen, wenn's an der Zeit ist. —

Helle Mädchenstimmen. Lichte Kleider. Frohes Geplauder und wortreiches Abschiednehmen gegenüber vor Professor Töbings Haustüre.

Der Bursche trat zurück und sah unverwandt hinunter auf das geliebte Mädchen. Und langsam schob sich's Ring an Ring heran und legte sich zwischen ihn und sie.

Warum hatte sie ihn verschmäht und warum — und warum — und warum —? Jawohl, warum —?

Er wandte sich ab und trat vor das Bild seines Vaters, das über dem Sofa hing. Es war ihm, als blickten ihn die hellen Augen zürnend an. Da wandte er sich auch vom Bilde des Vaters und murmelte: ‚Ich möchte nur wissen, was dir das Recht gibt, so feindlich zu schauen?‘

Und wieder ging er ans Fenster. Da sah er neben Töbing einen kleinen Herrn stehen, der wie ein Geistlicher gekleidet war. Professor Töbing aber deutete mit der Hand herüber auf sein Fenster.

Dann tönte die Glocke durchs Haus. Schritte kamen die Stiege empor, und die schwarze Moral sagte: „Dritte Türe, bitte nur anzuklopfen, Herr Frey ist zu Hause."

„Entschuldigen Sie, wenn ich störe." Der kleine, hagere Herr stand in der Bude, und Gerhard sah zwei dunkle Augen forschend auf sich gerichtet. „Herr Studiosus Frey?"

„Der bin ich."

„Um Vergebung, aber ich muß Sie sprechen. Mein Name tut ja nichts zur Sache."

„Bitte abzulegen und Platz zu nehmen," sagte der Senior. Und er fühlte, wie ihm das Blut ins Gesicht stieg.

Der grauhaarige Herr stellte seinen Regenschirm in die Ecke und legte seinen hohen Hut auf einen Stuhl, kam langsam heran, nahm die Brille von der Nase, zog ein blaues Tuch aus dem Rock und begann die Gläser zu putzen. Dann betrachtete er noch einmal durch die blanken Gläser wortlos den Studenten und setzte sich.

„Womit kann ich dienen?" brachte Gerhard heraus.

„Sie sind ein gewandter Reiter, mein lieber Herr."

Gerhard stotterte: „Es geht so an."

„O nein, Sie sind ein sehr gewandter Reiter. Ich kann das beurteilen; denn ich habe die edle Kunst in meinen jungen Jahren auch geübt." Er kreuzte die Arme, lehnte sich zurück und sah zur verräucherten Decke empor. „Und wenn auch der Sprung etwas zu kurz war, hinübergekommen sind Sie ja doch — über den Hohlweg."

„Wieso, mein Herr?"

Da faßte ihn der Geistliche wieder ins Auge und sagte freundlich: „Herr Studiosus, Sie wissen ja längst, was ich meine."

Der Senior zuckte die Achseln und sah trotzig vor sich hin.

Der Geistliche aber legte die Hand vor seine Augen und begann: „Es war mir herzlich leid, daß das fromme Kind nicht einmal im Sarg zur Ruhe kommen sollte. Ist nämlich ein liebes, frommes Kind gewesen, Sie dürfen's glauben, Herr Studiosus, das fünfzehnjährige Annadorle. Unsereiner lernt seine Leute kennen, wenn sie dreißig, vierzig Wochen auf dem Strohsack liegen und dem Tod entgegenseufzen. An diese Beerdigung aber werde ich denken, so lange ich lebe. Ich hab's ja gesagt, der Sprung war zu kurz, und während Ihr Gaul sich vollends zum Rande emporarbeitete, wurden unsere Pferde scheu, der Wagen fiel um, der Sargdeckel sprang auf, und die kleine, abgezehrte Leiche rollte in den Sand. Das haben Sie ja nicht mehr gesehen, und so muß ich's Ihnen erzählen. Aber Sie werden mir recht geben: In solchem Zustand konnten und durften wir die Leiche nicht unter die Erde bringen. Deshalb trugen wir sie vorher noch in mein Haus, und meine Frau wusch das liebe Gesicht. Dann erst legten wir das Kind in sein Ruhebettlein."

Er schwieg. Nach einer Weile nahm er die Hand von den Augen und fragte in gütigem Ton: „Was sagen Sie nun dazu?"

Gerhard saß totenbleich. Seine Lippen zitterten, seine Augen fuhren hin und her, sein Atem ging hörbar: „Zeigen Sie die Geschichte an! Ich habe Strafe verdient. Ich werde sie zu tragen wissen."

Der Geistliche machte eine abwehrende Handbewegung, erhob sich und trat vor das Bild des alten Frey. „Wahrhaftig, ein ausgezeichnetes, ein sprechend ähnliches Porträt. Wie lange ist nun Ihr Herr Vater schon tot?"

„Seit anderthalb Jahren. Haben Sie meinen Vater gekannt?"

Der Fremde ging in die Fensternische. „Und wahrhaftig,

da steht auch noch, wie damals, das alte Pult. Darf ich den Deckel heben?"

„Hermann Frey," las er halblaut. „Und nach ihm zehn, zwanzig, dreiundzwanzig Namen. Die Bude hat ihre Geschichte, Herr Studiosus."

Gerhard trat neben das Pult.

„Stolze Burschen und langweilige Streber, Fromme und Gottlose, Gesunde und Kranke haben hier gewohnt, haben sich hernach in alle Welt zerstreut, sind zu Ehren gekommen, haben ein frühes Ende gefunden, haben ihre Geschlechter fortgepflanzt, sind einsam verdorben. Freundschaften sind geschlossen worden zwischen diesen vier Wänden, Feindschaften haben sich angesponnen. — Wird in der alten Kammer da draußen noch immer gefochten?"

Gerhard nickte.

„Gott ist versucht worden, und die größten Geister aller Zeiten sind zu Gaste gewesen unter dieser niederen Decke. Die Reue Verschollener schleicht noch zuweilen zurück in den Frieden dieses Hauses, und auch dankbare Erinnerung hat oft schon ihre unhörbaren Schritte hierher gelenkt. Einer von denen, die fast nur mit nassen Augen an diese Bude denken können, lebt heute noch draußen, irgendwo auf dem Lande, und segnet einen Frühverstorbenen, der ihn einst hier dem Leben wieder zurückgab."

Der Fremde stand nun mit dem Rücken ans Fenster gelehnt, und sein graues Haupt schimmerte im Dämmerlichte des Abends. Mit leiser Stimme fuhr er fort: „Da, wo ich stehe, lehnte jener Student, dem Sie aus dem Angesichte geschnitten sind. Und da, wo Sie stehen, stand der andere, ein Theologe — ein Theologe freilich damals nur dem Namen nach. Der am Fenster aber war ein Mediziner, und einer, wie es nur wenige gegeben hat und geben mag. Der Theologe stand dort, wo Sie stehen, am Rande des Pultes, und es war ihm vor seinen

schwimmenden Augen, als wäre das Pult und der Mensch am Fenster das rettende Ufer. Und so griff er mit seiner letzten Kraft hinüber, bevor er in die Unehre versank, die sich vor ihm auftat. Herr Studiosus, es ist ganz einerlei, vor welcher Schande der Freund den Freund mit starkem Arm bewahrt hat — genug, er hat's getan, und zeitlebens muß man's ihm danken."

Gerhard hatte die Hände geballt: „Es ist etwas Großes um einen Freund. Ich —." Er wandte sich ab. „Ich — hatte auch einen Freund."

„Und haben ihn nicht mehr?"

„Doch — er ist nur leider von hier fortgezogen." Gerhard schwieg. Dann rief er zornig: „Jetzt aber habe ich gar keinen Freund, wenn sich's auch dieser und jener zur Ehre schätzt, sich meinen Bruder zu nennen."

„Ich verstehe, Herr Studiosus, ich verstehe. Was sich so Freund nennt, ist wohlfeil wie Waldschwämme. Freunde zum Raufen, Freunde zum Saufen, Freunde zum Singen, Freunde zum Lumpen — Freunde in allen Ecken. Wenn aber dann das Unglück hereinblitzt — husch, hast du sie gesehen? Wie die Spatzen, wenn's knallt, sind sie fort. Herr Frey, es sollte mir lieb sein, wenn ich nun etwas von der alten Schuld zurückzahlen könnte, die der Theologe damals — wie sagt man doch in der Juristensprache? — in dieser Stube kontrahiert hat."

Gerhard schwieg.

„Sie wissen also jetzt, warum ich zu Ihnen gekommen bin?"

„Sie haben mir's ja gesagt. Und ich antworte: Sühne muß sein."

„Das hätten meine Bauern auch ohne mich bekommen können. Ein Milchmann, der alle Pferde dieser Stadt kennt, hat Ihren Gaul gesehen. Und dann ist das Übrige keine

Kunst mehr gewesen. Sie können sich nun denken, daß meine Bauern nach Rache dürsten. Mir aber ist Ihr Name ins Herz gefahren. Deshalb bin ich selber gekommen. Ich kann mir nämlich nur zweierlei denken: Wenn einer der Sohn des seligen Hermann Frey ist und trotzdem — Sie hatten doch das Kreuz gesehen? — gut also, wenn einer so 'was tut, dann ist er entweder ganz aus der Art geschlagen oder er ist — nehmen Sie mir's nicht übel — er ist desperat."

Gerhard schwieg.

„Aus der Art sind Sie nicht geschlagen — also sind Sie desperat. Jawohl, Herr Frey, ganz desperat." Er sah den Burschen durchdringend an.

Der Bursche schwieg und blickte ins Leere.

„Glauben Sie aber nicht, daß ich sie nun hochnotpeinlich auf Herz und Nieren prüfen werde. Da sei Gott vor. Der Mensch ist frei, und wenn er einen andern seines Vertrauens würdigt, so muß das in Freiheit geschehen."

„Ich hab's im Übermute getan, Herr Pfarrer," brachte Gerhard mühsam heraus.

„Im Übermute haben Sie's nicht getan, so wenig wie damals der Theologe im Übermute vor dem Mediziner gestanden ist."

„Ich bin aufgeregt gewesen."

„Lassen Sie's gut sein, Herr Studiosus. Zunächst müssen wir die leidige Geschichte aus der Welt bringen. Meine Bauern wollen Sühne — aber —." Der kleine Herr richtete sich straff auf. „Ich will das anders, als diese wollen, und vorderhand gilt in meiner Pfarrei noch, was ich will."

„Ich sollte den Bauern Abbitte leisten —?" Gerhard Frey war nun wieder der trotzige Senior, der die Blicke der ganzen Stadt auf sich gerichtet wußte — oder wähnte.

Der Geistliche aber schüttelte das Haupt: „Sie sollen mir nur unter vier Augen erklären, daß Ihnen der arge

Streich leid tut. Das will ich dann meinen Bauern sagen. Weiter verlange ich nichts."

Mit niedergeschlagenen Augen stand Gerhard. „Sie beschämen mich bitter durch Ihre Güte. Das kann ich Ihnen versichern: von Herzen leid tut mir der schlechte Streich."

„Das habe ich ja längst gesehen," sagte der alte Herr, griff in die Rocktasche und legte ein Album auf das Pult.

„Ich werde mich selbstverständlich meinen Brüdern anzeigen," begann Gerhard aufs neue. „Ich darf ja Ihnen gegenüber ganz offen sein. Sie wissen, daß die Gesellschaften auf unserer Hochschule unterdrückt sind. Aber ich bin als Franke erzogen. Und es wäre weit gefehlt, wollten Sie unsere herrlichen Farben von einstmals für mein Vergehen verantwortlich machen."

„Die Farben sind gewiß nicht schuld daran, Herr Studiosus."

„Auch die Gesetze, unter denen ich zum burschikosen Leben erzogen wurde —"

„Gesetze sind in den meisten Fällen vortrefflich, Herr Studiosus."

„Und ich kenne viele, die auch nach diesen Gesetzen lebten und —." Er stockte; dann setzte er leise hinzu: „Und heute noch streng leben nach diesen Gesetzen."

Der Fremde nahm Hut und Schirm und ging zur Türe. Dort wandte er sich noch einmal und fragte: „Kennen Sie den zweiten Glaubensartikel?"

„Jawohl, aber seit meiner Konfirmation —"

„Jawohl, aber — ich kann mir's denken. Bis zu dem Worte »begraben« — nicht wahr?"

„Das könnte wohl sein."

„Ei, dann setzen Sie doch einmal das wichtige Wort in den alten Text —!"

„Welches Wort?"

„Niedergefahren in *meine* Hölle zu mir, auferstanden von

den Toten mit mir, aufgefahren gen Himmel mit mir —! Dann wird alles klar für Zeit und Ewigkeit."

Gerhard stand noch am Pulte. Und mit einem Reste des alten Trotzes brachte er mühsam heraus, daß er ja seinen bösen Streich von Herzen bereue — aber von einer Hölle in ihm könne denn doch keine Rede sein, von einer Hölle gewiß nicht.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Türe hatte sich längst geschlossen. Noch immer stand Gerhard am Pulte.

Er blätterte in dem Album und fand Verse von der Hand seines Vaters:

Schlürfe den Becher, sei unverzagt,
bis ihm die Hefe entsteigt.
Packe das Leben, wo dir's behagt,
ehe die Sonne sich neigt.
Alles ist dein, ist geschaffen zur Lust,
drück es mit Jauchzen an deine Brust.

Nur das eine bedenke, mein Sohn:
wie dein Leben, also dein Lohn.
Was du immer getan und versucht,
wird reihenweise mit Zahlen gebucht;
in Zahlen verwandeln sich Flüche und Segen,
und eilig treibst du dem Tag entgegen,
der dir gebietet — die Rechnung zu legen.

Die Hand des Burschen zitterte heftig, als er das Album im Pulte barg unter der langen Reihe der eingeschnittenen Namen.

•

Es war in der nächsten Nacht.

Der Mond stand hoch am Himmel, und fast unmerkbar bewegte sich der Widerschein des Fensters über den weißen Fußboden — vier helle Vierecke und ein dunkles Kreuz.

Im Hof schrie eine Katze, beim Nachbarn stampfte ein

Pferd. In der Ferne zogen singende Studenten. Dann war wieder alles ganz stille.

Wie er sich am frühen Abend in Kleidern hingeworfen hatte, so lag er auf seinem Bette.

Da knarrte nebenan in der Wohnstube ein Brett, und leise öffnete sich die Türe der Schlafkammer.

Graf Johann kam herein, nahm einen Stuhl und setzte sich an das Bett.

Gerhard lag auf dem Rücken, sein Mund war geöffnet, in wirrer Fülle umgaben die Locken das bleiche Antlitz, hörbar ging sein Atem. Er träumte wohl einen bösen Traum. Ein Zucken ging über seinen Mund, die Augenbrauen zogen sich finster zusammen, nun hob er die Hand und griff mit gespreizten Fingern in die Luft. Dann fiel die Hand kraftlos auf die Decke. Er stöhnte und begann zu lallen. Sein Gesicht verzerrte sich: „Aber — ich — will nicht!" Ganz laut hatte er das ‚will nicht' gerufen. Jählings fuhr er in die Höhe und riß die Augen auf: „Du bist's? Schon Zeit?"

„Bleib nur liegen, es ist erst Mitternacht vorbei."

„Dann leg auch du dich aufs Ohr," murrte der Senior und warf sich zurück, daß die Bettstatt krachte, faltete die Hände unter seinem Kopf und starrte zur Decke empor.

„Kann nicht schlafen."

„Und mußt doch morgen beim Zeug sein. Vor der Mensur schläft man — verstanden?"

„Die ganze Geschichte ist so blödsinnig," sagte der Graf.

„Du mußt deine Ehre mit der Waffe reparieren. Ich dächte, das ist doch klar."

„Und warum das? Was hat der Kerl mit meiner Ehre zu tun?"

„Aber du willst doch ein honoriger Bursch werden?"

„Glaubst du vielleicht — Gerhard, kann irgend ein Mißverständnis aufkommen, daß ich mich fürchte?"

„Ich glaub's nicht, weil ich dich kenne. Zu jedem andern freilich dürftest du nicht so sprechen."

„Es ist mir widerlich, mit dem Hergelaufenen die Waffe zu kreuzen. Ich — möchte ihn lieber von meinem Reitknecht durchprügeln lassen."

Der Senior hatte sich aufgerichtet und setzte sich auf den Bettrand: „Das ist ein Rückfall in den Feudalismus. Wer auf hohen Schulen lebt, der kann sich seine Beleidiger nicht immer unter Grafen und Baronen suchen."

„Ich habe diesen Handel überhaupt nicht gesucht."

Gerhard schlug die Augen nieder. „Auf hohen Schulen ist jeder honorige Bauernsohn fähig, mit dem Vornehmsten die Klinge zu kreuzen — verstanden? Und wenn das Blut des Bauern fließt, so ist es genau ebensoviel oder ebensowenig wert wie das des andern mit vierundsechzig Ahnen — verstanden? Und nun leg dich aufs Ohr, du bist übernächtig."

„Gerhard —," der Graf neigte sich vor — „du sekundierst mir?"

„Nein, ich nicht — ich bin nicht in der Verfassung."

„Gerhard, du sekundierst mir, ich bitte dich —!"

„Aber was liegt denn dran, wer dir sekundiert? Ich habe nicht die nötige Ruhe. Der Stöpsel macht's besser."

„Gerhard, ich beschwöre dich, du sekundierst mir! Ich erinnere dich an all die vergangene Zeit, ich erinnere dich an das Zimmer meiner Großmutter, wo wir noch im Röckchen gespielt haben. Weißt du, das große Gartenzimmer mit den hohen Fenstern, die bis auf den Fußboden herabreichen, das helle Gartenzimmer zu ebener Erde, vor dem der Park rauscht? Ich erinnere dich an unsere Konfirmation —"

„An das alles denk' ich jetzt gerade nicht gerne," murrte Gerhard.

Der Graf stand auf und ging langsam zur Türe. Schon hielt er die Klinke in der Hand, da sagte er halbrückwärts

über die Schulter: „Ich sehe in milchigen Nebel und weiß, unter dem Nebel kriecht es heran. In allen Fasern spüre ich's und kann's nicht nennen. Das haben wir nun seit fünf Geschlechtern. Meine Großmutter hat's, mein Urgroßvater hat's gehabt — und so zurück, immer durch die Frauen herab auf mich. Hellsehen heißen's die Leute. Und du sekundierst mir, Gerhard, ich verlang' es von dir."

„Wenn du's nicht anders willst, gut. Aber glaub mir, meine Hand wird nicht ruhig sein, und ich kann mich nicht auf mein Auge verlassen."

„So verlasse ich mich auf beide," sagte der Graf. „Oh, du glaubst gar nicht, wie sehr ich mich auf dich verlasse. Bin ich dir doch auch ins Gewissen gebunden. Ich weiß es wohl." Ein kindliches Lächeln umspielte sein Antlitz: „Glaub aber fein ja nicht, daß ich mich fürchte!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Gerhard fand den Schlaf nicht mehr. Regungslos lag er auf dem Rücken und starrte an die Decke. Ins Gewissen gebunden! Jawohl, er ist ihm ins Gewissen gebunden, der herzensgute Mensch.

Und seine Gedanken fielen ihn an wie reißende Wölfe.

Die Stunden krochen dahin, und es begann über den Dächern zn dämmern.

Seine Gedanken tobten.

So kam die fünfte Stunde heran. Ein milchiger Nebel erfüllte die Gasse.

Nebenan in der Wohnstube ging die schwarze Moral hin und wieder, deckte den Tisch, legte den Eßlöffel und das Brot darauf, ging an das Fenster und sah lange hinaus in den Nebel. Dann kam sie mit festen Schritten an Gerhards Türe und pochte.

„Lassen Sie sich nicht stören, Herr Frey. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß Sie heute Ihre Morgensuppe selber in der

Küche holen möchten. Gedeckt ist. Ich muß zu einer Taufe über Land. Brauchen Sie sonst noch etwas?"

Gerhard hatte sich aufgerichtet: „Gar nichts, Jungfer."

„Danke. Und noch ein Wort. Es hat mich einen harten Kampf gekostet. Aber jetzt bin ich fertig mit mir. Das Andenken Ihres seligen Vaters soll Ihnen durch nichts getrübt sein. Durch nichts — hören Sie? Deshalb — ich lege da auf Ihren Tisch ein Blatt Papier. Lesen Sie's, sperren Sie's ein und geben Sie mir's heute abend zurück."

Gerhard wartete, bis er ihre Schritte auf der Treppe hörte. Dann sprang er auf und ging in seine Bude. Da lag auf dem weißen Tischtuch ein vergilbtes Papier mit aufgedrucktem Siegel:

‚Ich Endesunterzeichneter tue hiermit kund und zu wissen, daß die tugendsame Klara Großin bei letztvergangenem französischen Einfall, wie hierorts männiglich bekannt ist, mit Gefahr Leibes und Lebens die Ehefrau und zwei Kinder ihres Dienstherrn, des hiesigen gräflichen Leibmedici Herrn Hermann Frey, auf einen hohen Turm im Garten salviert und glücklich gerettet hat, selbst aber bei besagter Affaire den teuflischen Marodeurs in die Hände gefallen und mit Gewalt mißhandelt worden ist. Welches ich ihr auf demütiges Bitten zu fernerem Ausweis ihres Zustandes vor geistlichen und weltlichen Behörden mit meiner Unterschrift und beigedrucktem adeligem Siegel bezeuge.

Johann Friedrich Blitz von Wolkenfels,
gräflicher Kanzleidirektor manu propria.'

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Mit schlotternden Knieen ging Gerhard zurück in seine Schlafstube, warf sich auf sein Lager und zerwühlte die Kissen.

Aber es litt ihn nun nicht mehr im Bette. Er sprang auf. Er rannte hinunter auf die Gasse, hinein in den Nebel, ans andere Ende des Städtchens — zu Brocken.

Der Freiherr wohnte im Erdgeschosse. Die grünen Läden waren geschlossen. Aber Gerhard kannte ja den Griff, mit dem man den einen Laden von außen zu öffnen vermochte, und schwang sich durchs offene Fenster in die Schlafstube.

Er wartete nicht, wie vorhin der junge Graf, bescheiden am Bette, bis der Schläfer von selbst erwachte. Mit harter Hand packte er seine Schulter und rüttelte ihn.

Stöhnend fuhr Brocken empor.

„Ich — jawohl! Und du bist nun so gut und wirst schleunig munter — hörst du?"

Brocken saß völlig munter im Bett und zog den Mundwinkel zurück, daß die Zähne blinkten. „Brennt's?"

„Jawohl, Brocken, es brennt, und eine glühende Schlange zieht endlose, glühende Ringe durchs brennende Gras."

„Bist du verrückt worden am hellichten Morgen?"

„Meinst du vielleicht, ich habe Lust, einen Ring in den andern zu legen und die ganze Kette mit mir durchs Leben zu schleppen?"

„Herr du meines Daseins!" Brocken saß nun auf dem Bettrande. „Er ist wahrhaftig verrückt."

Gerhard stampfte: „Ich bin nicht verrückt, aber ich möcht's auch nicht werden. Denn ich habe die Schuld, wenn der Königsberger heute deinen Vetter ersticht."

„Ach so — jetzt begreif' ich, der Fuchs hat's mit der Angst gekriegt," sagte Brocken und griff nach seiner Hose.

Gerhard stampfte. „Dein Vetter wird sich ohne Weigerung schlagen; er ist überhaupt ein vortrefflicher Mensch."

„Zweifle ja gar nicht daran," sagte Brocken, fuhr in die Hose, griff nach seiner Sackuhr und zog sie auf. „Das hättest du mir aber auch ein andermal sagen können und nicht des Morgens um halb sechs Uhr."

„Höre mich, Brocken! Ich muß es verhindern. Ich werde mich an seiner Stelle mit dem Königsberger schlagen."

„Ist mein Vetter über Nacht lahm geworden — oder was ist ihm sonst zugestoßen?"

„Es ist ihm nichts zugestoßen, und er hat keine Ahnung von dem, was ich dir sage."

„Also bist du dennoch verrückt," entschied Brocken.

„Wenn's nicht auf diese Weise geht, dann muß es anders gemacht werden. Du steigst diesem Königsberger sofort auf die Bude und brummst ihm in meinem Namen einen Hundsfott auf!"

Brocken fuhr mit der flachen Hand über seine Stirne: „Bist nun du der Frankensenior Gerhard Frey, oder wer bist du denn eigentlich?"

„Brocken, hab doch Erbarmen! Ich glaube, ich bin verflucht. Wo ich hinrühre, fließt Blut."

Der Baron ging an seinen Kleiderschrank, holte eine Flasche heraus, nahm das große Glas von seinem Waschtisch und goß es zur Hälfte voll: „Sauf's Bruder, der Schnaps wird dich aufrichten."

„Fort damit! Ich muß doch ein leidlich sicheres Auge haben, wenn ich dem Grafen sekundieren soll."

„Sekundieren? Das lautet schon vernünftiger." Brocken goß das Glas bis an den Rand voll und schüttete es hinunter. „Du hast vorhin so über alle Maßen kommentwidrig dahergeredet, daß mir ganz anders geworden ist."

„Brocken, aber wir sind doch in letzter Linie die Herren des Komments."

„Doch nicht so ganz, mein Lieber."

„Und wer kann uns etwas anhaben, wenn wir einmal gegen diesen verfluchten Komment handeln?"

„Dazu wirst du mich niemals gewinnen. Mein Vetter muß mit dem Königsberger antreten, sonst kommt er in den Verschiß. Nur in einem einzigen Fall unterbleibt die

Mensur — wenn wir nachweisen können, daß der Königsberger nicht satisfaktionsfähig ist. Können wir das?"

Gerhard schwieg.

„Aber mir dünkt, du bist desperat," sagte Brocken.

„Das könnte wohl sein," knirschte Gerhard. „Und durch wen denn? Durch dich — bin ich so weit gekommen, durch dich und durch keinen andern."

„Geh heim, Frey, und schlaf noch ein Stündchen," höhnte Brocken mit verzerrtem Gesicht. „Du stehst jetzt genau so vor mir, wie damals der Bierlupf vor Alzibiades."

„Das mag sein," sagte Gerhard. „Und ich weiß jetzt auch, wie man auf hohen Schulen zur Jammergestalt wird."

•

Noch immer lag dicker Nebel auf Stadt und Land.

Draußen im Bierdorf gackerten die Hühner, krähten die Hähne, und mit Knarren öffnete sich ein Scheunentor. Der Bierlupf schob sich heraus.

Er war barhäuptig, schlaff hingen die fahlen Wangen herab, versoffen blinzelten die Äuglein, und mit Gähnen begrüßte er den Tag. Dann schloß er das Scheunentor.

Da drückte einer von innen dagegen, wieder knarrten die Angeln, und ein zweiter Student kam zum Vorschein.

Sie standen einander gegenüber, sie blinzelten einander an. Heuhalme hingen an ihren Kleidern, Heuhalme staken in ihren wirren Haaren.

„Sie auch hier?" fragte der Bierlupf nicht ohne Verwunderung.

„Hatten Sie vielleicht diese Scheune in Erbpacht?" kam die grämliche Antwort zurück.

„Ich denke, sie bietet Raum für viele," sagte der Bierlupf begütigend und wandte sich ab.

„Mir ist miserabel," brummte der andere, steckte die Hände in die Hosentaschen und trollte hinter dem alten

Menschen hinüber in den Wirtsgarten. „Was tut man da?"

„Weiter trinken," riet der Bierlupf und strebte zum nächsten Tisch, jagte die Hühner herab und ließ sich schwer auf die Bank sinken. „Den Teufel mit Beelzebub austreiben!"

Der Hausknecht brachte zwei volle Krüge, und die beiden, der Bierlupf und der norddeutsche Theologe, tranken einander zu.

„Schal," murrte der Theologe.

Der Bierlupf äußerte nichts. Er blickte trübselig vor sich hin. Träge flossen seine Gedanken: Was war das doch gestern früh so schön gewesen. Und jetzt? Ach Gott! Und er würde sich nie mehr aus seiner Schwachheit emporringen, nie mehr, das wußte er wohl.

Tiefer sank sein schweres Haupt, und langsam rollten zwei Tränen über seine fahlen Wangen. ‚Nie mehr,' sagte er halblaut.

Der andere hatte sich zurückgelehnt. Er war ein junger Kerl, voll Kraft. Dem tat ein Rausch nicht viel. Er nahm noch einen tiefen Schluck und sah nun schon frischer in das Blätterdach, in den Nebel empor. Und auf einmal sagte er ganz laut: „Hören Sie, alter Herr, so wird's meines Vaters Sohn nicht oft treiben auf dieser hohen Schule. Wie könnt' ich denn da viel studieren? Ha — und ist mir doch" — er lachte vor sich hin — „so bitter not, das Studieren."

Der Bierlupf rührte sich nicht, saß mit hochgezogenen Schultern und starrte auf die Erde.

Der andere kehrte sich nicht daran und plauderte zu seinem eigenen Vergnügen weiter: Was doch dieser — wie heißt er gleich? — dieser Professor Pieperich für ein deutscher Mann sei; wie prachtvoll habe er gesprochen; mindestens zwanzig oder dreißig Burschen aus den drei Gesellschaften

würden in den Krieg ziehen. Fast hätte er selber Lust bekommen. Aber er müsse ja doch studieren.

Der Bierlupf schwieg, und der andere sprach weiter. Da hob der Bierlupf plötzlich den Kopf und richtete die Äuglein fragend auf ihn: „Wie haben Sie das gemeint?"

„So wie ich's gesagt habe."

„Der lange Königsberger — wie haben Sie doch gesagt?" fragte der Bierlupf dringend.

„Mich wundert's, daß die Preußen mit dem langen Königsberger kommersieren. Daß der nichts Honoriges ist, sieht ihm doch jeder schon an der Nasenspitze an. Mir kann's ja gleich sein. Geschieht ihnen gerade recht. Freilich, den Franken tät' ich's schon sagen. Aber den Preußen? Pah, was gehen mich die an? Kommersiere ich doch nicht mit ihnen." Er schnalzte mit den Fingern.

Die Stirne des alten Menschen hatte sich in Falten gezogen. Er dachte angestrengt nach. Dann begann er aufs neue: „Ist Ihnen etwas Nachteiliges über diesen Studenten bekannt?"

„Natürlich," sagte der Theologe leichthin. „Würde mich hüten, ins Blaue hinein den gefährlichen Menschen zu denunzieren. Aber was heißt da gefährlich? Ein Wörtlein kann ihn fällen, so steht's wohl im Liede."

Der Bierlupf war lebendig geworden. „So sagen Sie das Wörtlein!"

„Mit dem braucht sich kein honoriger Bursche mehr einzulassen," sagte der Theologe verächtlich. „Der hat ja doch in Königsberg einem Bruder aus der eigenen Gesellschaft das Spind erbrochen und hundert Taler oder mehr gestohlen."

Der Bierlupf saß wieder mit gesenktem Haupte und dachte nach, dachte angestrengt nach. Jawohl, so war's. Er hob die Linke und zählte an den Fingern ab. Jawohl,

da war kein Zweifel: heute mußte der Graf mit dem langen Königsberger auf die Mensur treten.

Der Bierlupf zog die Sackuhr: „Herr meines Lebens — es ist halb sieben Uhr.“

Er stand auf.

Er suchte in den Westentaschen, er fuhr in die Hosentaschen, in die Rocktaschen. Mit kläglichem Gesicht stand er da. „Möchten Sie wohl die Güte haben, und mein Bier bezahlen?“

Er wartete die Antwort nicht ab. Er war schon draußen vor dem Garten. Nun hieß es laufen. Dreiviertel Stunden sind's zum Gehen. In einer halben Stunde muß er's laufen. Vorwärts! Es gilt vielleicht ein Menschenleben. Und der Fuchs ist doch immer so freundlich gewesen mit ihm.

Und er trollte, trollte im Trab auf der Landstraße dahin.

Das Trablaufen ist eine beschwerliche Art der Fortbewegung für solch einen alten, dicken Menschen. O wie das Herz schlägt! Es pocht und schlägt warnend gegen den närrischen Willen — es schlägt wie mit dem Hammer dagegen; denn es wehrt sich. Aber es wehrt sich vergebens. Der Wille ist stark, und der starke Wille befiehlt den Beinen, daß sie laufen — laufen — laufen. Der Atem geht keuchend, das Herz schlägt empor bis in den Hals, es hämmert hinein in den Kopf. So — nun aber — nun geht's — wirklich — nimmer. Halt! Verschnaufen. Nein, stehen bleiben gibt's nicht, weitergehen. Abwechseln zwischen Gehen und Laufen. So — nun — wieder — Trab, alter Gaul!

Und also trollt der Bierlupf über Berg und Tal. Oh, wie stark ist sein Wille! Oh, immer nur ein Teilchen dieser Willenskraft, es hätte genügt zum zielbewußten Marsch auf einer langen Lebensstraße.

Er ist aber trotzdem kein Rennpferd, er ist nicht einmal ein Karrengaul. Er ist nur ein alter, abgelebter Student. Und

er kann auch zuletzt gar nimmer Trab laufen. Wankend kommt er ans Tor der Stadt, dunkelblau ist sein Gesicht. Aber vorwärts, es gilt vielleicht ein Menschenleben — und der Fuchs, der Fuchs ist doch immer so freundlich mit ihm gewesen.

Er hatte sich etwas ausgedacht: Zunächst von allen Franken wohnte der Freiherr von Brocken. Zu dem wollte er laufen, der mußte dann alles andere besorgen. Der konnte das Unglück verhüten. Der war ja der Vetter des Grafen. Also vorwärts — immer vorwärts!

Da traf's ihn wie ein dumpfer Schlag, als er dachte — am Ende ist der Baron gar nimmer zu Hause. Gassenjungen riefen ihm nach. Man hielt ihn für betrunken. O nein, er war nicht betrunken. Er hatte noch nie so klar gewußt, was er wollte.

Dort, dort! Das dritte Haus vom Tore, das mit den grünen Fensterläden und dem Holzschilde des Strumpfwirkers, dort wohnte Brocken zu ebener Erde.

Mit der Faust schlug der Bierlupf an den Fensterladen. Herrgott, der Brocken war zu Hause! Der Laden wurde aufgerissen, und ein zorniges Gesicht fuhr heraus.

Keuchend sagte der alte Mensch ein paar Worte, hart vor dem zornigen Gesicht des andern. Da wich der Zorn aus den verzerrten Zügen, und mit großen Augen, nachdenklich blickte der Freiherr.

Alles hatte er verstanden. Der Königsberger war nicht satisfaktionsfähig, sein Vetter mußte nicht — nein, durfte nicht mit ihm antreten. Er riß die Sackuhr heraus. Noch war's Zeit. Ganz gut war's Zeit.

Der Bierlupf wollte noch etwas sagen. Vielleicht wollte er sagen, spute dich doch! Aber das konnte er nicht mehr. Sein Herz behielt recht. Warum war er auch so tyrannisch gewesen gegen das arme Herz? Er krallte mit den Fingern

in die Luft, und ein gurgelnder Laut kam aus der keuchenden Brust. Dann brach er zusammen.

Da lag er nun auf dem Pflaster.

Aber wie heißt's doch in der heiligen Schrift? So heißt's: Eine größere Liebe hat niemand, denn daß er sein Leben lasse für seine Brüder. —

Der Freiherr von Brocken rannte auf die Straße und bemühte sich sehr um den Bewußtlosen. Mit etlichen Nachbarn trug er den schweren Menschen in seine Bude, legte ihn auf sein eigenes Bett. Alles vergeblich. Der Bierlupf war tot.

Trotzdem rannte der Freiherr in eigener Person zu einem Arzte. Die Leute sagten, das hätten sie von dem hochmütigen Herrn gar nicht erwartet. Und er wich dann auch den ganzen Vormittag nicht von seiner Leiche. Es war, als hoffte er, sie erwecken zu können.

*

Durch den Morgennebel kam ein Mann vor Gerhards Haus und verschwand in der Türe. Die alte Stiege, die alten Bretter im Gange knarrten. Der Bursche Stöpsel stand in der Bude des Seniors.

„Mir scheint, ich bin der Erste?“ Er trat vor, legte sich mit seinem Ziegenhainer aus, stieß etliche Male in die Luft und sagte: „Wollen sehen, wie sich das Füchslein rauft. Der Königsberger soll nämlich ein verteufelter Fechter sein.“

„Stöpsel, du mußt dem Grafen sekundieren. Mir paßt's heute nicht; ich werde noch einmal mit ihm reden.“

„Mir auch recht,“ sagte der andere gleichgültig und stieß in die Luft.

Gerhard ging ins erste Stockwerk hinunter, an die Türe des Grafen. Gedämpftes Saitenspiel tönte aus dem Zimmer. Es war die Weise des alten Chorals: Befiehl du deine Wege —.

Gerhard stand still und biß die Zähne aufeinander.

Als das Spiel zu Ende war, trat er ein.

Der Graf lehnte am Fenster, neben seinem Schreibtisch, und hatte die Zupfgeige im Arm. Auf dem Tische brannte eine Kerze, und es roch nach angebranntem Siegellack.

„Hast du noch schlafen können, Johann?"

Der Graf gab ihm die Hand: „Schlafen können? Je nun! Aber ich bin so frisch, als hätte ich die ganze Nacht geschlafen. Und gelt, Gerhard, die Briefe besorgst du mir nachher?"

„Die Briefe?" Gerhard versuchte zu lächeln. „Die Briefe verbrennst du nachher, mein Lieber. Aber nun noch einmal — ich habe zwei Tage gesoffen und gelumpt und kann und darf dir heute nicht sekundieren. Der Stöpsel —"

Der Graf blies die Kerze aus. „Ich will den Stöpsel nicht. Und ich habe dein Wort."

„Das hast du freilich. Aber ich bitte dich um deinetwillen, gib mir's zurück."

„Du sekundierst mir!" Der Fuchs hatte es in seltsam herrischem Tone herausgestoßen, und der Senior schwieg.

„Ist es nun an der Zeit, Gerhard?"

„Ich denke, wir können gehen."

„In Gottes Namen!" Der Graf schritt zur Türe.

Von draußen kam leises Miauen. „Ei, die Mimi!" Der Graf öffnete die Türe, und miauend, mit gekrümmtem Buckel, sprang die kleine Katze herein und rieb sich an seinen Beinen.

„Komm, Mimi, komm!" Der Graf ging an den Tisch, goß eine Tasse voll Milch und stellte sie auf den Boden. Zögernd kam das Kätzlein und begann hörbar zu lecken.

Gerhard hatte mit finstern Blicken hinübergesehen. „Komm, es ist Zeit!"

„Gerhard —" der Graf reckte sich hochauf — „jetzt freu' ich mich auf den Kampf. Komm', was da kommen mag. Ich habe diesen Streit nicht gesucht, und meine Sache ist gerecht. Vorwärts!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

In Gerhards Wohnstube war ein halbes Dutzend Studenten versammelt — zwei standen beim Pult am Fenster, vier in der Ecke am Ofen.

Halblaut wurden die Grüße gewechselt. Vom Fenster kam Stöpsel heran und fragte den Senior mit den Augen. Der deutete wortlos auf sich.

Wieder knarrte die Stiege, und der lange Königsberger trat herein — mit dem Hut auf dem Kopf, gestiefelt und gespornt.

Der Graf hob das Haupt und ging ans Fenster.

Zwei Frankenfüchse in weiten Mänteln kamen herein, warfen die Mäntel aufs Sofa und schnallten die breiten Bauchgurte ab.

Ein älterer Student trat an den Tisch, öffnete eine Ledertasche und legte sein Besteck zurecht. Gerhard brachte das Waschbecken und den gefüllten Krug aus der Schlafstube.

„Ich denke, wir können beginnen," sagte einer von den Preußen. „Sind die Wachen ausgestellt?"

Ein Franke antwortete: „Der Legel steht vor dem Haus, ein zweiter am obern, ein dritter am untern Ende der Gasse."

Die Gegner hatten die Röcke, Westen und Hosenträger abgeworfen, und die Sekundanten schnallten ihnen die ledernen Bauchgurte um und schützten ihre Hälse durch die hohen Kravatten.

„Ich denke, wir werden bald fertig sein," sagte der Königsberger, „Aber halt, noch einen Augenblick — wo steckt meine Pfeife?"

Ein diensteifriger Preußenfuchs zog die Pfeife aus dem Rock des Königsbergers.

„Tu mir den Gefallen, leg mir die Pfeife auf den Tisch und sorg mir für Tobak. Ich muß nämlich immer gleich nachher meine Pfeife rauchen."

„Wie führt sich denn dieser Kerl auf?" raunte Gerhard an Stöpsels Ohr.

Der verzog das Gesicht und flüsterte: „Wie ein Bandit."

„Vorwärts, Ihr Herren!"

Gerhard ging voran. Die beiden Gegner, der zweite Sekundant und der Arzt folgten ihm durch die Schlafstube hinaus in die Fechtkammer. Der Unparteiische nahm ein paar Fidibusse vom Tisch und ging den andern nach.

Gerhard hob eine Diele und holte die Waffen heraus. Der Gegensekundant trat mit einem Zollstab heran und nahm das Maß der Klingen. „Achtunddreißig Zoll rheinisch," sagte er zweimal. Dann ergriff Gerhard den Stab und maß die Stichblätter. „Neun Zoll, alles in Ordnung."

Die Sekundanten traten einander gegenüber und legten sich soweit aus, daß die Stichblätter zusammenstießen.

„Kreide!" befahl der Unparteiische, und einer lief zurück in die Wohnstube.

Es war keine Kreide zur Hand.

Suchend fuhren die Augen des Unparteiischen umher. Dann hob er seinen Ziegenhainer und stieß gegen die Decke der Kammer. Ein paar Stücke Mörtel fielen herunter. „Man muß sich zu helfen wissen," sagte er, bückte sich und zog hinter dem linken, zurückstehenden Fuße des Preußen-Sekundanten in gleicher Richtung mit der einen Fensterwand einen Strich.

Gerhard wich langsam einen halben Schritt zurück.

„Herr Unparteiischer, ich protestiere. Die Stichblätter müssen zusammenstoßen. Mein Paukant wünscht nicht Komödie zu spielen," rief der Preuße.

Murrend ging Gerhard den halben Schritt wieder vor. Der Unparteiische aber lief und zog hinter seinem linken Fuße den zweiten Strich.

Die Sekundanten traten ab und reichten den Gegnern die Rapiere.

Der Unparteiische teilte den sechzehn Schuh breiten Raum zwischen den beiden Strichen durch zwei neue Striche in drei gleiche Teile und rief: „Die Mensur ist gezogen.“ Dann wich er zur Seite.

Mit den Rapieren in den behandschuhten Fäusten traten die Gegner an; jeder von ihnen hatte ein Fenster im Rücken.

Da ertönte leises Miauen. Die weiße Katze kam im Galopp durch die Schlafkammer herein, machte einen hohen Rücken und rieb sich am Stiefel des Grafen. Der Arzt trug das Tierchen hinaus.

„Auf die Mensur!“

Mit gesenkten Rapieren, die Köpfe mit Hüten bedeckt, standen die Gegner. Eines jeden linker Fuß berührte den weißen Außenstrich. Jedem zur Rechten hielt der Sekundant mit dem Knotenstock.

„Leg dich aus!“ rief Gerhard dem Königsberger zu.

Mit gestreckten Rapieren standen nun die Gegner. Der Preußen-Sekundant legte seinen Knotenstock über die Klingen. Gerhard hielt den seinigen unter die Klingen.

Totenstille war's. Dann rief der Sekundant des Beleidigers herüber: „Stoß aus!“

Die Stöcke fuhren zurück, der Graf fiel weit aus, der andere ein wenig, die Klingen klirrten, der Boden dröhnte vom Stampfen der Füße. Seitwärts, weit ausgelegt, mit vorgehaltenen Ziegenhainern lauerten die Sekundanten.

„Halt!“ rief Gerhard. Und wie gebannt hielten die Gegner. Der Unparteiische aber brach das erste Stückchen vom Fidibus, warf es zu Boden und trat darauf.

Unhörbar für die andern raunte Gerhard am Ohre des Grafen: „Nicht so hitzig! Dein Gegner steht kalt wie ein Schneemann.“

Er wich zurück. Der Gegensekundant rief: „Leg dich

aus!“ Gerhard antwortete: „Stoß aus!“ Und wieder klirrten die Waffen. Da rief eine laute Stimme: „Halt!“

Im Nu fuhren die Ziegenhainer der Sekundanten zwischen die Fechter.

„Warum halt?“ fragte der Preußen-Sekundant.

„Ich bitte um Pause,“ sagte der Graf.

„Herr Unparteiischer, mein Gegner hat auf der Mensur gesprochen,“ rief der Preuße.

„Der Paukant spricht nur im Notfall,“ erklärte der Unparteiische.

„Ich habe Not,“ sagte der Graf mit fester Stimme.

„Aber so erkläre dich doch!“ raunte Gerhard.

„Da hob der Graf sein Rapier und wies mit der Spitze über den Königsberger gegen die Wand. „Tut mir das Bild weg!“

Alle wandten sich. Keiner hatte das Bild beachtet, das groß und vergilbt, ein uralter Holzschnitt, auf einen Pappdeckel geklebt, hellbeleuchtet an der Wand hing: Christi königliches Haupt mit der Dornenkrone auf dem Schweißtuch der Veronika.

„Tut mir das Bild weg!“ rief der Graf zum zweiten Male. Und es klang so verzweifelt, daß keiner von allen zu lächeln wagte.

Das Bild ward abgenommen und hinausgetragen.

„Leg dich aus!“ rief Gerhard. „Stoß aus!“ rief der Preuße. Und der Boden dröhnte vom Stampfen der Füße.

Drei Holzstückchen hatte der Unparteiische vom Fidibus gebrochen, und im vierten Gang klirrten die Rapiere.

Der Graf keuchte und stieß wild auf den Gegner. Der aber stand, als stünde er auf dem Fechtboden, hatte das Gesicht spöttisch verzogen, fiel dann und wann ein wenig aus und wehrte die Stöße des Grafen ab, als hätte er einen Mückenpatscher in der Faust. Wilder und wilder stieß

der Graf. Gerhard aber blickte dem andern unverwandt ins stechende Auge. Da — jetzt kam's: Der Graf stieß eine Quarte de travers, der andere parierte und fiel mit einer Sekonde blitzschnell und weit aus. Aber schon sauste zugleich Gerhards Ziegenhainer von unten herauf und schlug ihm das Rapier gegen die Stubendecke.

„Halt!" brüllte der Preußen-Sekundant. Der Königsberger aber verzog sein Gesicht zur Grimasse.

„Vor seinen Sekonden nimm dich in acht!" flüsterte Gerhard am Ohre des keuchenden Grafen.

Wieder klirrten die Rapiere, wieder stieß der Graf dreimal, ehe der andere einmal zum Schein ausfiel, und wieder stieß er seine Quarte de travers.

„Halt!" brüllte Gerhard. Aber im selben Augenblick schnellte die Sekonde des andern wie eine Viper heraus.

„Nachstoß, Herr Unparteiischer!" brüllte Gerhard.

„Habe nichts gesehen," kam die Antwort zurück. Und wieder fiel ein Stück vom Fidibus auf die Bretter.

Der Königsberger stand regungslos. Er hatte das Rapier gesenkt und betrachtete angelegentlich die Spitze der Klinge. Dann warf er einen Blick auf seinen Gegner und sagte hörbar: „Jetzt hat's aber gekracht."

„Bist du getroffen?" fragte Gerhard den Grafen.

„Ich glaube fast," hauchte dieser. Da klirrte auch schon seine Waffe auf den Boden. Er griff an seine Brust und schwankte. Gerhard umfing ihn. Der Arzt sprang herzu. Der Graf sank in die Kniee: „Herr Jesus!"

„Der kann dir jetzt auch nimmer helfen," sagte der Königsberger und ging mit langen Schritten hinaus.

„Nun —?" fragte einer von den Füchsen in der Wohnstube, und die andern drängten sich herzu.

„Was weiß ich?" antwortete der Königsberger und fuhr in seinen Rock. „Ich weiß nur, gegen meine Sekonde

ist noch kein Kräutlein gewachsen. Meine Pfeife will ich aber doch lieber nicht mehr anzünden; die rauch' ich kalt auf dem Wege. Denn jetzt muß das in Eile gehen — soviel weiß ich, meine Herren."

*

Wie festgebannt lag der milchige Nebel weithin über Berg und Tal.

Er war auch ausgebreitet über dem fernen Städtlein und über dem Grafenschlosse auf seinem Felsen. Nur der Turmhelm der Pfarrkirche und der Zinnenkranz des Bergfrieds sahen aus dem regungslosen Nebelmeer goldglänzend zum blauen Himmel empor.

Die Gräfin-Witwe saß in dem Gartenzimmer, dessen hohe Fenster bis nahe an den Fußboden herabreichten.

Sie saß am Frühstückstische, und im silbernen Kännchen stand die Schokolade vor ihr, auf vergoldetem Porzellan lag der Kuchen — alles an seinem gewohnten Platze. Sie hatte die Brille vor den Augen und las in ihrer abgegriffenen Bibel.

Ein greiser Diener kam auf leisen Sohlen und hielt ihr das silberne Brett hin. Sie nahm die Briefe, legte sie neben sich und las weiter in ihrem Buche.

Da war's ihr, als müsse sie emporsehen. Sie blickte über das Tischlein hinaus auf die Terrasse, hinter der die hohen Bäume des Parkes verschwommen im Nebel ragten.

‚Um Gott!' murmelte sie, nahm die Brille ab, sah noch einmal scharf hinüber und sagte: ‚Du — Johann — ?'

Aber es kam keine Antwort zurück.

Die Uhr auf der Kommode tickte überlaut, und matt schimmerte das Silber des Tischzeuges in dem zerstreuten Lichte des nebeligen Morgens. Mit entsetzten Augen sah die Greisin hinaus auf die Terrasse. Zitternd griffen ihre Hände nach den Armlehnen des Stuhles, sie murmelte, sie

versuchte sich zu erheben, aber kraftlos sank sie zurück. Nur die Augen taten ihre Pflicht, große, runde, starre Augen.

Endlich brachte sie hervor: ‚Wie — siehst — denn du aus?'

Er stand mit schmerzverzerrtem Antlitz vor der Glastüre und hatte die eine Hand auf die Brust gelegt. Die andere Hand aber griff in die Luft. Er ging zwei, drei Schritte zurück und versank im Nebel.

Jetzt reckte sich die alte Frau. Sie stand auf, wankte zur Türe und riß am Glockenzuge. Der Diener stürzte herein.

„Suchen — alle sollen suchen, draußen im Park ist er — hörst du nicht?" Sie sank auf einen Stuhl. „Hinaus — alle hinaus —!"

Da ward ein Rennen und Laufen im weiten Schlosse. Alle suchten — sie suchten auf den Wegen des Parkes, sie suchten tiefhinein in die Wälder.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Nebel sank. Die Sonne leuchtete über dem Lande. Die Bäume tropften. Man hatte vergeblich gesucht.

Der Graf und die Gräfin saßen im hellen, im sonnendurchfluteten Gartenzimmer zur Rechten und Linken der Greisin.

„Vielleicht haben Sie doch nur übel geträumt, gnädige Frau Mama?" sagte der Sohn.

„Laß du satteln und reite, was du reiten kannst; dein Sohn ist in Lebensgefahr."

10. Aber er lebt —!

> Aber er lebt und kann es nicht erdulden,
> in seinen eigenen Augen des Lebens
> unwürdig zu sein. Kant.

Vergilbte Blätter, von Gerhards Hand im November 1813 beschrieben, geben Nachricht über sein Schicksal:

Als Graf Johann schwer verwundet in meine Arme sank, wußte ich, daß nun alles von meiner Ruhe und Besonnenheit abhing. Und ich war fortan merkwürdig ruhig und fest entschlossen, meine Pflicht bis zum letzten zu erfüllen. Aber dann —? Ja dann: Patet ianua — exi! Dort ist die Türe, sie steht dir offen. Das war mein Trost.

Wir legten den Grafen auf mein Bett, und der Arzt untersuchte die Wunde. Der Stich war in die rechte Brust gegangen. Dreikantig klaffte das Loch.

In meiner Wohnstube verpflichtete ich uns Burschen und Füchse auf Ehrenwort, im allgemeinen das strengste Stillschweigen zu beobachten. Aber wir waren einig, daß ich sofort den Geheimrat ins Vertrauen ziehen, und daß einer von uns auf dem besten Pferde des Posthalters zum Vater des Grafen reiten müsse. Das Paukzeug wurde versteckt.

Wir verließen das Haus bis auf den Arzt und Stöpsel; wir gingen einzeln und zu zweien unauffällig dahin und dorthin.

‚Patet ianua — exi!' so sprach es mit der Regelmäßigkeit des Atemholens in mir und gab mir Ruhe und Kraft.

Der Geheimrat war daheim.

Er kam, untersuchte die Wunde und traf seine Anordnungen. Auf meine stumme Frage zuckte er wortlos die Achseln. Der Paukarzt und Stöpsel sollten zur Pflege bleiben.

Draußen in der Wohnstube bat ich den Geheimrat, von einer Anzeige abzusehen, ehe der Vater des Grafen eingetroffen wäre.

Er überlegte lange. Auch er war der Meinung, daß man mit Rücksicht auf das gräfliche Haus zunächst jedes Aufsehen vermeiden müsse. Aber allein konnte er die Verantwortung nicht tragen. Er behielt sich vor, die Sache im Vertrauen mit Professor Töbing zu besprechen.

Schon in den letzten Stunden des Nachmittags trat der alte Graf in meine Stube. Ich wußte nicht, war er oder war mein Bruder, anstatt zu reiten, geflogen. Aber ich sann dem nicht weiter nach. Genug, er war da, und ich fühlte mit Wonne — meine Pflicht war getan. Patet ianua — exi!

Der Graf war tief erschüttert. Doch er bewahrte die Haltung des Grandseigneurs. Ich verschwieg ihm nichts; ich schonte mich nicht im geringsten, als ich den nichtigen Anlaß erzählte.

Kein Wort des Vorwurfes entfuhr ihm. Aber eingehend mußte ich ihm versichern, daß sich sein Sohn untadelig geschlagen hatte.

Die Güte dieses wahrhaft vornehmen Mannes zermalmte mich vollends. —

Den Rest des Nachmittages lief ich planlos im Walde umher. Gegen abend kam ich nach Hause zurück.

Auf den Zehen betrat ich meine Schlafstube. Am Bette des Verwundeten saß der Graf mit gesenktem Haupte und gefalteten Händen. Am Fenster lehnte Stöpsel.

Noch einen Blick wollte ich auf den werfen, den mir einst die Seinen ins Gewissen gebunden hatten.

Es war mir fürchterlich zu Mute, als ich in der Dämmerung das edle, totenblasse Antlitz, umflossen vom Gewirre der Locken, auf dem Kissen entdeckte.

Patet ianua — exi!

Und ich ging hinaus in meine Stube.

Auf dem Sofa lehnte noch das alte Bild mit dem Christuskopf. Ich mußte hinsehen, und ich fühlte, wie sich meine Haare sträubten unter dem Blick der weitgeöffneten Augen.

Zwei, drei Schubladen zog ich auf, so leis als möglich. Da fand ich, was mir nottat.

Ich wußte einen stillen Ort: Die Bude, die einst Körbelius mit seinem Bruder bewohnt hatte, stand leer. Dorthinauf trugen mich meine todmüden Füße.

Ich stellte das schwarze Kästchen mit dem eingelegten Frankenzirkel vor mich auf den Tisch und setzte mich auf einen Stuhl. —

Ich war nun durch. Und ich gedachte der ersten Tage auf hoher Schule. Ich schloß die Augen, und vor mir dehnte sich wie damals die Halde mit junggrün belaubtem Buschwerk, ein unergründlich tiefes Gewirre von schwankenden Zweigen. Und ich hörte die Stimmen von damals, ich sah die goldenen Lichter von damals zittern auf dem grünen Moose und sah mich eindringen mit klopfendem Herzen und vorgehaltenen Armen — als einen Unschuldigen eindringen in all die jauchzende Unergründlichkeit.

Jetzt war ich durch. Und mit geschlossenen Augen sah ich zurück über die Halde, zurück bis auf den ersten Tag.

Was war's doch gewesen? Ein schmaler Saum von Buschwerk. Aber jetzt wölbte sich nicht mehr der hohe, blaue Himmel darüber, jetzt malte keine Sonne mehr die lockenden, zitternden Lichter auf weiches Moos; und all die Tausend und Tausend, die gesungen und getrillert, geschlagen und geschluchzt hatten in seliger Wonne, die waren verstummt.

Ich fühlte in meinem Gebein die Qual des Verdammten. Ein Gewirr entblätterter Zweige, ein trauriges Gestrüppe, das sich hinter mir dehnte unter einem niedern, grauen Himmel in unbarmherziger Klarheit — das war meine Jugend. Jawohl, das war meine Jugend, und ich sah den Weg, den ich mir eigenwillig gebahnt hatte, sah meine Fußtapfen und die Fußtapfen der andern auf dem grauen Moose und in den stumpfblinkenden Lachen. Der Wind strich durch das

Gestrüppe, die blattlosen Zweige rieben sich aneinander — und eiskalt wehte mich's an. Das trübselige Buschwerk war übersät mit großen, spitzigen Dornen, und an den Dornen hingen blutige Fetzen von meinem Fleisch.

Ich war nun durch. Patet ianua — exi!

Ein Verslein schwirrte gegen mich an wie eine Fledermaus, flatternd im Zwielicht; ein Sprüchlein, das sich die Burschen gern zum ewigen Gedächtnis ins Stammbuch schrieben:

> Lustig gelebt und lustig gestorben,
> das heißt dem Teufel sein Konzepte verdorben.

Ich lachte auf, ich griff nach dem Kasten und nahm eine Pistole heraus.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Vater im Himmel, ich danke dir von Grund meiner Seele, daß du mich nicht also erbärmlich hast dahinfahren lassen. Vater im Himmel, meine Sünden brandeten über mich hin und raubten mir Atem und Besinnung; aber deine Barmherzigkeit war stärker als sie.

Die Türe öffnete sich, und das Licht einer Kerze fiel herein.

‚So — da stecken Sie also, junger Herr?‘

Die schwarze Moral kam mit ein paar langen Schritten herzu, stellte den Leuchter auf den Tisch und wand mir die Pistole aus der Hand, als verstünde sich das alles von selbst.

Willenlos, als wäre ich ein Kind, ließ ich sie gewähren.

‚Im ganzen Hause habe ich Sie gesucht, junger Herr, und jetzt sind Sie da heroben.‘

‚Ich weiß nicht, was Ihnen das Recht gibt —?‘ brachte ich endlich heraus.

‚Das Recht?‘ Sie legte die Pistole behutsam in den Kasten und nahm diesen unter ihren Arm. ‚Das Recht zu

helfen hat jedermann. Solches Recht hab' ich mir noch immer ohne viel Fragen genommen. Ich hab' einmal zwei kleine Buben mit ihrer Mutter auf einen Turm gerettet. Ich hab' wieder einmal einen schwerwunden Vater von der Landstraße heimgeholt und hab' ihn zur Genesung gepflegt. Und heute nehm' ich mir zum drittenmal mein Recht. Wer will mir's wehren?'

‚Aber ich kann ja doch nimmer leben!'

‚Ich kann nimmer leben?' Sie stellte den Kasten wieder auf den Tisch, stemmte die Fäuste darauf und sagte nachdenklich: ‚Ich kann nimmer leben! Gewiß, das verstehe ich auch; jawohl, ganz gut verstehe ich das. Aber glauben Sie mir, es geht doch, wenn man will.'

‚Meine Sünden treiben mich in den Tod.'

‚Welche Sünden?'

‚O, eine ganze Kette von Sünden. Und zuletzt hab' ich den Grafen ins Verderben gehetzt.'

‚Das warten Sie ab, junger Herr.'

‚Glauben Sie nicht auch, er muß sterben?'

‚Zum zweiten Male: warten Sie's ab. Er ist jung, und bei Gott ist kein Ding unmöglich. Aber hören Sie mich, junger Herr? An Ihrer Stelle wüßte ich wohl, was ich täte.'

Sie deutete mit einer Handbewegung in die Ecke. ‚Dorthin kniete ich und betete für ihn und für mich, bis mir die Kniee wund würden.'

‚Beten? O Jungfer, ich habe seit Jahren nimmer gebetet.'

‚Dorthin kniete ich und betete: »Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern, und dein Wille geschehe.« Jetzt aber ist meine Weisheit zu Ende, und ich muß einen Stärkeren holen, als ich bin.'

Sie nahm das Kästchen unter den Arm und reichte mir die Hand über den Tisch: ‚Versprechen Sie mir in diese

meine Hand, die Ihren Vater einst von der Straße aufgehoben und Ihnen heute auch nicht zum ersten Male das Gröbste abgeputzt hat — geloben Sie mir, daß Sie sich in den nächsten vierundzwanzig Stunden kein Leid antun wollen.'

‚Ich weiß doch nicht,' gab ich zur Antwort.

‚Aber ich weiß es für Sie,' sagte sie gebieterisch.

Und — ich gab ihr die Hand.

Sie ließ den Leuchter auf dem Tisch. ‚Ich gehe jetzt und hole den Herrn Professor Töbing. Es wird Ihnen recht sein. Er ist drunten beim Grafen.'

Sie wartete nicht, ob es mir recht war.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

An selbigem Abend schon schlief ich in Töbings Hause neben seiner eigenen Stube.

Töbing, Töbing! Hatte mich die Jungfer mit starker Hand dem Tod entrissen, dann hast du, Töbing, mich schrittweise wieder ins Leben geführt.

Ich sagte ihm alles. Und ich fühlte die befreiende Wirkung des rückhaltlosen Bekenntnisses vom Munde zum Ohr eines Vertrauten.

Er schenkte mir nichts. Er strafte mich wie ein strenger Vater — er zerbrach mich ganz anders, als ich mich hatte zerbrechen wollen. Dann aber richtete er mich empor mit der Liebe des Vaters.

In einem neuen Lichte sah ich Vergangenheit und Zukunft, mein kleines Leben und das große Ganze, in das ich atmend gestellt bin — meinen verderblichen Eigenwillen und meine gottgewollte Bestimmung.

Der Graf lebte und ging der Genesung entgegen — der Genesung zum Krüppel. Seines Vaters Einfluß schlug jede Untersuchnng der Angelegenheit nieder. Der Königsberger war entflohen.

Mit Tränen des Schmerzes, aber auch der Dankbarkeit

kam ich von Johanns Lager, an dem mich die Hand des alten Herrn für mein Vorhaben eingesegnet hatte.

Mit vierzig andern Burschen unserer Hochschule zog ich in den Krieg. Ich kämpfte bei Leipzig und wurde nicht unerheblich verwundet. Ich liege hier in dem sächsischen Schlosse und warte mit Ungeduld auf meine baldige Genesung.

Ich werde dem Vaterlande immer wieder darbieten, was ja doch von Anfang an nicht mir gehörte, sondern ihm. Ich werde kämpfen, bis ich falle oder bis es gar frei ist.

Ich weiß ja wohl: Sühnen kann ich dadurch nicht das Geringste. Aber mein Leben kann ich mir wieder verdienen von Tag zu Tag.

Was Gott als Sühnopfer noch fordert von mir, des bin ich gewärtig. Und kein Opfer wird genügen. Entsühnen kann mich nur sein Erbarmen.

Dies aber sind Töbings Worte, an denen ich mich zurückgetastet habe ins Dasein:

Es gleicht das Menschenleben dem Bächlein, und als ein Strom rollt das Leben eines Volkes dahin vom geheimnisvollen Aufgang zum gewissen, endlichen Niedergang. Und ist noch niemals ein Wasserlauf gewesen, den nicht dann und wann Unreines getrübt hätte — und kein Strom dieser Erde, der nicht Kloaken in sich aufnehmen müßte. Aber Bächen und Flüssen und Strömen ist eigen, daß sie sich reinigen können im Lichte der Sonne und im unablässigen Willen nach vorwärts. Von selber freilich mitnichten. Zum Wollen bedarf es des Lichtes — hörst du? — des Lichtes von oben. Fehlt eines, das Licht oder der Wille, dann enden beide, Menschenleben und Volksstrom, in Sumpf und Sand, wie ihnen gebührt.

Von **August Sperl** sind in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig, weiter erschienen:

Kinder ihrer Zeit.

Drei Geschichten. **5. Tausf.** Geh. M 4.—, geb. M 5.—

„Von großer, erschütternder Schönheit. — Sperls Werken schafft zwar der Kulturhistoriker den Stoff herbei, doch gestaltet ihn stets der Dichter." Wiener Abendpost.

Richiza.

Roman. **6. Auflage.** Geheftet M 4.50, gebunden M 5.50

„Des rauhen Kriegers Lärm, des Lenzes süßer Hauch, Ränke und Treue, Mut und Verzagen, Größe und Knechtsinn, das alles ist über diese Handlung so wundersam verstreut, das ruft und lärmt und singt und gellt aus diesem Buche so mächtig in unsere Herzen, daß es uns über der Lektüre wie ein alter Zauber gefangen nimmt. Wir stehen mit unter denen auf Castell und teilen ihre geringen Freuden und großen Schmerzen. Dies Buch, ein hohes Lied der Treue, ist echt und groß, ist stark und wahrhaft, ist eine Dichtung von dramatischer Kraft, die uns lange noch umklingt, wenn wir den Sinn des lauten Tages in ihre stillen Blätter versenkten. Es ist ein deutsches Buch wie deren wenige und hat ein Recht auf uns, auf unsere Jugend, die sich daran erbauen soll." Saalezeitung.

Von **August Sperl** sind in der C. Ed. Müllerschen Buchhandlung, Halle a. S., erschienen:

Prickelnd.

Novelle. **3. Tausend.** Kartoniert M 1.—

„Ein Kabinettstück novellistischer Erzählungskunst, das auf wenigen Seiten eine sehr ernste Frage moderner Schriftstellerei in tief ergreifender Weise behandelt." Literarischer Jahresbericht.

Der Ratsschreiber von Landshut

5. Tausend. Gebunden M 4.—

Dramatische Werke I.

Geheftet M 2.—, gebunden M 3.—

„Gestalten, in denen Leben steckt und deren Wiedergeben seine Wirkung nicht verfehlen dürfte." Leipziger Zeitung.

15.10.11

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen